Der Eintritt der Türkei

in die

Europäische Politik des achtzehnten Jahrhunderts

von

Hermann Abeken
ehemal. Vorstand des statistischen Büreaus in Hannover.

Mit einem Vorworte
von
K. Stüve.

Mit Aktenstücken.

Berlin 1856.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

Druck von Fr. Culemann in Hannover.

Vorrede.

Die Blätter, die hier dem Vaterlande übergeben werden, sind das Vermächtniß eines Verstorbenen, dessen Treue und Liebe zu seinem Lande und Volke durch eigne Anschauung jener transatlantischen Welt, deren Bild vielen zur Verführung dient, gehoben war, der diese Treue und Liebe in den Stürmen der letzten Jahre bewährte, und der bis zur Erschöpfung des Todes danach rang, der Wahrheit, die er erkannt hatte, Geltung zu verschaffen und die politische Richtung und Bildung des Volks von den dünkelhaften Theorien und Einbildungen, aus denen uns so vieles Unheil geflossen ist, auf den festen Boden der Thatsachen hinüber zu leiten. Es war ihm nicht vergönnt sein Ziel zu erreichen; möge wenigstens dies Denkmal seines Strebens dem Vaterlande zeigen, daß auch hier einer der bessern unter seinen Söhnen in seinem Dienste erlegen ist.

Hermann Abeken stammt aus einer Familie, die, sehr reich an geistiger Begabung, leider fast eben so reich ist an solchen Söhnen, die vor der Zeit von ihrer Bahn hinweggenommen sind. Zahlreichen Freunden ist noch die wehmüthige Erinnerung an Wilhelm Ludwig Abeken, seines Vaters Bruders, geblieben, der als Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin 1826 im 34. Jahre schied. Und so starben seine Brüder, Jacob Friedrich Christian, im Jahre 1841 im 27. Lebensjahre und Wilhelm Ludwig Albert Rudolf, im Jahre 1843, der letztere unmittelbar nach der Vollendung eines Werkes gründlichster Forschung, im 30. Jahre, hinweg. Hermann schien ein anderes Loos fallen zu sollen. Am 27. Juni 1820 zu Osnabrück geboren, wo sein ehrwürdiger Vater noch jetzt als Director des Rathsgymnasiums lebt, schien er, ein äußerst lebhafter, gewandter und kräftiger Knabe, an der strengen Wissenschaftlichkeit des väterlichen Hauses weniger Gefallen zu finden. Er wollte sich dem Handel widmen, nach dem Beispiel mehrerer väterlicher Verwandten; und wie auch mehrere Verwandte und Brüder seiner in den ersten Wochen dieses Jahres auch ver-

ewigten trefflichen Mutter, einer geborenen v. Wurmb aus Wolfremshausen bei Nordhausen, einer Verwandten des Schillerschen Hauses, in fremden Welttheilen oder sonst in wechselnden Schicksalen und Lebensverhältnissen sich versucht hatten: so entschloß er sich sofort nach vollendeter Schulzeit — er hatte das Gymnasium bis zur Tertia besucht — nach New-York zu gehen, wo er im Hause eines Verwandten sich für den Handel ausbilden wollte. Hier bestand er vom Frühling 1837 an seine Lehrjahre, stand nachher in einem andern Hause als Commis; allein im Spätherbst 1842 nöthigte ihn ein Brustleiden zurückzukehren, um in dem mildern Klima Europas seine Gesundheit herzustellen. Die Seereise befreite ihn von seinem Uebel völlig. Als er aber im älterlichen Hause ankam, fand er tiefes Leid um den zweiten Bruder, Friedrich, der als Führer des Grafen von Görz-Schlitz in Bonn zum Tode erkrankt war; er eilte nach Bonn, um den Bruder sterben zu sehen, und hier knüpfte sich nun zwischen ihm und dem jungen Grafen, der dem Bruder herzlich zugethan gewesen war, ein engeres Verhältniß, das seinem Leben eine andere Richtung gab. Der Betrieb des Handels, wie er solchen in Amerika kennen gelernt hatte, das von diesem Geschäfte schwer zu trennende Schweben auf der scharfen Schneide zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Lüge, dieses zumal dem Amerikaner eigenthümliche Wagen, auch auf dem Gebiete des Sittlichen, sagte doch dem tiefen sittlichen Gefühle, das er aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, nicht zu. Er war in diesem Gefühle mit seinem Jugendgenossen, Friedrich v. Gülich, jetzt K. Preußischer Generalconsul und Geschäftsträger in Chile, auf der Rückreise in Hamburg, wo derselbe, durch unglückliche Verhältnisse bewogen, sich dem Handel widmete, zusammengetroffen. So erschien denn das Leben der Wissenschaft in einem andern Lichte. Er ließ sich leicht bewegen, den Grafen Görz nach Göttingen zu begleiten, wo beide die Rechte studirten. In dem Gedanken, im Preußischen Staatsdienste sein Fortkommen zu suchen, setzte er dann seine Studien in Berlin fort und bestand dort noch eine Maturitätsprüfung. Allein auch darin wurde er unterbrochen. Der Graf Görz hatte den Gedanken gefaßt, eine Reise um die Welt zu machen und wünschte auch hier Abekens Begleitung, zu der dieser sich entschloß, wenn gleich seine Studien dadurch auf unerwünschte Weise unterbrochen wurden. Beide schifften im Spätsommer 1844 sich in Liverpool nach Amerika ein, bereiseten nach einem längern Aufenthalte in New-York mehrere Staaten der Union und gingen dann nach Westindien. Auf Cuba, namentlich zu Havannah, verweilten sie länger als zwei Monate, besuchten dann Jamaica, Haiti, St. Thomas und Martinique. Im Sommer 1845 waren sie auf dem Festlande von Südamerika. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte zu Georgetown im Britischen Guyana begann Abeken statistische Arbeiten über die Ver-

hältnisse und den Handel Amerikas. Nachdem dann die Urwälder am Surinam besucht waren, fuhren sie über den Golf von Mexico nach Carthagena, gingen über die Landenge von Panama und dann zu Schiffe nach Lima, wo sie das Jahr 1845 schlossen. Hier trennte sich Abeken von dem Grafen, der seine Reise um die Welt fortsetzte, und ging nach Valparaiso, reis'te von dort noch in das Innere, mußte aber doch den Weg um das Cap Horn nach Rio de Janeiro wählen, wo er Ende April ankam und sich ebenfalls länger aufhielt, indem er seinen statistischen Studien fortwährend oblag. Von hier fuhr er geraden Wegs nach Baltimore, wo er durch Windstille unter dem Aequator schwer und zu großem Schaden seiner Gesundheit gedrückt Ende Juni 1846 ankam. Nun ging er nach New-York, verheirathete sich hier in der Aussicht eine zusagende Stellung in Amerika selbst zu finden. Allein jene Hoffnung täuschte ihn und im Herbst 1846 kehrte er nach seiner Heimath zurück.

Es gehört wohl zu den schlimmsten Krankheiten unserer Zustände, daß der öffentliche Dienst im Leben unserer gebildeten und höhern Stände ein zu großes Uebergewicht gewonnen hat. Möser scherzt über dieses Uebel, indem er den Staat mit einer Pyramide vergleicht, deren Seitenlinien sich ausbauchen. Er konnte noch darüber scherzen, während wir in den letztverflossenen funfzig Jahren das Uebel zur Gefahr gesteigert haben. Während unsere Bildungsanstalten darauf zielen, jeden Menschen der höhere geistige Entwickelung sucht, nur auf den Staatsdienst vorzubereiten und daneben mit Recht auf dieser ersten Stufe die größte Freiheit gewährt ist, sind wir denn durch unser Accessisten-, Auditoren-, Auscultatoren-, Supernumerarien- und Candidatenwesen dahin gelangt, völlig unreife und unentwickelte Charactere in eine Stellung zu bringen, welche einerseits einen wenigstens factisch anerkannten Anspruch auf Fortrücken im Dienst, andererseits aber eine höchst einseitige Ausbildung zu bloßer Geschäftsroutine mit sich führt. Daraus folgt, daß für den, dessen Lebensgang ihn nicht auf diesen Weg der Alltäglichkeit führte, auch bei hoher Fähigkeit und Tüchtigkeit sich nur schwer ein Raum findet, daß die Regierungen selbst in der Wahl ihrer Gehülfen auf eine peinliche Weise gebunden und dadurch sehr geschwächt sind. — Dies Uebel aber steigt je mehr wir den öffentlichen Dienst ausbilden und regeln. Während das frühere Wesen von Patrimonialgerichten, Stadtverwaltungen, Patronatrechten, kleinen Fürstenthümern und Herrschaften für den strebenden Geist überall die Mittel gewährte, dennoch seinen Platz zu erringen, haben wir für Leute dieser Art fast nur noch die Laufbahn des Schriftstellerthums übrig gelassen, haben eine große Zahl frei und fest gebildeter Geister und Charactere in sie hineingedrängt und diese zugleich dem thätigen Leben entfremdet in eine feindselige Stellung gegen die bestehende Ordnung gebracht, deren Wirkungen wir bereits schwer tragen.

Abeken fand sich bei seiner Rückkehr aus Amerika in vollem Maße in dieser Lage und wir dürfen es theils als eine Wirkung des festen Grundes, den er im Vaterhause gelegt hatte, theils als einen Beweis der politischen Reife betrachten, die er im Treiben des Amerikanischen Lebens gewonnen hatte, daß er sich bei der ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit auch durch die Bewegungen jener Zeit nie verführen ließ. Die schriftstellerische Laufbahn, auf die er sich hingewiesen fand, begann er mit der Schrift: Amerikanische Negersklaverei und Emancipation. 1847. Berlin bei Nikolai, VI. u. 232 S. in 8. — Er suchte hier einen, zu jener Zeit, wie so vieles andere, durch Gefühlspolitik, Partheiwesen und Gewinnsucht verdunkelten Gegenstand auf das richtige Maß der Thatsachen zurückzuführen, indem er die Sklaverei und Emancipation im Allgemeinen, die Colonisations-Versuche mit freien Negern, Coolis und Europäern, und endlich die deutsche Colonisation in Brasilien behandelte. Der Augenblick war aber für Arbeiten dieser Art sehr wenig günstig. Den Winter 1847 auf 1848 brachte er in Bonn zu, beschäftigt mit einer größern Arbeit über den Englischen Handel. Er vollendete diese unter den ersten Bewegungen der Revolution; die Zeit war eine noch ungünstigere geworden und das Manuscript ist ungedruckt geblieben.

Indeß erfüllte ihn das revolutionaire Treiben in seiner Nähe, namentlich Kinkels, mit tiefem Widerwillen und Entrüstung. Mit dem Leben Amerikas vertraut, sah er der Hohlheit und Haltlosigkeit dieser Dinge auf den Grund und die Untreue empörte ihn. Als er im Frühlinge 1848 sich nach Berlin begab, um den Versuch zu machen, den Abdruck seiner Schrift zu erreichen, war das, was er hier erlebte, der Sturm des Zeughauses und ähnliches Widerwärtige, noch weniger geeignet, seine Theilnahme zu erwecken. Er fühlte das entschiedene Bedürfniß, diesem Unheil nach Kräften entgegen zu arbeiten. Er schrieb damals: „Die Republik in Nordamerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung in Deutschland.“ Ferner: „1789. 1848.“ „Mirabeau über das Königliche Veto, Uebersetzung mit einem Nachwort.“ Beides gedruckt zu Berlin 1848.

Allein das Schicksal wies ihm eine andere festere Thätigkeit an, als die politische Schriftstellerei, für die jene Zeit in gründlicher Weise keinen Raum gab. In Hannover hatte sich das Bedürfniß herausgestellt, die Statistik des Landes zu bearbeiten. Es ist aus Rehbergs Schrift über die Staatsverwaltung deutscher Länder, Hannover 1807, bekannt, welch ein tiefer Widerwille in Hannover gegen statistische Behandlung der öffentlichen Verhältnisse herrschte. In jener frühern Zeit hatte diese Ansicht einen gewissen Grund. Das System der damaligen Regierung beruhete auf einer Schonung der Einzelgestaltungen und auf einer Un=

mittelbarkeit und Selbstthätigkeit der localen Gewalt, welche für die auf sehr Weniges beschränkte Centralstelle das Eindringen in die Verhältnisse vielfach überflüssig machte. Daß man aber diesen Widerwillen gegen die Statistik festhielt, als man längst zu einer andern Regierungsweise übergegangen war und täglich weiter centralisirte, als man genöthigt gewesen war, durch Gesetze und Ordnungen durchgreifendster Art von oben her die Verhältnisse umzubilden, das war ein Fehler. Jene Unmittelbarkeit der Anschauung war längst verloren, und nun hatte man an die Stelle der Thatsachen allgemeine Theorien gesetzt, die sich um so leichter handhaben lassen, je willkürlicher und oberflächlicher man dabei zu Werke geht. In einer Zeit, welche Reformen verlangte, trat nun dieser Mangel sehr hemmend hervor. Konnte man die Thatsachen nicht aus Licht ziehen, so blieb kaum etwas anders übrig, als völlig revolutionaires Verfahren.

Die Ungunst aber mit der man die Statistik zu behandeln pflegte, hatte dies Sammeln und Ordnen der Thatsachen zu einem Geschäfte für Subalterne gemacht, und von Einzelnen unter diesen war mit Fleiß und Liebe gearbeitet. Allein die Erfahrung lehrt, daß die Geschäfte in diesen Händen sehr leicht in bloßer Form erstarren. Wo geschaffen werden soll, wo eine frischere geistige Auffassung nöthig ist, da reichen sie selten aus. Nun war aber unter den Staatsdienern von höherer Bildung kaum einer zu finden, der eine Beschäftigung dieser Art nicht unter seiner Stellung gehalten hätte. So geschah es, daß die Blicke auf Abeken fielen, der als gebildet, geistig regsam, zu Arbeiten dieser Art befähigt und in hohem Grade zuverlässig — in jener Zeit eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft — bekannt war. Für ihn schien es ein sehr glückliches Loos, daß sich ihm dies Feld der Thätigkeit eröffnete; er trat im Juli 1848 jenen Dienst, die Aufgabe einer Statistik des Königreichs zu schaffen, an.

Die Aufgabe war schwer. In den Acten lag Stoff in Menge. Es ist ja das Schicksal unserer Registraturen, daß in ihnen die Acten von dauerndem Werthe von den vorübergehenden Erscheinungen des Tages so überwuchert werden, daß sie zu einer völlig verlorenen todten Masse werden. Aber für den mit den Geschäften wenig bekannten war es keine geringe Mühe, sich nun auch erst im Rohen zu orientiren. Zu Gehülfen konnten ihm in jener Zeit nur Leute von geringer Fähigkeit gegeben werden, deren Arbeiten sich nur zu oft als völlig unzuverlässig erwiesen. Dazu kam, daß sich bald unter denen, die ihm zunächst das Material zu liefern hatten, eine gewisse Ungunst gegen das neue Institut entwickelte. Es zeigte sich, daß dieses neue Bearbeiten eines bisher in völlig feststehender Form behandelten Materials durch fremde Hand und in freierer Weise mancherlei Mängel aus Licht zog. Dadurch gewann zwar das neue

Institut für die Regierung entschieden an Werth; allein die, welche bisher gewohnt gewesen waren, die Geschäfte ohne alle fremde Einwirkung im einmal hergebrachten Gange zu betreiben, und die sich darin eine gewisse Geltung erworben hatten, sahen das nicht gern und erschwerten nicht selten die Gewinnung des Stoffes.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Ungeachtet des eisernen Fleißes, mit welchem Abeken in seinen statistischen Geschäften arbeitete, konnte doch sein regsamer Geist sich der lebendigen Theilnahme an dem allgemeinen Gange der öffentlichen Dinge nicht entschlagen. Er nahm Antheil an allen gegen die destructiven Bewegungen jener Zeit gerichteten Bestrebungen. So schrieb er für das Hannoversche Magazin eine Reihe von Aufsätzen unter der Aufschrift: „Amerikanische Briefe." Die Hannoversche Zeitung enthielt eine große Zahl von Aufsätzen aus seiner Feder, die nicht selten einer ganz andern Hand zugeschrieben wurden. Auch die allgemeine Zeitung erhielt Correspondenzen von ihm. Dann suchte er namentlich während der Wahlen im Winter 1848 auf 1849 dem Treiben mit Correspondenzen und fliegenden Blättern entgegen zu wirken. Das alles war lediglich Ausfluß seines reinen Eifers für das, was er als wahr und recht erkannte; allein damals war ein nicht geringer Theil der untern Staatsdiener zu Ansprüchen aller Art — wie es ja die selbstsüchtige Weise der Zeit mit sich brachte — aufgeregt. Die Unsicherheit, in der sich die Regierung befand, die Erwartung, bald ein revolutionaires Ministerium an ihre Stelle treten zu sehen, wirkte auf das verderblichste ein. Natürlich mußte ein Mann, dessen Stellung ohnehin bei dieser Classe eine mißliebige war, durch die Rücksichtslosigkeit seines Auftretens im höchsten Grade unangenehm werden. Während man in den öffentlichen Blättern durch Lügen seine Stellung zu den Ministern verdächtigte, suchte man zugleich seine geschäftliche Thätigkeit zu hemmen.

Unter diesem mühsamen Sammeln und Ordnen und Ringen verging das erste Jahr. Er war nun so weit gerückt, daß er in einem ersten Hefte Materialien zur Handelsstatistik liefern konnte; freilich nichts Vollständiges, da es hierzu an allen Vorarbeiten fehlte und die Vollständigkeit bei einem Binnenlande von der Gestaltung Hannovers überall unerreichbar ist, aber dennoch eine Grundlage für Weiteres. Diese Arbeit, welche vielleicht besser aufgeschoben wäre, war vorweg genommen, weil die Fragen der Zoll- und Handelsverfassung damals so sehr drängten. Gleichzeitig aber war das Material zur Agrarstatistik gesammelt und mit großer Anstrengung geordnet. Diese Arbeit, die von den einzelnen Gemeinden aufsteigend die Thatsachen zusammenfaßte, hat über eine Menge Verhältnisse die schlagendsten Lichter verbreitet. Von der Mühe, die darauf verwandt ist, geben die beiden gedruckten Hefte kaum ein oberflächliches Bild.

Im Bewußtsein dieses Kampfes mit Schwierigkeiten aller Art fühlte sich Abeken bei seiner reizbaren Natur tief verletzt durch eine Recension in den Göttinger gel. Anzeigen, die seine Arbeiten von einem Standpunkte beurtheilte, den ein der Verhältnisse Kundiger nicht genommen haben würde; indeß fuhr er unermüdet fort. Leider drückte ihn anhaltendes Unwohlsein seiner geliebten Gattin. Doch wandte er sich um so entschiedener zu seinem Geschäfte, als er dabei noch in andrer Hinsicht glaubte, dem Lande dienen zu können. Seine verstorbenen Brüder hatten in früheren Jahren das Glück gehabt, von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen, dem jetzigen Könige, gekannt zu sein. Die Güte, mit der dieser sich derselben erinnerte, brachte Abeken in Beziehungen zu dem hohen Herrn, und dessen brennender Eifer, sich von allem zu unterrichten, was die Verhältnisse des Landes angeht, fand in Abekens statistischen Arbeiten reichen Stoff zur Befriedigung. Abeken seiner Seits bestrebte sich nun um so mehr, die wichtigsten Verhältnisse zu veranschaulichen.

Indeß trat im Herbst 1850 ein Ministerwechsel ein. Diejenigen, die ihn herangezogen hatten, traten zurück, und wenn auch ihre Nachfolger die bisherige Politik beibehalten wollten, so fühlte sich doch Abeken durch diesen Wechsel sehr gedrückt. Er war gewohnt gewesen, über seine Arbeiten mit den Ministern, die dieser Schöpfung vorzügliche Pflege zuwandten, sich stets persönlich zu besprechen. Dadurch waren die eigentlichen Zwecke und Ziele ihm klar vor Augen gelegt, das Bewußtsein, für solche Zwecke zu arbeiten, hatte ihn über die Mühseligkeiten gehoben. Wenn er auch ferner mit Güte behandelt wurde, so fiel doch diese Art des Verkehrs und die dadurch bedingte Erleichterung hinweg. Auf fortschreitende Entwickelung des Instituts glaubte er nicht rechnen zu dürfen. Allerdings war ein bedeutendes Material gesammelt und zu verarbeiten, und so blieben die Verhältnisse anfangs noch einfacher. Allein der zweite Ministerwechsel im November 1851 und der dritte im April 1852 brachten doch Sorgen, die sich dann durch den vierten Wechsel im November 1853, wo entschieden der frühern Richtung abgesagt wurde, verwirklichten. Der Widerwille gegen die statistische Behandlung der Thatsachen gewann wieder das Uebergewicht und Abeken fühlte sich in seinem Lebensberufe immer mehr beengt.

Er hatte sich nun einer andern Arbeit unterzogen, die ihn ableiten sollte. Die Geschichte der letzten Jahrzehnde des 18. Jahrhunderts beschäftigte ihn vielfach. Der wunderliche Gebrauch, den Adolf Schmidt von Acten des Berliner Archivs in seiner Geschichte der Preußisch-Deutschen Unionsbestrebungen machte, regte Abeken, der an den Bewegungen von 1849 und 1850 eben so sehr wie an denen von 1848 im Sinne der Hannoverschen Regierung Antheil genommen hatte, ungemein auf. Die

Unvollständigkeit in der Darstellung des Fürstenbundes, die sich schon durch die Vergleichung mit dem aus den Papieren des Hannoverschen Ministers v. Beulwitz gezogenen Aufsatze Gödekens im Neuen Archiv für Niedersachsen, Jahrgang 1841, p. 65 u. f. an den Tag legte, ließ ihn dessen Papieren nachforschen. Es gelang ihm, dieselben zur Einsicht zu bekommen, und in ihnen einen Schatz des Wissens, der seine Kenntnisse und seine Einsicht in die Dinge in hohem Grade bereicherte. Denn Beulwitz war ohne Zweifel ein welterfahrener, geistreicher Mann, der durch jene Verhandlungen über den Fürstenbund und andere damit in Verbindung stehende Geschäfte, sich an mehreren bedeutenden Punkten Vertrauen erworben und so ein sehr erhebliches Material zur Kenntniß jener Zeit gesammelt hatte. Abeken bearbeitete diese Papiere mit großem Fleiße und begann auf sie gestützt eine Darstellung der Verhandlungen während des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts niederzuschreiben, über der er dann seine Sorgen vergaß.

Diese steigerten sich immer mehr. Schon die Volkszählung von 1852, nach einem Plane, den er für unzweckmäßig mit Recht hielt, hatte ihm Unannehmlichkeiten gebracht. Das letzte Heft seiner statistischen Mittheilungen entsprach auch nicht seinen Wünschen. Er selbst beging den später wohl erkannten Fehler, die allerdings mehr mechanische Bearbeitung des statistischen Repertoriums, das durch die neue Organisation des Gerichtswesens und der Verwaltung nothwendig wurde, einem fähigen Gehülfen, den er seit einigen Jahren hatte, zu überlassen. Nun wurde eine Verhandlung über seinen Geschäftskreis eingeleitet, und zu derselben eben der Recensent hinzugezogen, von dem er sich so sehr gekränkt glaubte. Die Verhandlung lief freilich ohne irgend eine unangenehme Folge für ihn ab, allein er fühlte sich tief verletzt. Dazu kam denn die Aufregung über den Wechsel des Ministeriums.

Das alles führte ihn noch entschiedener zu seinen geschichtlichen Arbeiten und die Ereignisse des Moments trieben ihn nun an, wenigstens einige Resultate seiner Studien ans Licht treten zu lassen. Die Bearbeitung des oben erwähnten Materials hatte ihn vielfach auf die Verhältnisse zurückgeführt, in denen Oesterreich, Preußen und Rußland seit dem siebenjährigen Kriege zu einander gestanden hatten. Die Türkei war in denselben wiederholt der eigentliche Angelpunkt gewesen und sein Eifer, die Dinge zu ergründen, hatte ihn getrieben, auch über diese Verhältnisse sich zu unterrichten. Nun traten ganz ähnliche Verhältnisse in den Verwickelungen der Orientalischen Frage wieder hervor. Er glaubte ähnliche Irrthümer, wie diejenigen der frühern Zeit in den Urtheilen des Publikums wieder zu finden und wollte auch hier dazu beitragen, das politische Urtheil auf die Thatsachen zurückzuführen, und so nach Kräften das deutsche Volk für die Stellung zu befähigen, die seit Jahren von

Berufenen und Unberufenen ihm so laut vindicirt ist. Er begann seinen Stoff in Zeitungsartikeln zu verarbeiten. Allein dieselben reichten nicht aus. Er entschloß sich nun zu einer besondern Schrift, und griff die Arbeit mit großem Eifer an, zumal der Augenblick, auf den sie mit berechnet war, zu drängen schien. Allein der Stoff wuchs wieder über das anfangs erwartete Maß an. Er arbeitete mit ängstlicher Hast weiter.

Sein Körper befand sich in einem krankhaften Zustande. Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Amerika hatte ihm das Klima nicht zugesagt; noch mehr hatte er auf der zweiten Reise gelitten. Namentlich die langsame Seereise von Rio nach Baltimore mit langen Windstillen unter der Glut des Aequators hatte ihn sehr angegriffen. Er litt häufig an rheumatischen Uebeln, die ihn hemmten und die seine Reizbarkeit steigerten. So sah er einer schweren Krankheit entgegen und auch diese Sorge vermehrte das Uebel. Am Mittwoch der stillen Woche, während er sich auf die Abendmahlsfeier am Gründonnerstage vorbereitete, versagte ihm die Kraft. Er mußte die Feder niederlegen, um sie nicht wieder aufzunehmen. In den Ostertagen schien das gastrische Uebel, das ihn ergriffen hatte, eine schlimme Wendung zu nehmen. Der greise Vater eilte zu ihm. Nun trat eine Besserung ein, er schien gerettet; allein ein Rückfall von furchtbarer Heftigkeit in der Nacht vom Sonntage Quasimodogeniti auf den Montag vernichtete die Hoffnung. Die Kraft war erschöpft und in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch entschlief er. Am Sonnabend den 29. April legten wir so schöne Hoffnungen mit ihm ins Grab. Sie waren gleichzeitig mit den Blüthen dieses Frühlings dem Nachtfroste erlegen. —

Abekens Absicht bei der gegenwärtigen Schrift ging nicht dahin, die Politik der Europäischen Mächte in Bezug auf die Türkei bis auf die letzten Zeiten zu verfolgen. Er dachte mit der durch die französische Revolution hervorgerufenen Wendung zu schließen. Die Situation schien ja lange genug derjenigen von 1790 ähnlich zu sein, wo Oesterreich sein Interesse so weit verkannte, sich mit Rußland gegen die Türkei zu verbinden, Preußen aber sich von seinen früheren Bewerbungen um die Freundschaft Rußlands losmachte, um jenen entgegen zu wirken; ein rühmlicher Aufschwung, der aber leider gleich der Intercession von 1771 in der Theilung Polens sein Ziel fand. — Ueber diese letzte Zeit und ihre Verwickelungen besaß Abeken gerade die reichsten Quellen. Die Bearbeitung dieser Zeit, in welcher das drohende Anwachsen Rußlands am meisten der Unklugheit, der Selbstsucht und den Händeln der übrigen Europäischen Mächte zuzuschreiben ist, wie dasselbe früher auf der innern Schwäche der Nachbarländer beruhte, würde reiche Frucht gewährt haben.

Was hier vor uns liegt, ist mehr vorbereitender Natur. Es ist das unablässige planmäßige Streben Rußlands nach der Gewinnung des

Meeres im Süden. Es ist der Beweis, daß jene großen Erfolge, welche Rußland in dem Kriege gegen die bis dahin so gefürchteten Türken erlangte, nicht sowohl seiner überwiegenden Kraft als der gleichzeitig mit dem Aufschwunge Rußlands eingetretenen Altersschwäche des Osmanischen Reichs zuzuschreiben sind; und dann daß die Unkenntniß der wahren Beziehungen und die daraus hervorgehenden verworrenen, planlosen oder verkehrten Züge der vielgespaltenen Europäischen Politik es gewesen sind, die das einheitliche Rußland gehoben und begünstigt haben.

Unverkennbar bietet Rußlands politische Lage und Gestaltung Vortheile dar, deren alle übrigen Staaten entbehren. Es ist vor allem diese Einheit, diese Centralisation, die nicht durch eigenmächtig gemachte Staatseinrichtungen gegen den Sinn und das Streben der Völker künstlich geschaffen, sondern durch die Geschichte vieler Jahrhunderte wahrhaft organisch gewachsen ist. Es ist diese sociale Gestaltung des Volks, die die Masse zu einem willenlosen Werkzeuge macht, ohne dem Adel eine gefährliche Unabhängigkeit zu gewähren; mit andern Worten, die Popularität despotischer Gewalt. Es ist die Einheit des Staats mit einer Kirche, die der Autorität mehr als irgend eine andere günstig ist. Wir können aber dahin auch zählen, was in anderer Beziehung freilich höchst nachtheilig erscheint, nämlich der Mangel an Berührungspunkten. Die politischen Beziehungen, welche die Landgränzen vermitteln, sind stets nur sehr einfacher, man kann sagen beschränkter Art. Der eigentliche Vermittler der Politik ist das Meer; und wenn der Mangel an Küsten für Rußland die höchste Erschwerung seiner Entwickelung und Kultur gewesen ist: so ist dadurch zugleich der Europäischen Politik die Handhabe für ihre Einwirkung entzogen. Rußlands Streben ist gewesen, sich die Vortheile der durch Peter den Großen errungenen Verbindung mit dem Meere zu sichern, ohne dadurch in den Bereich der Europäischen Politik gezogen zu werden; und zu diesem Ende hat es dahin gearbeitet, sowohl die Ostsee als das schwarze Meer zu geschlossenen von ihm beherrschten Meeren zu machen. Diese maritime Stellung Rußlands in der Ostsee ist es, welche in einem Actenstücke vom $\frac{\text{8. Mai}}{\text{26. April}}$ 1848 die Realisirung der deutschen Seemacht (**le voeu hautement annoncé par la nationalité Allemande; celui de se créer une marine puissante dans les eaux du Nord moyenannt l'incorporation de tout le Royaume de Dannemarc à la confederation Germanique**) so gefährlich erscheinen ließ. Die ähnliche Stellung im schwarzen Meere macht es nöthig, daß auch dort kein Staat betheiligt sei, der eine gleich starke Seemacht erhalten kann.

Im 18. Jahrhundert kam Rußland mit dem übrigen Europa nur in Berührung durch drei Länder von äußerst kraftloser und zerrütteter

Verfassung, Schweden, Polen und die Türkei. Der nordische Schauplatz, Polen mit eingeschlossen, zeichnet sich durch die Geringfügigkeit der Kräfte aus, mit denen dort bedeutende Resultate erreicht werden konnten. Was wäre für Rußland erwünschter, als den südlichen Schauplatz in ähnliche Lage zu bringen. Dahin deuten jene bekannten Gespräche des Kaisers Nicolaus. Dazu war durch die Schöpfung Griechenlands, durch die Unabhängigkeit der Donauländer ein bedeutender Schritt geschehen. Jetzt treten die Gefahren der Nachbarschaft von Rußland und Oesterreich hervor, Gefahren, welche in der Natur der Dinge begründet, dennoch zuerst durch die Allianz beider Mächte und den Congreß von Niemirow (1737) ans Licht gezogen wurden und welche nachmals die Kaiserin Maria Theresia so sehr fürchtete, während die Verwickelungen der Europäischen Politik Oesterreich immer aufs neue gezwungen haben, dieselben selbst zu verschlimmern. In der Ostsee könnte Preußen die Vortheile der Isolirung Rußlands vermindern. Seine bisherigen maritimen Bestrebungen scheinen nicht hinlänglich dies Ziel im Auge zu haben.

Wird oder kann Oesterreich eine solche Stelle im schwarzen Meere in Anspruch nehmen?

Im Belgrader Frieden hatte Rußland sein Ziel, die Schifffahrt im Schwarzen Meere zu erlangen, noch nicht erreichen können und Oesterreich waren in Bezug auf den Nachbar und Bundesgenossen die Augen geöffnet. Der Krieg von 1769 wurde von Frankreich angeschürt, um Rußland in Polen zu schwächen; aber er brachte Polen ins Verderben führte Rußland an den Dniepr, gab seinen Handelsschiffen die freie Fahrt auf dem schwarzen Meere, bald auch durch die Dardanellen, und riß die Krim von der Türkei los. Der Krieg, den 1787 Catharina und Joseph, dessen Eroberungslust die Erfahrungen in den Wind schlug, anschürten, gab ihm den Dniestr zur Gränze und unterwarf ihm die Krim. Der Frieden von 1812 hat ihm den Pruth zur Gränze und die Berechtigung zur Donauschiffahrt verschafft, weil Napoleon eine Zeitlang die Hoffnung nährte, mit ihm die Herrschaft der Türkei zu theilen, eine Hoffnung, für welche in Tilsit Preußen schnöde Preis gegeben wurde und welche dennoch weit von der früher, namentlich 1739 in der Türkei behaupteten Stellung Frankreichs zurückweicht. Dann hat die Gunst Europas für die Griechen im Frieden von Adrianopel 1829 Rußland zu dem Anerkenntniß verholfen, daß seine Kriegsschiffe die Donau, also auch das schwarze Meer befahren dürfen und die eben so widersinnige als fruchtlose Begünstigung des Paschas von Aegypten 1833 im Tractat von Unkiar Skelessi der Türkei gar den Zwang aufgelegt, die Dardanellen, gegen Kriegsschiffe zu schließen und somit Rußlands Alleinherrschaft auf dem Schwarzen Meere gesichert. Während dem ist Oesterreich im Wesentlichen auf dem Standpunkt des Friedens von Belgrad geblieben, weil

seine Verhältnisse zu Europa und die innere Schwäche seiner Verfassung ihm nie gestattete seine Kraft zu gebrauchen. Wird man jetzt nachholen können, was ein Jahrhundert versäumt hat? Frankreich und England die stets geneigt, dem Einfluß der Landmächte in Constantinopel entgegen zu arbeiten, aber fast immer einander entgegengesetzt gewesen sind, haben jetzt in dem Uebergewichte Rußlands die Nothwendigkeit der Einigung erkannt und suchen Oesterreichs Hülfe. Werden sie nun nicht, wenn Oesterreichs Einfluß nicht mächtig genug ist, den Orient für sich schließen wollen? und wird jene Coalition von Staaten, deren Interessen vielfach gegen einander laufen, gegen die Einheit Rußlands dauern? Die Wiener Verhandlungen über den dritten Punkt lassen die Gefahr wohl erkennen, die daraus hervorgegangen ist, daß Oesterreich wiederum keine gebietende Stellung im Orient einnehmen konnte.

Die Geschichte lehrt nicht, was im einzelnen Falle unter den vorliegenden Umständen zu thun ist. Das zu finden ist mehr die Sache der Thatkraft und des Willens als der Kenntniß. Aber die Geschichte lehrt den großen Gang der Dinge. Sie lehrt Gefahren vermeiden, und sie deckt jenen geheimnißvollen Zug auf, der Jahrhunderte hindurch die Staaten auch unter den verschiedensten Umständen dennoch in demselben Gange und bei denselben Planen erhält. Dazu bedarf es nicht der Kenntniß des Allerneuesten, das vielmehr öfter das Wahre verschleiert als aufhellt. Und so werden denn auch diese Blätter unvollendet wie sie geblieben sind, noch immer den Zweck erfüllen können für den sie geschrieben wurden. Den Staatsmännern aber möge es bald gelingen die Mittel zu finden, um Rußlands Stellung zu den maritimen Mächten in einer Weise auszugleichen, die den Interessen Europas und vor allen Deutschlands nach allen Seiten hin entspricht.

Osnabrück, den 4. Juni 1855.

Stüve.

Erstes Buch.

Vom Carlowiczer bis zum Belgrader Frieden.

1699 — 1739.

Erster Abschnitt.

Einleitung. Frieden von Carlowicz.

Das siebzehnte Jahrhundert führte wie im Norden und Westen, so im Süden und Osten Europas die gewaltigsten Umwälzungen herbei, welche uns die gesammte europäische Welt auf eine neue Basis gestellt zeigen. Eine lange, stetige Entwicklung gedieh zu zeitweiligem Abschluß, nach furchtbaren Krisen, um in neuen Bahnen dem ungekannten Ziele weiter zuzustreben. Ganz neue Einschläge in das Gewebe europäischer Geschicke sind gemacht; ganz neue Factoren und Mächte treten mit entscheidendem Einfluß auf; während andere altgewohnte entweder in den Hintergrund gedrängt, der letzten Auflösung nahe, oder doch wenigstens in völlig fremder Gestalt und veränderter Bedeutung erscheinen. Man muß oft tief graben, um nur noch die Spuren des alten Fundaments zu entdecken.

Im Norden und Westen vollendet sich schon ein Proceß, dessen Verlauf nicht nach Jahren und Jahrzehnten, sondern nur nach Jahrhunderten zu bemessen. Im Süden und Osten sehen wir erst die Anfänge.

Dort begegnen wir Neubildungen, Staaten, die uns unter altbekannten Namen einen völlig umgewandelten Gehalt zeigen. Man bewegt sich zwar wohl noch in lang hergebrachten Formen, aus Ehrfurcht, aus Gewohnheit, oder aus schlimmern Beweggründen; doch Geist und die hauptsächlich treibenden Kräfte sind meist ganz andere geworden, die sich am Ende auch nicht scheuen, die Schranken zu überspringen und niederzuwerfen, wo sie ihnen zu beengend und lästig werden. Hier ist das Meiste erst im Werden begriffen, so daß wir es dem noch in allgemeiner Auflösung Schwimmenden vergleichen möchten, wo der erste Niederschlag zu großen, unorganischen Massen das zweite Salz des Chemikers erwartet, um zu endlicher Krystallisation und Gestaltung zu gelangen.

Mit den Verhältnissen und Zuständen der Staaten in sich selbst waren auch ihre Beziehungen unter einander wesentlich verschiedene

geworden. Neue Bedürfnisse hatten sich entwickelt, und aus diesen erwuchsen ganz neue, fortan bei jeder Berührung maßgebende Interessen. Auf Kosten der letzten Reste der ursprünglichen Verfassung und dann des Lehns- und Reichsverbandes zeigt sich eine der früheren durchaus unähnliche Staatenbildung, deren ganze Macht und Bedeutung man jetzt erst zu fühlen beginnt. Das deutsche Reich bestand in der That schon damals fast nur noch dem Namen nach. Das Wesen war schon lange vor der anwachsenden Macht der Fürsten, welche aus der Verwirrung der früheren Jahrhunderte rettete, geschwunden; und jetzt bei dem festern Abschluß der Reichsländer war dasselbe völlig dahin. An seine Stelle trat eine Menge kleiner Selbständigkeiten, die zunächst vor allem dazu dienten, der Uebermacht des habsburgischen Kaiserhauses Gränzen zu setzen, welche wiederholt die Welt zu verschlingen gedroht hatte. Wurde Oesterreich aber einerseits auf solche Weise mehr noch als zuvor auf sich selbst und die Entwicklung und Vergrößerung der eigenen Hausmacht zurückgewiesen, je mehr das kaiserliche Ansehn schwand; wurde es dadurch viel mehr in die Kreise des noch so wenig geformten Ostens gedrängt, wo sein materielles Schwergewicht lag, als in die schon vorgeschrittene Entwicklung des Westens mit hinein gezogen, wo dasselbe dennoch eine so höchst bedeutende Stellung einnahm: so verfielen jene andrerseits fremder Abhängigkeit nach außen. Das Maß der ihnen innewohnenden Kraft war an sich schon zu gering, um unter den damaligen Zeitumständen fremden Halts und fremder Stütze entbehren zu können. Und als nun im weitern Verlauf alles vollends erstarrte, als jedes zu etwaigem Aufschwunge vorhandene Lebenselement unterbunden dahin siechte, konnte der Erfolg der Schwäche dieser nur noch im Negiren starken Existenzen kein anderer sein, als der entschiedenste Einfluß und die überwiegende Bedeutung der auswärtigen Schutzmächte.

Dem vor allem verdankte Frankreich die Substruction der Machtstellung, in welcher nun ihm die eben noch bei Oesterreich so gefürchtete Rolle überkommen zu sein schien. Der Rückschlag in dem unter die Herrschaft der Stuarts zurückgekehrten England ließ es in Europa eine Zeitlang ohne ebenbürtigen Rivalen; denn Schwedens plötzliches Aufstreben war doch im Grunde nur ein ephemeres, und fand Frankreich in ihm eher einen nützlichen Alliirten als einen zu fürchtenden Nebenbuhler.

So gestaltet sich im Westen Europas das gesammte staatliche und politische Leben zu neuen Formen und Beziehungen. Das System des Gleichgewichts, welches so eben erst gegen Oesterreichs Uebermacht siegreich war geltend gemacht, wendet sich allmälig gegen Frankreich. Der natürlichste Widersacher und wirksamste Einhalt überfliegender Anmaßung dieses letztern, das deutsche Reich, wird in seinem Verfall der stets bereite Hebel der weitgehendsten Pläne desselben, besonders der nie rasten=

den Eifersucht auf Oesterreich. Durch Schweden ist der Norden mit in das Herz Europas gezogen. Und so bilden sich überall eine Masse von Berührungspunkten der Staaten unter einander, in Feindschaft und Freundschaft, in Anziehen und Abstoßen, welche bei allen feindlichen Widersprüchen und Bestrebungen dennoch eine solche Gemeinsamkeit erzeugen, daß ein Schlag an irgend einem Ende sofort die ganze Kette erschüttert. Erst jetzt gewinnt das Ganze recht eigentlich den Charakter eines europäischen Staatenbundes, einer europäischen Staatenfamilie; um uns eines oft gebrauchten Ausdrucks zu bedienen.

Zwischen allen den unablässigen Reibungen dynastischer Cabinetspolitik ringen sich, wenn auch nur erst in sehr schwachen und oft unterdrückten Anfängen, allgemeine Interessen los, welche, wie sie die Völker einander näher rücken, so auch den Herrschern und Regierungen Rücksichten und Verpflichtungen auferlegen, die, tausendmal mißachtet, denn doch endlich einmal Geltung erlangen und dann dauernd behaupten. Die religiösen und confessionellen Interessen nehmen allmälig an Kraft und Intensität ab. Neben ihnen entwickeln sich aber im Handel und Verkehr, in dem aus stets sich mehrenden und erweiternden Quellen schöpfenden Volkswohlstande neue und gewichtigste Beziehungen. Die Ueberzeugung, daß der Flor dieser im Innern die Machtstellung der Staaten nach außen bedingt, gewinnt immer mehr Boden. Und führt die Einseitigkeit der Auffassung auch zu den erbittertsten Ausbrüchen der Eifersucht, nehmen wir in ihr das Hauptmotiv der ewigen Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts wahr, und ist diese selbst jetzt noch nicht völlig überwunden: so war das nächste und schon damals vor allem fühlbare Resultat doch das, größerer Gemeinsamkeit und einer Verschlingung der Interessen unter einander, wie man sie bisher nicht kannte. Vorschreitende Civilisation mit ihren keimenden Früchten war ein Gemeingut, welches alle verband, und selbst im Kampfe um den größern Theil der Beute noch immer die Grundbedingung blieb.

Anders stellt der Osten sich uns dar. Während im Westen alles der Entwicklung mehr oder weniger schon gezeitigter Keime, der Ausbildung im Einzelnen zustrebt, und darüber allerdings häufig in kleinlichen und nichtigen Richtungen sich zersplittert, wo nicht etwa, wie in Frankreich, eiserne Bande alles wieder umspannen; während man hier ein erstes Stadium durchgemacht, und schon ein zweites beginnt, suchen im Osten rohe Massen erst noch zu festen Körpern sich zu gestalten, oder sie werden von andern benachbarten, den Vorposten der Civilisation angezogen und ergriffen, welche die noch unentwickelte Kraft derselben sich assimiliren möchten.

Vor allem ist es Rußland, welches langsam und wenig beachtet allmälig aus der Dunkelheit asiatischer Ferne auftaucht, bis Peter des

Großen Geist dasselbe plötzlich rasche und ungeahnte Bahnen der Civilisation führt, und es zur europäischen Macht umschafft. Neben ihm und vor ihm ist es Oesterreich, welches seine Bestimmung im Osten zu erfüllen sucht. Die Masse seines Länderbesitzes neigt dasselbe entschieden diesem zu, während der Nerv seiner Existenz es mit dem Westen verknüpft; und so wird es die Brücke zwischen dem Osten und Westen Europas. Ein wie ganz anderes Band noch würde es geworden sein, wenn nicht ein so schwer heilbarer Riß zwischen Oesterreich und dem übrigen Reich durch die gewaltsame Austilgung aller Spuren der Reformation in jenem entstanden wäre! Wie die Sachen aber lagen, kam bei Rußland wie bei Oesterreich zunächst alles auf Erweiterung und Sicherung des erworbenen Besitzes an. Eiserne Nothwendigkeit des Geschicks drängte unwiderstehlich dahin, nur erst den Boden zu gewinnen, dessen endliche Bebauung und Belebung, wer weiß wie späten Jahrhunderten? vorbehalten ist.

Hier stand jedoch noch das Reich der Osmanen, die furchtbaren Herren des Orients, der Schrecken des Occidents. Die höchste Blüthe der Macht desselben war freilich bereits mit Suleiman und dessen Sohne, Selim II., zu Grabe gegangen. Seitdem schon schwankte es auf und ab; die Spuren anhebenden Verfalls mehren sich; und nur noch zeitweilig rafft es aus der innern Zerrüttung zu einer jener, alles vor sich niederwerfenden, rücksichtslos zertretenden Entfaltungen roher Kraft und Tapferkeit sich auf. Dennoch erscheinen die Türken immer noch als eine stets dräuende, kriegsbereite, angreifende Macht, deren Andrang noch keine feste Grenze gesetzt war. Der Zauber lähmenden Schreckens, welcher ihrem Namen voranging, war noch nicht gebrochen. So schien Oesterreich sowohl wie Rußland der Kampf mit ihnen von selbst geboten, wenn es sich zunächst auch noch mehr um einen Entstehungs- einen Sicherungskampf für diese, als schon um die gänzliche Vernichtung jener selbst handelte. Man hatte viel gewonnen, wenn man ihre verheerenden Einbrüche nur endlich durch feste Schranken bannen konnte.

Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts lösete jenen Zauber und diese Aufgabe.

Die Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 war so ziemlich die letzte selbständige Kraftäußerung des osmanischen Reiches im alten Geiste der gewaltigen Eroberer. Seit jener Zeit, seit dem blutigen 12. September, wo der tapfere Säbel Sobieskis, Königs von Polen, und der Unverstand des Großwesirs, Kara Mustafas, die Kaiserstadt unter ihren eigenen Mauern rettete, gerieth alles mehr und mehr in Verfall. Aus dem gefürchteten Reiche, vor dessen furchtbarem Andrange der ganze europäische Westen und die gesammte Christenheit Jahrhun-

derte lang gezittert hatte, gegen welches man so oft und noch eben damals die vereinigte Macht der Civilisation, der Staaten und der Kirche nur zur Abwehr hatte aufbieten müssen, wurde bald ein wenig geachteter, dann verachteter Nachbar. Doch wohl mehr noch, oder wenigstens in gleichem Maße, wie wirkliches Abnehmen der innern Kraft der Türkei, welches in dem Erschlaffen in Wollust und Ueppigkeit, in den stets sich mehrenden und immer schwieriger zu bemeisternden Unruhen und Empörungen, in der Lockerung der einst so straffen Bande nach allen Seiten hin bemerklich genug wird, trug zu diesem Umschwunge das unverhältnißmäßige Aufstreben der Gränzstaaten, erst Oesterreichs, dann Rußlands, bei. Die ganze Stellung der Pforte in Europa wurde dadurch eine andere.

Während fast überall auf dem europäischen Continente, besonders unter dem Einflusse der Reformation, Weiterbildungen, neue Begriffe und Entwicklungen entstehen, zeigt die Türkei keine dem entsprechenden Fortschritte, nicht einmal in dem Nothwendigsten der innern Verwaltung und der Kriegskunst. Indolent und hartnäckig hielt man an dem aus den asiatischen Ebenen Hergebrachten fest. Die bildende, belebende Kraft des Christenthums gegenüber den starren, todten Formen orientalischen Despotismus documentirte sich wieder auf das deutlichste. Wie das osmanische Reich dadurch aber immer mehr an innerer Macht und äußerer Bedeutung verlor, so war die weitere Folge, daß seine Existenz in Europa überhaupt immer mehr als eine Anomalie erschien. Denn während alle andern europäischen Staaten in der Gemeinsamkeit der Entwicklung einander näher und näher rücken, während ihre Interessen und Bestrebungen sich immer inniger durch und mit einander verschlingen, tritt die Pforte immer weiter von ihnen zurück; und mit dem Verhältnisse der Macht verliert sie endlich auch das der selbständigen Geltung. Die Furcht vor ihr räumt allgemach der Begier nach den ihr unterworfenen Ländern den Vorrang ein; und bald sind es nur noch Neid und Eifersucht der Nächstbetheiligten unter einander, welche jener Zügel anlegen. Bei den Fernerstehenden aber entsteht nun die Frage, ob durch einen gänzlichen Umsturz der osmanischen Herrschaft nicht das europäische Gleichgewicht müsse gestört werden, und ob ihr deswegen und als einem in den eigenen Händeln nützlich zu verwendenden Werkzeuge nicht doch noch Schutz und Duldung angedeihen zu lassen sei.

Auf solchen Umwegen wird die Pforte abermals zu vielseitigster Bedeutung in den europäischen Angelegenheiten gehoben, die mit jedem Jahrzehnt freilich an Wesen und Selbständigkeit verliert, sich endlich aber auf so mannichfache Weise verzweigt, daß keine Bewegung in jenen mehr entstehen kann, ohne hier einen nothwendigen Hebel zu finden.

Das Uebelste für die Pforte dabei war, daß sie sich von dem übri-

gen Europa ebenso wenig ganz absondern, als innig mit ihm verbinden konnte. Hätte sie sich in ihrer vollen früheren Starrheit abschließen und in dieser Isolirung behaupten können, so würde die Kraft derselben dadurch auch wieder eine intensivere und stärkere geworden sein. Ein Entscheidungskampf wäre dann vermuthlich bald erfolgt. Doch war dies unmöglich. Die geographische Lage schon zwang die Pforte, bei allen europäischen Händeln eine, wenn auch nur secundaire Rolle zu spielen, wo sie doch im Grunde gar keine Beziehung zu den streitenden Interessen hatte; und fortschreitende Civilisation und Cultur beleckte sie von ferne an den äußersten Spitzen, ohne eine bleibende Stätte zu finden, und schadete eher und schwächte ab, als daß sie entwickelte und belebte. So fielen alle Nachtheile der Zeit auf die Pforte, und keiner der Vortheile. Ihre Stellung wurde immer falscher und ungenügender. Der Glaubens- und Stammesunterschied der von ihr Beherrschten machte diese doppelt gefährlich. Natürlich führte dies zu Schwankungen im Innern und zu Abhängigkeit nach außen; und der Islam, dessen größte Kraft in seiner blinden Rücksichtslosigkeit bestanden hatte, wurde in den Irrgängen europäischer Politik immer mehr zu einem Anachronismus.

Die europäische Diplomatie gewinnt seit jener Zeit also auch immer größeren Einfluß auf die Entschlüsse der Pforte. Wir sehen sie thätig bei dem Ausbruche der Kriege, und dann wieder den Frieden vermittelnd; etwas bisher in Constantinopel Unerhörtes. Und der Zustand Europas zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war in der That ein solcher, um keinem seiner, auch der fernstliegenden Theile lange Ruhe zu gönnen. Die mit verdoppeltem Haß und Bitterkeit wieder erwachende, zu stets erneutem Streit führende alte Rivalität Frankreichs und Englands, die Eifersucht Frankreichs und Oesterreichs, die Kriege im Norden, Rußlands immer drohender werdendes Auftreten, die dann später ausbrechenden Kämpfe Oesterreichs und Preußens und vor allem die ewig offene und schwärende Wunde Polens brachten fortwährende Veranlassung, auch die Pforte in das gefährliche Getriebe mit hineinzuziehen. Ihre Minister wußten zwar selten, um was es sich eigentlich handele. Oft genug zeigten diese die abenteuerlichsten Begriffe und Vorstellungen. Um so bessern Boden fand dann das Spiel der Diplomatie, welche die Türken bald diesem, bald jenem in den Rücken zu schicken sucht, um ihn von einer andern Seite abzuziehen. Kam die Pforte darüber dann am Ende auch ein bischen zu Schaden, so kümmerte das die sogenannten Alliirten eben nicht sonderlich, wenn nur für niemand anders ein zu bedeutender, die eigene Sicherheit gefährdender Machtzuwachs daraus entstand. Ja, gelegentlich benutzte man die bedrängte Lage der Türkei wohl gar noch, um ihr kleine Gefälligkeiten und Zugeständnisse für sich selbst abzudringen. Denn an

die ungeheuere Bedeutung, welche die Herrschaft des Orients einmal für den Occident gewinnen würde, dachte man damals so allgemein noch nicht, und ebenso wenig an die Möglichkeit völligen Umsturzes des osmanischen Reiches, sei es durch Oesterreich, sei es durch Rußland oder durch beide vereint. Die Mächte, namentlich die westlichen, welche vornehmlich jenes Spiel mit der Pforte trieben, hielten sich vielmehr überzeugt, daß diese im Nothfalle hinlänglich im Stande sei, sich gegen jeden zu weit gehenden Angriff nachdrücklich und mit Erfolg zu vertheidigen. Und darin hatten sie allerdings nicht so Unrecht; nur berechneten sie nicht, wie ganz nothwendig das ihnen so bequeme Werkzeug durch solchen zu häufigen Gebrauch abgenutzt werden mußte, und zwar gerade zu Gunsten der Mächte, denen sie es am wenigsten gönnten.

Aus jener Zeit stammt mit den ersten Keimen der orientalischen Frage, wie sie jetzt vielleicht zur letzten Entscheidung steht, auch der auf alte Prophezeihungen gestützte, immer mehr sich verbreitende Glaube der Türken selbst, das Ende ihrer Herrschaft in Europa nahe heran. Gewiß bedeutsame Zeichen.

Alle früheren Kriege der Osmanen, gegen Venedig, in Ungarn, in Polen, selbst noch der letzte (1672) hier geführte, in dessen weiterm Verlauf Russen und Türken zum erstenmale (1677) im Felde sich begegneten, alle diese gewaltigen Sturmfluthen waren aus dem ungestümen Impetus jener selbst hervorgegangen. Auswärtige Einmischungen sind hier noch wenig zu bemerken, obwohl sie hin und wieder, doch mit unerheblichem Gewicht für die endliche Entwicklung der Dinge versucht werden. Sehr wesentlich andere Züge zeigt schon der 1683 zwischen der Pforte, Oesterreich und Polen und dann auch mit Venedig und Rußland ausbrechende Krieg.

Wie zur Unterstützung und Förderung des ungarischen Aufstandes Tökölis, so war Frankreich auch bemüht gewesen, die Verbindung dieses letztern mit der Pforte und eine Diversion derselben gegen das gehaßte Oesterreich herbeizuführen. In Constantinopel selbst war französischer Einfluß jedoch zu Herbeiführung der Kriegserklärung im Ganzen nur noch gering. Im Kriege von Candia (1667) hatte Frankreich den Venetianern Hülfe geleistet. Dies war unvergessen; und das Anhören christlicher Rathschläge verletzte noch den Stolz osmanischer Minister. Ueberdies wurde von dem französischen Gesandten in Constantinopel, Guilleragues, ein ziemlich lebhafter Etiquettenstreit geführt, der bald einen noch ernsteren Charakter annahm, als das bedeutsame orientalische Ceremoniel ihm schon verlieh. Seeräuber von Tripolis hatten ein Schiff unter französischer Flagge genommen. Ein französisches Geschwader verfolgte sie bis in den Hafen von Chios, und beschoß dort auch die Stadt zu bedeutender Beschädigung an Menschen und Gebäuden. Der Kapudanpascha wurde deswegen sogleich nach Chios gesandt, Guilleragues aber

in Constantinopel unter schweren Androhungen zur Genugthuung aufgefordert, und sogar einem zeitweiligen Verhaft (Aug. 1681) unterworfen. Zwar gelang es diesem letztern, die Sache geschickt beizulegen, indem er sich zu einer Art von Entschädigung verstand, und diese in der Form eines Geschenks unter eigenem Namen, nicht in dem seines Herrn, des Königs von Frankreich, überreichte (Mai 1682). Der Vorfall zeigt jedoch, auf wie schwachen Füßen alle in Constantinopel versuchte Einmischungen damals standen; denn vor allen übrigen war es dennoch Frankreich, zu dem man sich am meisten hingezogen fühlte, dessen Einflüsterungen und Rathschlägen man dort am ersten, wenn überhaupt, Gehör zu schenken geneigt war.

Der Krieg wurde vielmehr noch einmal durch den innern Impuls der Pforte selbst entschieden, gefördert durch die Furcht Sultan Mohammed IV. vor den unruhigen Janitscharen, die er froh war, nach außen beschäftigen zu können; endlich durch die Kriegslust des Großwesir Kara Mustafa.

Die Niederlage unter den Mauern Wiens (12. Sept. 1683) war indessen in mehr als einer Beziehung entscheidend. Denn war, als bedeutendste Frucht, der Schrecken, der Trotz und die Uebermacht der Türken gegenüber den christlichen Waffen dadurch für immer gebrochen, so machten die glücklichen Erfolge der durch die Allianz von Warschau (31. März 1683) verbundenen Oesterreicher und Polen nun auch Venedig Muth, den wiederholten Einladungen dieser beiden und vorzüglich des Papstes Innocenz XI. nachzugeben und sich ihnen zum heiligen Bunde gegen die Feinde der Christenheit anzuschließen. Zum erstenmale erklärte Venedig diesen jetzt selbst den Krieg (25. April 1684), anstatt sich von denselben, wie früher immer, damit überzogen zu sehen. Und diese so drohend anschwellende Lawine, erschütterte denn auch die Pforte in ihrem bisherigen Selbstvertrauen, das sich jedem Angriff ohne irgend welchen Beistand, vor allem der verachteten Ungläubigen, gewachsen glaubte. Sie neigte sich bedeutend zu Frankreich, dem fortwährend selbst gegen Oesterreich feindlichen; und sogar Rußland näherte man sich, mit welchem vor drei Jahren zu Radzin (11. Febr. 1681), nach dem ersten unglücklichen, dem eigenen Glauben der Türken nach, weiteres Unheil verkündenden Zusammentreffen, Frieden geschlossen war. So wurde Frankreich mancherlei Willfährigkeit bewiesen, Fermane zum Schutze der französischen Flagge gegen die Raubstaaten ausgefertigt, den Gesandten Zollfreiheit versprochen, und endlich auch ein Ferman gewährt, welcher den Schutz der heiligen Orte in Palästina dem Könige von Frankreich verhieß, über welche dieser so lange mit dem Kaiser gestritten. Vor wenigen Jahren erst (1675) waren diese, in Folge einer Eigenmächtigkeit des nach Jerusalem gereisten französischen Gesandten Nointel, der einige der heiligen Orte den Griechen mit Gewalt entrissen und den Lateinern eingeräumt hatte, diesen ganz genommen und jenen überliefert worden.

Allein diese Zugeständnisse kamen zu spät, und die Pforte mußte schon jetzt erfahren, daß alles, was sie gewähren mochte, nur dann Frucht trug, wenn dies in den Plan der Mächte paßte, welche sie sich zu verbinden wünschte. Ihre Lage wurde wirklich fast verzweifelt. Drei der mächtigsten christlichen Nachbarn sah sie schon gegen sich in Waffen; und Frankreich, auf welches sie rechnen zu können geglaubt hatte, schloß jetzt einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Kaiser und Reich (Regensburg 15. August 1684). Und nun erhob sich auch noch Rußland, mit dem man eben noch eine Verbindung gegen Polen schließen zu können gehofft hatte, auf welche Rußland in der That selbst antrug.

Zwischen Polen und Rußland herrschte das gespannteste Verhältniß. Die langen Kämpfe des Jahrhunderts, welche schon das entschiedenste Uebergewicht dieses letztern über jene zerrissene Republik begründeten, waren noch immer nicht durch einen definitiven Frieden beigelegt. Man war stets nur bis zu einem Waffenstillstande gekommen, der dann die wichtigsten Gränzfragen ungeregelt ließ, und, seit dem von Andrussow (30. Januar 1667), wiederholt bestätigt und erneuert, im Grunde doch nur eine sehr ungenügende Beschönigung unverminderter Feindseligkeit war. Gegen etwaige Einfälle der Tataren und Türken jedoch hatte man sich zu gegenseitigem Beistande vereinigt, welchen Rußland in der That auch dem von der Pforte angegriffenen Polen (1672) gewährte, und so zum ersten Male den Türken begegnete; doch nicht ohne Nebenabsichten. Die Russen nämlich suchten sich der polnischen Ukraine zu bemächtigen, unter dem Vorwande, die Türken daraus zu vertreiben. Die dadurch mißtrauisch gemachten und überdies von einer gewaltigen türkischen und tatarischen Uebermacht schwer bedrängten Polen aber schlossen zu Zurawna (27. Oct. 1676) einen Separatfrieden, welcher den Türken das wichtige Camieniec, Podolien und den von den Russen besetzten Theil der Ukraine zusprach, und diese in dem Kriege allein ließ. Polen hoffte, Rußland dadurch zu zwingen, endlich zu einem definitiven Arrangement mit ihm selbst zu kommen, unter Herausgabe von Kiow und Smolensk. Die Früchte des von Sobieski über die Türken erzwungenen glänzenden Sieges von Chocim (10. Nov. 1673) waren wieder verloren.

Die Waffen der Russen lehrten die Türken jedoch zu deren Nachtheil einen bisher kaum beachteten Nachbarn kennen, und errangen den bereits erwähnten rühmlichen Frieden von Radzin. Die einen Augenblick belebten Hoffnungen Polens aber fielen damit gänzlich zu Boden; und durch die Verwicklung in den Krieg Oesterreichs gegen die Pforte veränderte sich die Sachlage vollends. Türken und Tataren bedrohten es mit Einfällen, gegen welche Oesterreich, trotz der diesem vor Wien geleisteten unberechenbaren Dienste, keinen Schutz gewähren konnte. Nur Rußland war dazu im Stande; und Rußland zeigte nun gar Neigung,

sich mit der Pforte zu verbinden, wenn wohl auch weniger in wirklichem Ernst, als um Polen zu schrecken. War dieses seine Absicht, so gelang sie vollkommen. Eine polnische Gesandtschaft ging nach Moskau, um den Beistand Rußlands gegen die Pforte nachzusuchen, und erhielt diesen auch ohne Mühe, aber um den Preis eines definitiven Friedensschlusses (6. Mai 1686), der Polen einen bedeutenden Theil seiner schönsten Provinzen kostete, und dasselbe für immer von seiner früher behaupteten Höhe herabsteigen hieß. Die Gränzen wurden bestimmt, wie sie bis zur ersten Theilung Polens bestehen blieben.

So mußte die Pforte denn nun also den Kampf zugleich mit Oesterreich, Polen, Venedig und Rußland aufnehmen, welchem erstern außerdem noch aus allen Theilen des Reichs Hülfe und Zuzug geleistet wurde. Sobieski bedrohte die Moldau und Walachei; Ofen fiel (2. Sept. 1686) nach hundert fünf und vierzigjähriger moslimischer Herrschaft wieder vor dem Herzoge von Lothringen und dem Churfürsten von Baiern; die Venetianer setzten sich in Morea fest. Rußland, auf dessen Thron Peter noch nicht recht fest saß, war es freilich mit seiner versprochenen Theilnahme an dem Kriege vorläufig noch kein rechter Ernst. Bald aber war auch dieses auf dem Wege nach dem Schwarzen Meere.

Die Pforte war nun (Anfang 1687) zwar zum Frieden geneigt genug; dagegen aber stiegen die Ansprüche der Verbündeten mit den glücklichen Erfolgen so hoch, daß eine Einigung nicht zu erzielen stand. Der blutige Tag bei Mohacz (12. Aug. 1687), wo der später den Türken so furchtbare Prinz Eugen schon sich auszeichnete, brachte fast ganz Niederungarn in den Besitz der Kaiserlichen; selbst Siebenbürgen entzog sich der osmanischen Knechtschaft; und Polen und Russen drangen bis Jassy und gegen die Krimschen Tataren vor, doch ohne entscheidende Erfolge. Die Venetianer eroberten in Morea einen Platz nach dem andern. — Sultan und Großwesir fielen vor der Wuth der durch solche Niederlagen erbitterten Truppen. Ersterer war froh genug, nur den Kopf zu retten. Ihm folgte (8. Nov. 1687) sein Bruder Suleiman II.

So folgte Schlag auf Schlag. Im nächsten Jahre fiel selbst Belgrad vor dem Churfürsten von Baiern (6. Sept. 1688), und die österreichschen Heere drangen weit in Bosnien und Serbien vor. Die Pforte suchte nun erneute Friedensunterhandlungen, worin diesmal Holland sie bestens unterstützte. Eine türkische Gesandtschaft ging (Sept. 1688) in der That auch nach Wien mit Aufträgen, welche sogar die Auslieferung Tökölis zuließen; doch waren die Forderungen des Kaisers, Polens und Venedigs nun so übertrieben, da sie außer dem Besitz des bereits Eroberten, wozu die Türken sich wohl verstanden hätten, auch noch andere Abtretungen verlangten, daß die Unterhandlungen nach monatelangem vergeblichen Bemühen sich fruchtlos zerschlugen (Juni 1689).

Inzwischen aber änderte sich der gesammte Aspect der übrigen europäischen Angelegenheiten. Jacob II. war in England von Thron und Reich geflohen (11. Dec. 1688); der Todfeind Frankreichs, Wilhelm von Oranien, hatte die Krone genommen; und Frankreich von neuem Kaiser und Reich den Krieg erklärt (24. Sept. 1688), um die Holländer von einer Unterstützung des Unternehmens ihres Statthalters auf England abzuhalten, vielleicht auch mit den Nebengedanken einer zu Gunsten der Türkei, dieses nützlichsten Werkzeuges gegen Oesterreich, zu machenden Diversion. Wenigstens faßte diese letztere die Sache so auf, und gründete bedeutende Hoffnungen darauf. Bei weitem nützlicher und wirklich heilsamer waren derselben jedoch die nun (7. Nov. 1689) eintretende Großwesirschaft Köprili Mustafas, Sohn des berühmten Mohammed Köprili, und dessen energische Maßregeln, welche Ordnung und Zucht in die Finanzen und Heere brachten und noch einmal den alten gewaltigen Geist wachriefen. Die Bereitwilligkeit zum Frieden nahm sehr ab, trotz der Unfälle des Jahrs 1689, wo Nissa und Widdin, damals zwar noch unbefestigt, in die Hände der kaiserlichen Heere fielen. Und in der That schon das nächste Jahr (1690) brachte einen guten Theil jener Verluste wieder ein und zeigte Früchte dieses bedeutenden Aufschwunges, der noch gewaltigere Resultate hätte herbeiführen müssen, wenn dem Köprili Mustafa längeres Leben gegönnt und die Verderbniß nicht doch zu tief eingerissen gewesen wäre. Serbien und selbst Belgrad wurden wieder erobert, die österreichischen Heere über die Donau und Sava zurückgedrängt, und Tököli zum Fürsten Siebenbürgens erklärt.

Die natürliche, mit mathematischer Gewißheit vorauszusehende Folge des erneuten Kampfes Frankreichs gegen den Kaiser war, daß jenes auf alle Weise sich bemühte, diesen Kriegseifer der Türken zu unterhalten und anzufachen. Durch seinen Gesandten in Constantinopel, Castagneres Marquis von Chateauneuf, suchte dasselbe vier Punkte zu erreichen: Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich; einen Separatfrieden mit Polen; Nichtanerkennung Wilhelms III. als König von England, und Wegnahme der englischen Schiffe, welche sich Unterthanen dieses Usurpators nennten; endlich Zurückgabe der heiligen Orte an die lateinische Geistlichkeit. Man sieht leicht, wohin diese Anträge zielten. Oesterreich sollte von seinen Alliirten getrennt, und England, welches sich dem französischen Vasallenthume unter den Stuarts entzogen hatte, ein Schlag beigebracht werden. Doch scheiterte beides. Das Verhältniß zwischen Polen und Frankreich war ein persönlich gespanntes; und überdies waren alle Versuche vergeblich, eine Einigung zwischen Polen und der Pforte über den von beiden Theilen gleich hoch angeschlagenen Besitz Camieniecs herbeizuführen, wenn Polen auch einmal Neigung zeigte, einen Separatfrieden zu schließen, den seine Allianz mit dem Kaiser ohnehin verbot. In Betreff der Nichtanerkennung Wilhelm III. aber antwortete Köprili,

mit einem Hinweis auf die eigene osmanische Praxis, daß derjenige wirklich König sei, den England dafür anerkenne. Doch mochte bei dem einsichtigen Großwesir auch noch ein tieferer politischer Grund mit einwirken, nämlich der, England und Holland nicht zu verletzen. So erreichte Frankreich durch ansehnliche Geldspenden nur die ohnehin beschlossene Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich und ein unausgeführt bleibendes Versprechen in Betreff der heiligen Orte.

Frankreich entgegen bemühten die dem Kaiser Leopold nun verbündeten Mächte England und Holland sich, den allgemeinen Frieden im Orient wieder herzustellen, um Oesterreich freie Hand im Westen zu verschaffen. Ihre Gesandten machten wiederholte Friedensanwürfe; durch die Vermittelung derselben wurden (Juli 1691) auch die Verhandlungen zwischen Wien und Constantinopel wieder aufgenommen; doch zerschlug sich alles an der Unvereinbarkeit der gegenseitigen Ansprüche, der Starrheit der Türken, welche noch nichts von christlicher Vermittlung hören wollten, und den Machinationen und Vorspiegelungen Frankreichs, welche große Erfolge gegen das im Westen von ihm angegriffene Oesterreich als leicht und gewiß in Aussicht stellten. Köprili aber wollte den Krieg, weil er in ihm das eigentliche Lebenselement des osmanischen Reiches erkannte, doch wollte er ihn auch nur als solchen; und deshalb hielt er alle Einwirkungen christlicher Mächte möglichst von sich ab, obwohl er einsah, daß diese, so wie die christlichen Unterthanen der Pforte zu schonen seien. Zu Gunsten dieser letztern traf er manche Maßregeln. Zum Frieden, auch zum Separatfrieden mit Polen, war er zwar bereit, selbst mit einigen Opfern, wie das Verhängniß der letzten Feldzüge sie forderte; doch sollten auch die Angreifenden fühlen, daß der alte Geist noch nicht völlig erloschen; und vor allem wollte er ihn keinem Fremden verdanken. Seine Energie war bedrängten Umständen vollkommen gewachsen; seine Einsicht zeigte ihm manches in klarem Lichte, was spätere Nachfolger noch nicht zu erkennen vermochten; und gewiß würde dieser bei türkischen Staatsmännern so seltene Verein zu Resultaten geführt haben, welche den hereinbrechenden Ruin vielleicht noch hätten aufhalten können, wenn eine österreichische Kugel bei Slankamen (19. Aug. 1691) seiner Laufbahn nicht ein frühes Ende gemacht hätte.

Die Kriegsführung im Osten lahmte nun allerdings unter den Verwicklungen im Westen. Oesterreichs Macht war getheilt und den bisherigen rasch vordringenden Anstrengungen nicht mehr gewachsen. So stritt man in den nächsten Jahren im Banat, in Niederungarn und in Siebenbürgen ohne ein entscheidendes Resultat hin und her. Ebenso stand es mit den Venetianern und Polen. Letztere erneuerten regelmäßig ihre Angriffe auf die Moldau und Podolien, ohne sich jedoch wieder in den Besitz des vielbegehrten Camieniec setzen, ja auch nur ihre eigenen

Gränzen gegen türkische Einfälle schützen zu können. Doch ruhten die Friedensbemühungen der beiden Seemächte in der Zwischenzeit ebenso wenig, als die gegentheiligen Bestrebungen Frankreichs zum Hetzen gegen Oesterreich und zur Vermittelung eines Separatfriedens mit Polen. Beides wiederholte sich fortwährend; doch niemals mit besserem als dem früheren Erfolge. Es bedurfte noch schärferer Demüthigungen, um die Pforte den Frieden um jeden Preis suchen zu lassen. Und diese ließen nicht auf sich warten.

Alle Bemühungen Rußlands waren seit seiner durch Polen veranlaßten Theilnahme an dem Kriege unabänderlichen Zuges auf das Schwarze Meer gerichtet gewesen. Hier suchte es die Basis seiner rasch sich entwickelnden Macht. Doch hatten wiederholte Unternehmungen gegen die Krim ihm noch nirgends festen Fuß zu verschaffen vermocht, und seine Heere hatten mit bedeutenden Verlusten vor den Tataren und noch größeren durch Hunger und Krankheit zurückweichen müssen, bis Peter I. Geist und Kraft den Anstrengungen einen neuen Impuls gab. Dieser saß jetzt allein und fest auf dem Throne russischer Alleinherrschaft, wenn er den Namen und äußeren Schein auch noch auf kurze Zeit mit dem Bruder Iwan theilte; und seine gewaltige schöpferische Hand leistete in gemessenster Frist das Unglaubliche. Die ungeregelten Horden, welche Rußland bisher gegen die Feinde führte, gestalteten sich unter jener zu verhältnißmäßig disciplinirten Truppen von alter Tapferkeit und Ausdauer um; neue, kaum geahndete Hülfsquellen eröffneten sich wie durch einen Zauberstreich; und vor allem kam jetzt ein Bewußtsein, eine Seele in die gewaltige, noch in träumendem Schlummer befangene Masse. Peter war in der That der Prometheus des Nordens. So war auch er es, der den bisher mehr in dunkeler Ahndung verfolgten Weg jetzt zuerst mit bewußter und entschlossenster Klarheit betrat, und unter Aufgebot aller und durch Herstellung ganz neuer Mittel das zu erreichen und zu vollenden strebte, was als das Geschick und die Bestimmung Rußlands erschien.

Das Jahr 1694 hatte Peter zu den umfassendsten Rüstungen benutzt. Im April 1695 setzte er selbst mit gewaltigen Streitkräften sich in Bewegung; doch übernahm er nicht den Oberbefehl, diesen in weiser Selbstbeschränkung älteren und erfahrenern Kriegern überlassend. Der General Gordon rückte den Ufern des Don entlang und auf demselben gegen Assow, und die Generale Scheremetew, der den Oberbefehl führte, und Schein gegen den Dniepr und die Krim; die Nachhut bildete Lefort. So lagerten bald sechszigtausend Mann Russen um Assow, auf welches der Hauptschlag gezielt war. Eine kleine Flotte, welche an der Mündung des Woronesch in den Don ausgerüstet wurde, war jedoch nicht fertig geworden, und konnte nicht in das Assowsche Meer auslaufen. Und dies wurde der Hauptgrund des Mißlingens dieses ersten Angriffs.

Sechs und neunzig Tage dauerte die Belagerung. Aber die Besatzung leistete, durch Nachrichten der um diese Zeit über Oesterreich und Venedig errungenen Siege doppelt angespornt, den erbittertsten Widerstand. Nur von der Landseite eingeschlossen erhielt sie überdies zur See fortwährend Verstärkung und Zufuhren von Munition und Lebensmitteln. Die Festung war nur durch Sturm zu nehmen, der wiederholt und mit furchtbaren Verlusten versucht wurde. Endlich hatten die von Schein, einem Preußen, befehligten Russen vor einem der Hauptthürme, dem Vogelthurme, einen ebenso hohen Damm aufgeführt, und waren gerade im Begriff, von dort einen neuen Sturm zu wagen, als der herbeigeeilte Kaplangirai, Sohn des Tatarchans Selimgirai, dieses Werk angriff, und die Belagerer, wiewohl mit großem Verlust der Seinigen, davon vertrieb. Die Belagerung mußte nun aufgehoben werden (13. Oct. 1695); doch ließen die Russen in zwei Thürmen, deren sie Meister geworden, dreitausend Mann zurück. — Scheremetew hatte sich einigen Halt an der Mündung des Dniepr erkämpft.

So groß die Verluste dieser fehlgeschlagenen Unternehmung auf Assow auch sein mochten — man schlägt sie auf zwanzig- bis dreißigtausend Mann an, — so konnten sie doch den Muth Peters und seine eiserne Ausdauer, diesen stärksten Zug seines Charakters, nicht brechen. Neue Rüstungen in noch größerm Maßstabe wurden angestellt. Von Oesterreich, Preußen und Holland verschaffte Peter sich Ingenieure, Artilleristen und Seeleute; und schon im Sommer des nächsten Jahres (3. Juni 1696) begannen abermals ein und sechzigtausend Russen, ohne die Kosaken und Kalmuken zu zählen, die Belagerung Assows, ehe noch die zur Beschützung der Festung bestimmten türkischen Paschas und der zum Befehlshaber ernannte Ahmedpascha selbst eingetroffen waren. Eifersucht und Mißvergnügen hielten auch den Tatarchan zurück. Ueberdies aber erschien nun auch eine kleine Flotte, die erste, welche Rußland je besaß, in der Mündung des Don. Sie bestand aus zwei kleinen Schiffen holländischer Bauart zu dreißig Kanonen, vier Galeeren, zwei Galeassen, vier Brandern und einer größern Anzahl kleiner flachgebauter Fahrzeuge unter dem Commando Leforts; doch befand sich auch der Czar selbst auf einem der Schiffe. Ein kleiner und doch so unendlich bedeutsamer Anfang, der indessen dem nächsten Zwecke vollkommen genügte. Die Verbindung und Verproviantirung Assows zur See war abgeschnitten; ein von Constantinopel heransegelndes türkisches Geschwader wurde geschickt in einen Hinterhalt gelockt, geschlagen und vierzehn Tschaiken mit Lebensmitteln und anderer reicher Beute fielen in die Hände der Kosaken; nur ein geringer Theil der Zufuhr konnte während des Gefechts in die Festung geworfen werden.

Die Belagerung wurde nun zu Wasser und zu Lande mit allem

Nachdruck geführt. Vergebens bestrebten sich die endlich angekommenen Paschas und Tataren, Verstärkungen in die Festung zu bringen. Ein neues von Constantinopel kommendes Geschwader von vierzig Segeln wagte es nicht mehr, sich den russischen Schiffen und den von der Bemannung am Ufer aufgeworfenen gewaltigen Batterien zu nähern. Wiederholte Angriffe der sogar durch ein von Constantinopel abgeschicktes Corps Janitscharen verstärkten Tataren wurden von den Russen zurückgeschlagen, bis jene endlich, an der Rettung des ihnen so wichtigen Platzes verzweifelnd, nach der Krim abzogen. Assow war nun bald völlig mit Dämmen und Gräben zum letzten Sturme eingeschlossen; doch getraute die durch Hunger und Mangel aller Art, an Lebensmitteln und Munition, bis aufs äußerste reducirte, ohnehin sehr schwache Besatzung sich nicht mehr, diesen abzuwarten. Sie capitulirte und übergab (28. Juli 1696) die nach so tapferer Gegenwehr fast in einen Schutthaufen verwandelte Festung den Russen. Nur dreitausend und sechshundert wehrhafte Männer, nach den eigenen russischen Berichten — nach den türkischen gar nur zweitausend und sechshundert — zogen ab, ohne Waffen und ohne Gepäck; ein Beweis, welcher Heldenmuth der ihrige gewesen sein muß, um so lange so gewaltiger Uebermacht widerstehen zu können.

Die Kanonen und Glocken, welche unter triumphalischem Einzuge des siegekrönten Heeres in die Hauptstadt, dem Reiche die glückliche Waffenthat verkündeten, läuteten dem osmanischen eine Epoche schweren entscheidenden Verhängnisses ein. Wie Wien die Marke seiner lawinenartig anschwellenden erobernden Macht im Nordwesten, so wurde nun Assow die Bresche hereinbrechenden Verfalls im Nordosten.

Peter ließ es sich sogleich angelegen sein, die Befestigungen Assows wiederherzustellen, und alles vorzukehren, um den gewonnenen festen Halt behaupten und erweitern zu können. Zu Taganrok wurde ein Hafen angelegt, um einer großen Flotte sichern Schutz zu gewähren, wozu die seichte leicht versandende Mündung des Don selbst die passende Oertlichkeit nicht bot; vor allem aber wurden alle Anstrengungen darauf gerichtet, sich jene, deren Mangel Peter so empfindlich fühlte, zu verschaffen. Denn ohne eine Flotte war durchaus keine Aussicht vorhanden, von alle dem, was von nun an bestimmt erkannte, fest ins Auge gefaßte und niemals wieder daraus verlorene Aufgabe war, irgend etwas verwirklichen zu können. Und diese Aufgabe war eben keine geringere, als sich von dem Assowschen Meere aus in den Besitz der Krim zu setzen, und mit der Straße von Jenikalaa auch die Herrschaft über das Schwarze Meer zu erstreiten, so wie andererseits Assow selbst die Basis der Verbindung nach Georgien und Persien werden sollte.

War das Jahr 1696 den Türken auf solche Weise über alle Ahn-

dung und Voraussicht verderblich, so nahte nun das nächste kaum minder unheilsschwanger.

Gegen Oesterreich, Venedig und Polen waren die Heere und Flotten der Osmanen seither im Ganzen ziemlich glücklich im Abwenden weiterer Verluste, mitunter sogar siegreich gewesen, wenn auch nicht bis zum Wiedergewinn bereits Verlorenen. Dadurch zu stolz erwachter Muth, Hoffnung, Oesterreich durch die Verwirrung des Westens gelähmt zu finden, und Erbitterung über das Unglück gegen Rußland trieben dieselben nun aber ihrem Verderben zu. Dem vorsichtigen Großwesir, Elmas Mohammedpascha, wurde vorgeworfen, daß er nun schon zum drittenmal ins Feld ziehe, ohne den Ungläubigen eine Spanne Erdreich abgenommen zu haben; und die Ungestümen drangen darauf, mit dem Heere über die Donau und Theiß und auf das kaiserliche Lager loszugehen. Des Großwesirs klügeres Widerstreben war vergebens. Sein Rath war dahin gegangen, Peterwardein zu belagern. Er stellte die mannigfaltigen Gefahren des andererseits in Vorschlag gebrachten Zuges vor, die Schwierigkeiten des Terrains, die vielen Flüsse und Moräste, über welche zu setzen, die sowohl die Zufuhren erschweren, als auch bei einem widrigen Ereignisse den Rückzug höchlichst gefährden mußten. Und überdies hatte ihm auf dem Marsche zu Sofia geträumt, daß er mit seinem fünften Vorgänger, Köprili Mustafapascha, Scherbet getrunken, daß Köprili die Tasse angesetzt, und ihm den Rest gegeben habe. „Weiß Gott!" meinte er, „dies deutet wohl auf den Trunk des Martyrthums, der mir zu trinken in diesem Feldzuge bestimmt ist." Er hatte recht geahndet. Nach zweimaligem Kriegsrathe zu Belgrad, in Gegenwart des selbst anwesenden Sultan Mustafa II. behielt die Meinung der siegesgewissen Eroberungslustigen die Oberhand, und das Heer setzte bei Belgrad sofort (Aug. 1697) über die Donau, überschritt die Temes und Theiß, und lagerte auf dem rechten Ufer dieser letztern im Anzuge auf die kleine, der Mündung der Theiß in die Donau nahe gelegenen Festung Titel.

In der Hoffnung, Oesterreich schwach und einem Angriffe nicht gewachsen zu finden, hatte man sich aber schwer getäuscht. Die Unterhandlungen zu Ryswick neigten sich schon sehr dem definitiven Friedensschlusse zu, den doch auch selbst Ludwig XIV. trotz aller Siege und Eroberungen sehnlichst begehrte, und ließen den Kaiser einen größern Theil seiner Kräfte dem Osten wieder zuwenden. Und an der Spitze derselben stand jetzt die Türkengeißel, Prinz Eugen. Dieser rückte ebenfalls auf Titel an; doch kam der Großwesir ihm zuvor, stürmte dasselbe und verbrannte es.

Das kaiserliche Heer stand jetzt in einem verschanzten Lager bei Peterwardein. Vergebens suchten die Türken, den Prinzen daraus hervorzulocken; und bei der Unmöglichkeit, dasselbe mit Erfolg anzugreifen,

beschlossen jene, auf Tökölis Rath, gegen Szegedin zu ziehen. Doch auch dieser Plan wurde während des Zuges bald wieder geändert, und man wandte sich, um bei Zenta über die Theiß nach Temeswar zu gehen, mit der Absicht von dort in Oberungarn und Siebenbürgen einzufallen. Eugen war auf durch Kundschafter und Gefangene erhaltene Nachricht ebenfalls aus seinem Lager aufgebrochen, und folgte dem osmanischen Heere in beschleunigten Märschen, um dieses wo möglich noch vor dem Uebergange über die Theiß zu erreichen.

Am elften September (11. Sept. 1697) Nachmittags langte Eugen bei Zenta an den Ufern des Flusses an. Der Sultan selbst befand sich schon auf dem linken Ufer, wo auch bereits die große Masse des schweren Geschützes und des Gepäcks, und wo das Lager geschlagen war. Die Reiterei bewegte sich eben in langen Zügen über die Brücke. Der größte Theil des Heeres, das Fußvolk, stand aber noch auf dem rechten Flußufer hinter hohen, mit Kanonen besetzten Erdwällen, welche Fluß und Brücke deckten. Die Türken versäumten den günstigen Augenblick, den Prinzen anzugreifen, ehe dieser noch seine Streitkräfte hatte ordnen können. In vollster Verwirrung erwarteten sie den Angriff selbst hinter ihren Erdwällen, und ließen den Kaiserlichen zwei kostbare Stunden, sich aufzustellen und die Verschanzungen zu umzingeln. Dort drängte alles in bunter Auflösung durch einander; bereits Uebergesetzte, die zur Hülfe wieder herbeieilten, und die größere Zahl derer, welche Heil und Rettung jenseits suchten; alles stürzte der Brücke zu, welche kaiserliches Geschütz von zwei Seiten bestrich. Nur der rechte Flügel der Türken machte Miene, den linken kaiserlichen unter Graf Bussy Rabuttin anzugreifen. Aber schnell war er umgangen. Rabuttin, selbst der erste, setzte über Graben und Verschanzung, drang zwischen dem Flusse und dem türkischen rechten Flügel ein, fiel diesem in den Rücken, und schnitt ihn von der Brücke ab. Zugleich griffen Eugen mit dem Centrum und Graf Guido Starhemberg auf dem rechten Flügel die Wälle vorne an, erstiegen sie, und nun folgte ein furchtbares Gemetzel. Bis Sonnenuntergang, in zwei kurzen Stunden, war alles entschieden. Die Kaiserlichen gaben keinen Pardon. Kaum tausend Türken entkamen auf das jenseitige Flußufer; mehr als zehntausend fanden ihren Tod in den Wellen; gegen zwanzigtausend blieben auf dem Platze; unter diesen der Großwesir selbst und eine Menge der ersten Würdenträger und Paschas des Reichs. Denn mitten im Schlachtgewühl empörten sich auch noch die Janitscharen, und erschlugen viele ihrer Führer. Sieben Roßschweife und vierhundert und drei und zwanzig Fahnen, worunter die des Janitscharenaga, waren die Trophäen des Sieges. Doch auch dem kaiserlichen Heere hatte der Sieg sechstausend Mann gekostet.[1])

1) v. Hammer. 6. 636. — Dem. Cantemir hist. of the Othman Empire. 2. 409.

Am folgenden Morgen (12. Sept. 1697) zog das kaiserliche Heer über die Theiß in das verlassene türkische Lager, in welchem sich alles Geschütz, die Kriegscasse mit mehr als drei Millionen Gulden und unendliche Beute fand. Die schwachen Trümmer der osmanischen Macht waren zerstoben; der Sultan verkleidet nach Temeswar geflohen, von wo er nach Belgrad und endlich nach Adrianopel ging, nachdem er einige Bruchtheile seiner Truppen wieder um sich gesammelt hatte. Eugen drang siegreich in Bosnien bis zu dessen Hauptstadt Serai vor, welche in Flammen aufging.

Der Tag bei Zenta war in der That entscheidend. Mit der Macht war auch der Trotz und der Uebermuth der Osmanen gebrochen; und man begehrte nun ernstlich den Frieden, wo und wie dieser auch geboten werden möge. So lieh man denn endlich den bisher so oft fruchtlos wiederholten englischen und holländischen Vermittlungsanträgen williges Gehör. Denn der neue Großwesir, wieder der berühmten Familie der Köprili entnommen, Amudschasade Husein Köprili, ermaß das ganze Gewicht der verzweifelten Lage des Reichs, und wie wenig Hoffnung vorhanden, daß dieses jetzt unter dem Andrange so vieler vereinten Gefahren sich wieder siegreich erheben könne. Er bot also zwar alles auf, um die Wehrhaftigkeit sowohl zu Lande als zur See so viel als möglich wieder herzustellen, bewies aber alle Bereitwilligkeit zum Frieden. Nur nicht gegen Venedig, welches in seinen Anstrengungen erschlaffte, und dem gegenüber die Pforte sich in verhältnißmäßigem Vortheil befand. Die immer noch fortgesetzten, obwohl jetzt ebenfalls doch weniger nachhaltigen Gegenbemühungen Frankreichs fielen wirkungslos zu Boden.

Unter diesen Bestrebungen und Unterhandlungen war die Kriegsführung des folgenden Jahrs nur eine lässige; doch rückte man von beiden Seiten wieder ins Feld, ohne irgend einen bedeutenden Schlag auszuführen.

Die Friedensvorschläge Lord Pagets, des englischen Gesandten zu Constantinopel, der sich nach Adrianopel in das Lager begeben hatte, nahmen, wie die früheren, den gegenwärtigen Besitzstand zur Basis. Statt dieser jedoch wurde (27. Jan. 1698) Paget ein vom Sultan eigenhändig unterfertigter Gegenvorschlag mit einem Schreiben des Großwesirs an den König von England überreicht, welcher die Unabhängigkeit Siebenbürgens und die Herausgabe Bosniens und der Moldau, so weit diese occupirt waren, verlangte. Michael Apafi II. hatte Jahrs zuvor (1697) dem Hause Oesterreich die Souverainetät Siebenbürgens abgetreten, und dieses war, nachdem es hundert und sechs und zwanzig Jahre seine eigenen Fürsten gehabt, Ungarn einverleibt worden. Im übrigen sollte im allgemeinen die Basis des uti possidetis gelten, und auch Venedig, nach vielem Widerstreben der Pforte, in den Frieden mit einbegriffen werden.

So war der Stolz jetzt gedemüthigt, und man nahm die so lange verschmähte Vermittlung der christlichen Mächte nicht allein an, sondern suchte sogar selbst darum nach; beides bisher unerhört.

In Wien, wo man sich nach Abschluß des Friedens von Ryswick frei fühlte, war man indessen keineswegs geneigt, irgend ein mehreres als den einfachen Besitzstand zuzugestehen, geschweige denn Siebenbürgen wieder aufzugeben. Ebenso wenig wollte man von einem, von der Pforte gewünschten Waffenstillstande hören, unter dem Vorwande, daß wegen des Bündnisses mit Polen und Rußland keine Rede davon sein könne; vielmehr wurde erklärt, daß letzteres ebenfalls in den Friedensschluß mit einbegriffen werden müsse. Und demgemäß erhielten (April 1698) Lord Paget und Graf Colier, die Gesandten Englands und Hollands zu Constantinopel, deren Vermittlung nun auch diesseits förmlich war angenommen worden, kaiserliche Instruction und Vollmacht. Venedig schloß sich dem allen bereitwillig an, da diese Basis ihm die günstigsten der zu erreichenden Bedingungen verhieß. Der Pforte blieb keine Wahl. So wurden im Lager zu Sofia (22. Juli 1698) jene Bedingungen als Präliminarien von türkischen Bevollmächtigten ebenfalls unterzeichnet.

Hier war man also in so weit einig. Nun aber erhoben sich neue Anstände mit Polen und Rußland.

In Wien war es freilich fester Entschluß, von den über die Türken erfochtenen Siegen vollständigsten Gebrauch zu machen, und keinen der errungenen Vortheile fahren zu lassen. Dennoch aber wünschte man, diesem langen Kriege, der nun schon in das sechszehnte Jahr ging, endlich ein Ziel zu setzen. Bereits spannen sich die Fäden des spanischen Erbfolgestreits an; und es war vorauszusehen, daß der Frieden im Westen nicht von langer Dauer sein würde. So wollte man also jedenfalls im Osten bei Zeiten zum Schluß kommen, da die Empfindung noch frisch, welche Last eine solche zwiefache Kriegführung. Und so war man eben auch nicht gewillt, gar zu ängstliche Rücksicht auf die Interessen und Ansprüche der Verbündeten zu nehmen, so sehr der Pforte gegenüber die Verpflichtungen in dieser Beziehung auch zur Schau getragen wurden. Ja, man war wohl gar geneigt, selbst ohne jene und auf eigene Hand abzuschließen, wenn die Umstände es erheischen sollten, trotz der bindendsten Stipulationen der Tractate, welche keinem der Alliirten einen einseitigen Friedensschluß ohne Theilnahme der übrigen gestatteten. Doch war der Wunsch, den Frieden allgemein herzustellen, immerhin ein aufrichtiger und ernstlicher, da die Befürchtung sonst nahe lag, über kurz oder lang doch wieder mit verwickelt zu werden.

Mit Venedig hatte dies keine Schwierigkeit, da dessen Interesse hier mit dem kaiserlichen zusammenfiel.

Anderes war mit Polen der Fall, dessen Thron nach dem Tode

Sobieskis (17. Juni 1696) jetzt August II. von Sachsen einnahm. Dieser war keineswegs mit der angenommenen Basis des **uti possidetis** zufrieden, welche den Schlüssel des Reichs, Camieniec, in den Händen der Türken ließ. Alle Bemühungen, desselben sich zu bemächtigen, waren vergeblich gewesen; und die Pforte wollte zu keinem Aufgeben des wichtigen Besitzes, höchstens zum Schleifen der Festungswerke die Hand bieten. Beschickung und Theilnahme an dem zu haltenden Friedenscongresse sagte der König zwar zu; doch wollte er zuvor Abrede mit Rußland nehmen, und wandte sich sogar mit Beschwerden und Vorstellungen an den Papst, den Gewährsmann des heiligen Bundes, um eine gerechtere Berücksichtigung der Ansprüche Polens zu erwirken.

Ebenso wenig war Rußland mit jener Grundlage einverstanden. Denn Peter war mit dem Besitze Assows und dem am Assowschen Meere gewonnenen Halt noch nicht entfernt eine Genüge geschehen. Ging er auch schon mit dem colossalen Plane um, durch das Assowsche Meer eine Verbindung zwischen dem Caspischen und dem Schwarzen herzustellen, so concentrirten sich alle Anstrengungen, ehe der Norden ihn mit parallel laufenden Wünschen in Anspruch nahm, doch vorzüglich darauf, erst den sichern Stützpunct zur Herrschaft über dieses letztere zu erlangen. Der Frieden mit der Pforte kam ihm also überhaupt viel zu früh; da er eigentlich jetzt erst alle Vorbereitungen und die neu erworbene Macht zu entfalten gedachte. So äußerte er sich, während seines gerade in diese Zeit (Juni 1698) fallenden Aufenthalts in Wien, ziemlich unzufrieden über die Friedensbemühungen überhaupt, über die gewählte Basis und über die Annahme der Vermittlung der beiden Seemächte, die nur ihre eigenen Handelsinteressen bedenken würden. Sich jenen ganz entziehen, den Krieg allein fortsetzen und dadurch vielleicht das ihm so wichtige Oesterreich entfremden, das mochte er freilich nicht; denn daß dieses den Frieden auf alle Fälle wollte, konnte ihm nicht entgehen. Doch forderte er, außer dem bereits Eroberten, noch die Festung Kertsch in der Krim, den Schlüssel der Einfahrt aus dem Assowschen in das Schwarze Meer; widrigenfalls eine Erneuerung des Bündnisses zwischen Rußland und Oesterreich auf drei Jahre.

Zur Erlangung jenes sagt der Kaiser seine Unterstützung bei den Unterhandlungen zu. Die Verlängerung dieses wurde abgeschlagen oder wenigstens vertagt.

Noch beinahe zwei Monate verstrichen unter diesen sich erhebenden Widersprüchen. Polen beschwerte sich bitter, daß ihm nach so großen Opfern und Verlusten durch die ohne seine und Rußlands Zustimmung angenommene Friedensbasis nun so gar kein Ersatz werden solle. Und Rußland berief sich auf die Worte der Tractate, welchen zufolge jeder der Verbündeten beim Friedensschluß anständige Genugthuung erhalten, und

keiner ohne den andern Frieden schließen solle. Doch der auf die Lage Europas sich stützende und von Spanien, England und Holland stets befürwortete Wille Oesterreichs entschied. Die beiden Widerstrebenden verstanden sich endlich zu der lange verzögerten Ernennung ihrer Bevollmächtigten; und so konnte denn, nachdem auch die letzten Schwierigkeiten hinsichtlich des Orts der Zusammenkunft beseitigt waren, ein förmlicher Congreß aller Betheiligten unter der Vermittlung Englands und Hollands eröffnet werden.

Hierzu war Carlowicz, auf dem rechten Donauufer unterhalb Peterwardein gelegen, gewählt, nachdem die Pforte das kaiserlicher Seits in Vorschlag gebrachte Wien oder Debreczin verworfen und erklärt hatte, nur jenseits der Donau verhandeln zu wollen. Von Wien trafen also die Grafen Oettingen und Schlickh dort ein, seitens Venedig der Ritter Ruzzini, für Polen der Graf Malachowsky und für Rußland Wosnitzinow. Die vermittelnden Gesandten waren wieder Lord Paget für England und Graf Colier für Holland; die Bevollmächtigten der Pforte, der Reis Efendi, Rami Mohammed, und der Pfortendolmetsch Maurocordato.

Nach mancherlei Streitigkeiten über Rang und Ceremoniel, nach neuen von Rußland erhobenen Schwierigkeiten über die Zulassung der vermittelnden Gesandten, ehe nicht der Besitz von Kertsch zugestanden, und nach wiederholten Versuchen der Türken, die bereits angenommene Friedensbasis des Besitzstandes zu umgehen, und Siebenbürgen davon auszunehmen, konnten endlich (13. Nov. 1698) die speciellen Verhandlungen beginnen. Es war beschlossen, daß es jeder der verhandelnden Mächte frei stehen solle, ihren Frieden früher oder später abzuschließen; also, auf Oesterreichs Betrieb, doch eine gewisse Trennung der Interessen. Oesterreich machte auch den Anfang, und die Verständigung nahm leidlichen Fortgang. Bald aber wurde durch ein nicht ungeschicktes Manövre Maurocordatos Venedig mit herangezogen, um eins gegen das andere geltend machen zu können; und auch die Berathungen mit den polnischen und russischen Bevollmächtigten begannen.

Hier ging nun gleich alles wieder im weitesten Widerspruch auseinander. Venedig gegenüber verlangten die Türken die Herausgabe Lepantos und die Schleifung Prevesas; von Rußland die Räumung Assows und der an der Mündung des Dniepr von diesem occupirten Inseln; und von Polen alles in der Moldau genommene, ohne daß von Camieniec oder irgend einer Zurückgabe des durch den Frieden von Zurawna abgetretenen die Rede sein sollte. Gerade der Wiederbesitz dieser Verluste war Polen aber durch den Allianztractat von Warschau kaiserlicher Seits ausdrücklich zugesichert worden; und Rußland bestand auf der Abtretung von Kertsch, wie denn auch Venedig erklärte, auf

jenes türkische Ansinnen unter keiner Bedingung eingehen zu können. Man sieht, wie gering auf allen Seiten die Neigung war, sich in den Schranken des zwar als Basis angenommenen einfachen Besitzstandes zu halten. Nur Oesterreich fand eine zufriedenstellende Rechnung dabei; und dieses warf das größte Gewicht in die Wagschale. Venedig hätte sich gern genug dabei beruhigt, wenn man es ihm nur gestattet hätte.

Bezüglich Rußlands stellte es sich bald klar genug heraus, daß hier noch zu keinem definitiven Resultate zu gelangen sei. Denn auch von der Vermittlung wollte dieses durchaus nichts wissen. Wosnitzinow blieb dabei, in seinen Verhaltungsbefehlen stehe davon kein Wort, und daß er nur direct mit den türkischen Bevollmächtigten unterhandeln werde. So zeigt sich schon hier, wie nun fortan immer, die unabänderliche Maxime russischer Politik, keinerlei fremde Einmischung zwischen sich und der Pforte zuzugeben. Bereits in der zweiten Conferenz (22. Nov. 1698) stand es ziemlich fest, daß zwischen Rußland und der Pforte vorläufig nur ein Waffenstillstand zu Stande kommen würde. Der Antrag ging von Wosnitzinow aus.

Polens nahm man sich indessen nun endlich ernstlich an, sowohl seitens der alliirten als der vermittelnden Mächte, und erlangte (2. Dec. 1698) von den türkischen Bevollmächtigten die Zusage der Herausgabe Camieniecs, Podoliens und der diesseits des Dniepr belegenen Ukraine, obwohl die Pforte hier, das allerseits freilich wenig respectirte uti possidetis entschieden für sich geltend machen konnte. Doch die Convenienz des Stärkern war hier, wie bei allen derartigen Verhandlungen, trotz früherer Uebereinkunft, das eigentlich maßgebende.

Das vielseitige starke politische Interesse, welches zu Gunsten des im Laufe des Jahrhunderts so sehr schon geschwächten Polens sprach, regte sich jedoch nicht gleichermaßen für Venedig. Noch zu Anfang des neuen Jahres hatte man sich nicht zu einigen vermocht. Man stritt über den Besitz Lepantos, Candias, der Landenge von Korinth, über feste Plätze Dalmatiens, ohne sich näher zu kommen. Ruzzini erklärte ein über das anderemal, auf Gefahr seines Kopfes nicht nachgeben zu können. Alles andere aber war inzwischen geordnet, sowohl in Betreff Polens, als eines zweijährigen mit Rußland zu schließenden Waffenstillstandes, und alle Nebenpunkte des österreichischen Friedens waren jetzt ebenfalls durchberathen und geregelt, nachdem man sich gleich anfangs über Siebenbürgen und über die Gränze an der Maros, Theiß, Sava und Unna verhältnißmäßig leicht verständigt hatte. Der definitive Schluß des langen Werkes wartete also nur noch auf Venedig; und Niemand hatte sonderliches Interesse und noch weniger Lust, das ersehnte Ziel in eine unbestimmte Ferne hinausrücken zu lassen Man stellte dem Ritter Ruzzini deswegen einen Termin von sechszehn Tagen, um Instructionen

einzuholen, mit der Bedingung, daß binnen dieser Frist der Frieden abgeschlossen, oder ein Waffenstillstand festgesetzt, und Venedig dann überlassen sein müsse, seinen Frieden besonders abzuschließen. Zugleich entwarfen die Bevollmächtigten Oesterreichs, der Pforte, Englands und Hollands ohne Zuziehung Ruzzinis ein Friedensinstrument, welches Morea zwar den Venetianern zusprach, ihnen aber manche andere Eroberungen nahm, und vor allem das vielbegehrte Candia vorenthielt; gewissermaßen als ein anzunehmendes oder zu verwerfendes Ultimatum.

Dieser Zwang war denn freilich ein harter. Doch erwog der Senat in Venedig, daß man bei einer Fortsetzung des Krieges ohne Alliirte eher mehr verlieren als gewinnen würde, und daß das Gebotene, wenn gleich nicht das volle Maß des Gehofften, doch immerhin sehr ansehnlich sei. Genug, man ließ sich alles gefallen, wies Ruzzini demgemäß an, jenen Entwurf provisorisch, gewissermaßen als Präliminarien, die später zu einem förmlichen Tractat verarbeitet werden sollten, anzunehmen; und so konnte denn endlich (26. Januar 1699) der Frieden zu Carlowicz zwischen der Pforte, Oesterreich, Polen und Venedig unterzeichnet werden, nachdem schon zwei Tage zuvor (24. Januar) der Waffenstillstand mit Rußland war gefertigt worden.

Die Oesterreich zufallenden Früchte waren in der That glänzende zu nennen. Siebenbürgen war ihm nunmehr vollständig zugesprochen; alle Versuche der Türken, dem Kaiser unter irgend welchem Namen und Titel für den Besitz einen Tribut abzudringen, waren entschieden zurückgewiesen und gescheitert. Die weitere Gränze bildeten die Maros und die Theiß bis zum Einfluß dieser letztern in die Donau. Von hier wurde eine Syrmien durschneidende Linie bis an die Mündung der Bossut in die Sava gezogen, dann die Sava selbst bis zur Mündung der Unna und endlich diese letztere zur Gränzscheide genommen. So verblieb denn zwar Temeswar noch der Pforte, aber das ganze westlich der Theiß belegene Ungarn und Slavonien stand unter dem Scepter Oesterreichs; und — was fast noch höher anzuschlagen — die Sturmfluthen osmanischer Eroberungsluft waren zum erstenmal in feste Gränzen gebannt. Gern hätte sich Oesterreich auch den Schutz des heiligen Grabes und die Uebergabe desselben an die Franziskaner verschafft; doch wollten die türkischen Bevollmächtigten auf keine tractatmäßigen Verpflichtungen, als einen durchaus fernliegenden Gegenstand betreffend, sich einlassen. Dagegen wurde die Erneuerung und Bestätigung aller der katholischen Kirche bisher gewährten Privilegien und dem Kaiser die Erlaubniß zugesagt, Beschwerden und Forderungen in Betreff der Religion und des Besuchs der heiligen Orte an die Pforte bringen zu dürfen. Ebenso wurden alle früheren Capitulationen erneuert, und dem österreichschen Handel dieselben Begünstigungen, wie andern befreundeten Staaten, zu-

erkannt. Auf die Auslieferung Tökölis und seiner Anhänger verzichteten die kaiserlichen Gesandten, da die Pforte versprach, sie von den Gränzen und allem Einflusse fern zu halten. Der Frieden war auf die Dauer von fünf und zwanzig Jahren geschlossen.

Polens Antheil blieb freilich weit hinter dem zurück, worauf es ursprünglich sich Hoffnung gemacht. Bei den vor zehn Jahren schon gepflogenen Friedensunterhandlungen hatte es noch Kriegskosten und Schadenersatz für die Verwüstungen durch die Tataren, Entfernung dieser von seinen Gränzen über das Meer nach Asien, Einräumung der heiligen Orte für die Katholiken und Freiheit der Christen neue Kirchen zu bauen und alte auszubessern gefordert, außer der Rückgabe Camieniecs, Podoliens und der Ukraine. Polen wollte als Schirmherr der katholischen Kirche im Orient erscheinen. Von allem jenen erhielt es zwar nichts als die, auch schon in dem österreichschen Vertrage enthaltene allgemeine Zusage des Schutzes der Katholiken und der Erlaubniß zur Verwendung für dieselben. Von Kriegskosten und Schadenersatz war keine Rede, doch auch nicht mehr von einem polnischen dem Tatarchan wie früher zu zahlenden Tribute. Vielmehr versprach die Pforte Polen sowohl als Oesterreich, diesen im Zaume und die Tataren von allen räuberischen Einfällen zurückzuhalten; allerdings ein leichter gegebenes als bei der von den Tataren behaupteten Unabhängigkeit auszuführendes Versprechen. Der Wiederbesitz Camieniecs, Podoliens und der diesseits des Dniepr gelegenen Ukraine, wogegen nur verhältnißmaßig unbedeutende Theile der Moldau geräumt wurden, war indessen immerhin ein ansehnlicher Gewinn. Der Friedensvertrag enthielt keine Bestimmung der Zeitdauer, ebenso wenig wie der venetianische, welcher bei der Ratification vielmehr als ein ewiger bezeichnet wurde.

Das geringste Loos fiel Venedig, welches gezwungen wurde, von seinen Eroberungen am meisten wieder herauszugeben. Noch vor Anfang der Conferenzen hatte Ruzzini besonders befürwortet, daß neben den Interessen der Religion auch die des Handels vorzüglich berücksichtigt werden möchten. Doch mußte er sich an dem Bedeuten genügen lassen, daß ein Handelstractat besser erst nach dem Friedensschlusse zu berathen sei; und in dem von den übrigen Bevollmächtigten, wie oben erwähnt, entworfenen Instrument ging man über alles, was nicht den Länderbesitz und die Gränzbestimmung betraf, also auch über diesen für Venedig so wichtigen Punkt des Handels, leicht und oberflächlich hinweg. Es wurde einfach angenommen, daß es bezüglich dieses bei den frühern Verträgen sein Bewenden habe. Morea verblieb in Venedigs Besitz, doch ohne die Landenge von Korinth, da die Türken sich weigerten, eine Handbreit jenseit des Walles von Hexamilon abzutreten. Das ganze Festland wurde der Pforte zugesprochen; Lepanto mußte also geräumt,

und die Herrschaft über die Dardanellen von Morea, welche man schon besaß, wieder aufgegeben werden. Die kleine Festung Rumili an jener Meerenge und das wichtige Prevesa wurden geschleift. Im Archipel sollte alles verbleiben, wie vor dem Kriege; Candia also den Türken, nach dessen vor dreißig Jahren verlorenem Besitz man so sehr gestrebt hatte. Nur Engia (Aegina), als eine Dependenz Moreas, kam hier unter venetianische Herrschaft, so wie im Jonischen Meere die Insel Santa Maura. Auch wurde der bisher von Venedig für Zante an die Pforte gezahlte Tribut aufgehoben. Und in Dalmatien blieb die Republik des heiligen Markus ebenfalls Herrin ihrer Eroberungen. Der ganze Strich zwischen der Kerka und Narenta und den Gebirgen, welche Dalmatien von Bosnien und der Herzegovina trennen, fiel ihr zu, nebst den am Fuße der Berge liegenden Gränzfestungen. Nur eine kleine Landzunge wurde hier der Pforte zur Verbindung ihres Gebietes mit Ragusa zugestanden; und jenseits dann wieder Risano und Castelnuovo, den Busen von Cattaro beherrschend, venetianischer Besitz. So war denn doch auch Morea und Dalmatien kein verächtlicher Erwerb für Venedig, wenn gleich die vereitelte Hoffnung auf Candia, auf den Isthmus von Korinth und der Verlust Lepantos schwer zu verschmerzen war. — Der in Carlowicz nur provisorisch unterzeichnete Frieden, wurde später zu Constantinopel, von sechszehn auf drei und dreißig Artikel erweitert, definitiv ratificirt und ausgewechselt [1]).

Der Waffenstillstand mit Rußland war einfach auf zwei Jahre festgestellt, binnen welcher alle Feindseligkeiten aufhören, und an einem dauernden Frieden gearbeitet werden sollte.

---

1) Dieser erweiterte Tractat, der übrigens nichts wesentlich von dem zu Carlowicz verabredeten Abweichendes wird enthalten haben, ist nicht bekannt; auch das Datum nicht. Koch und Schoell hist. des traités 14. 281 giebt die Ratification als am 7. Febr. 1699 geschehen an; es wird sich das nur auf den ersten Entwurf beziehen. v. Hammer 7. 24 legt die Verhandlungen über den definitiven Schluß in den November 1699, das Datum selbst, in einer Note ebenda, auf den 9. April 1701, was wohl 1700 heißen soll, wie Band 9 p. 296 auch angegeben.

Zweiter Abschnitt.

Frieden am Pruth.

Der Frieden zu Carlowicz ist der eigentliche Wendepunkt, der bedeutendste Abschnitt osmanischer Geschichte. Alle spätern Schlüsse, die von Passarowicz, von Kainardsche, von Adrianopel, erscheinen fast nur noch als Besiegelungen der hier ausgestellten Urkunde des über das Reich hereingebrochenen, stets zunehmenden Verfalls.

War die Einbuße an Länderbesitz eine sehr bedeutende — Assow, die Ukraine, Podolien, Siebenbürgen, der größte Theil Ungarns, Dalmatien und Morea waren verloren —, so war die noch bei weitem schlimmere und verhängnißvollere Folge die, der gänzlich umgewandelten Stellung der Pforte in Europa. Von einer stets offensiven, keinen Besitz und Gränzen respectirenden Macht war sie in sichere Schranken und auf die eigene Defensive zurückgedrängt worden, und damit der eigentliche belebende Geist des osmanischen Reichs gebrochen, der dieses geschaffen und unter den vielen verschiedenartigen Stämmen zusammen gehalten hatte; jener kühne, eroberungs-, raub- und beutelustige Geist, der die Ungläubigen verachtend, kein Recht als das des Säbels anerkennend, wie Gewitter und Sturmfluth über Europa hereingebrochen, und einen so großen Theil desselben unterjocht hatte. Der alte Satz, daß ein Reich nur durch dieselben Mittel zu erhalten ist, durch welche es entstand, bewährt sich im Rückschluß auch hier wieder.

Schon der Verlauf des langen sechszehnjährigen Krieges documentirt dies auf das deutlichste, ganz abgesehen von den thatsächlichen Niederlagen und Verlusten. Zu Anfang ist es noch der alte Impuls, welcher die Türken unwiderstehlich sengend, brennend und plündernd vorwärts treibt. Von Frieden, oder gar von Annahme eines Friedens durch fremde Vermittlung ist keine Rede; mit dem Säbel will man ihn dictiren, und zwar allein, der eigenen Kraft vertrauend, ohne sich sonderlich nach auswärtiger Hülfe umzusehen. Der Kampf mit vier der

mächtigsten Nachbarn ist jedoch zu ungleich, und man beginnt, nach den vielen Niederlagen, seine Augen allmälig auf die Verwicklungen des fernen Westens zu richten, um diese, verstände man es, zu eigenem Vortheil zu benutzen. Es ist dies das Stadium wachsenden Einflusses Frankreichs. Die Hoffnungen steigen noch einmal; doch hat man genug zu thun, sich nur gegen neue Verluste zu behaupten, ohne das bereits Verlorene wieder einbringen zu können. Und kaum läßt der heranahende Frieden von Ryswick dem Kaiser freiere Hand, so bricht solches Verderben über die Osmanen herein, Eugens Schwerdt schlägt ihre Macht bei Zenta so gewaltig zu Boden, daß diese nun selbst die, als sie angetragen wurde, so lange und übermüthig verschmähte Vermittlung christlicher Mächte, Englands und Hollands, nachsuchen, sich den Frieden zu verschaffen.

So erscheint denn von nun an die Pforte völlig mit in den Strudel allgemeiner europäischer Politik hineingezogen. Sie war abhängig geworden, mußte Rücksichten nehmen, Rathschläge anhören, wohl gar darum bitten. Was Wunder! wenn sie in den Wirbeln, Untiefen und Klippen der Diplomatie, die in den Mauern Constantinopels, wo fremde Gesandte früher nur ausnahmsweise geduldet wurden, nun eines ihrer Hauptquartiere aufschlug, den schwersten Schaden nahm. Ohne eigenes unmittelbares Interesse an den Händeln des Westens, ohne Kenntniß und Einsicht in dortige Zustände und Verhältnisse, ohne Charte und Compaß sollten die türkischen Staatsmänner ein Meer beschiffen, wo die erfahrensten ergrauten Piloten nicht vor dem Schiffbruch sicher waren. Sie waren wohl gezwungen, sich außerhalb nach Rath und Hülfe umzusehen; und so spinnt sich aus Lockungen und Reizungen, Schmeicheleien, Bestechungen und endlich Drohungen, aus Gewalt und Intrigue enger und enger ein unzerreißbares Netz um die Pforte, welches den alten Geist ganz zu ertödten droht, allmälig fast jede selbständige Regung auffängt und unmöglich macht, und schließlich das einst so gefürchtete Reich der Osmanen nur noch als zum Spielball des Westens zusammen geschnürt zeigt.

Wie nach außen, so wird auch im Innern des Reichs ein wesentlichster Umschwung bemerklich. Durch die Beschränkung der Gränzen und den, weitern Eroberungen gebotenen Einhalt wurde die Wehrkraft, welche auf der Masse kleiner zum Kriegsdienst verpflichtender Lehen beruhte, empfindlich erschüttert. Früher hatte jeder Feldzug eine Menge neuer Belehnungen zur Folge gehabt, jetzt nur Verluste. Fortan wird es der Pforte immer schwerer, Heere um die Fahne des Propheten zu sammeln, die früher auf den geringsten Ruf bereit standen; und die so oft siegreich nach außen gekehrte Eroberungs- und Beutelust artet, im Innern beschränkt, in Raub, Mord, Plünderung, Unbotmäßigkeit und

Aufruhr aus. An allen Orten des Reichs flammt dieser unaufhörlich auf; und in den kritischsten Lagen ist die Pforte oft kaum im Stande, den innern Feind zu bewältigen. Denn am Sitze der Herrschaft, in Constantinopel, erschlaffte alles mehr und mehr. Die alte rohe Kraft und Energie war einem leichten Anfluge der Civilisation gewichen, vermittelt durch den innigeren Verkehr mit dem Westen, durch die steten Beschickungen und Gesandtschaften. Aber es war eben auch nur ein Anflug, ohne nachhaltige Kraft und Leben neues zu schaffen und zu entwickeln. Zwar wird die Geschichte der Osmanen von nun an etwas menschlicher, und bietet nur selten noch jene furchtbaren Gräuel dar, von denen sie in früherer Zeit strotzt, ja aus denen sie fast allein zusammengesetzt ist. Darauf aber beschränkt sich auch alles. Am Ende fehlte doch der Boden, auf dem die neue Saat allein gedeihen konnte, und die Hände ihrer zu warten. Einen kurzen Augenblick freilich schien es, als wenn eine neue Aera für die Pforte heraufdämmere; und vielleicht wäre der dritte der Köprilis der geeignete Mann diese herbeizuführen gewesen. Allein die unglückliche Kugel bei Slankamen zerriß das alles, und erlaubte demselben nicht, das zu vollenden, was von unendlicher Bedeutung hätte werden können. Sein Streben war auf Ordnung und Verbesserung der Staatsverwaltung gerichtet; und vor allem fühlte er mit richtigem Tacte heraus, wie die Lage der christlichen Unterthanen jetzt, bei dem schon zu seiner Zeit durchaus sich umgestaltenden Verhältnisse zu den christlichen Mächten des Westens, nothwendig eine andere und bessere werden müsse. Seine Nachfolger im Amte verstanden aber weder den Gedanken selbst noch dessen Ausführung; und so führte denn auch dies nur zu vermehrter Schwäche und zunehmender Auflösung, oder documentirte dieselbe vielmehr um so deutlicher. Doppelt gefährlich jedoch wurde der Zustand dadurch, daß die wiederholten innern Brände und Empörungen, denen kräftig zu steuern die Schwäche der Pforte nicht erlaubte, nur zu oft auf Mord und Plünderung der Christen hinausliefen, welche zu schonen und zu gewinnen gewichtigste Sorge sein mußte. Hatte Oesterreich nun doch selbst schon ein tractatmäßig zugestandenes Einmischungs- fast Schutzrecht der katholischen Christenheit im Orient erworben.

Die unaufhaltsame Entwicklung dieser Verhältnisse und Zustände nach außen und nach innen ist es, welche die osmanische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts uns zeigt.

Die Beziehungen zu den europäischen Mächten, wie sich diese so eben und zuerst gestaltet hatten, blieben eine geraume Zeit unverändert. Bei der Pforte war dabei der Grundzug, Furcht vor Oesterreich. Man fühlte sich zu erschöpft und schwach, um von der schweren Bedrängniß, in welche der Kaiser durch den spanischen Erbfolgekrieg gebracht wurde,

die Möglichkeit eines Wiedergewinns des Verlorenen zu hoffen; und wie oft und sehr Frankreich auch zu einem Versuche und neuem Bruche zu reizen suchte, so überwogen doch immer die friedlichen Bemühungen der Verbündeten Oesterreichs, Englands und Hollands, deren Gewicht seit der Vermittlung des Carlowitzer Friedens maßgebend in die Wagschale fiel. Lieber freilich hätte man die Rathschläge Frankreichs befolgt, wäre Muth und Kraft dazu vorhanden gewesen; und so ist denn allerdings nicht zu verkennen, daß, wenn der Einfluß der Seemächte zuletzt immer auch der entscheidende war, Frankreich doch als der natürliche Alliirte angesehen wurde und als solcher des größten Vertrauens genoß. Diese Vertheilung der Rollen blieb lange unverändert.

Dennoch kam der im Westen und Norden Europas so furchtbar auflodernde Brand der Pforte sehr zu statten. Er verhinderte Oesterreich und Rußland an neuen Angriffen, und ließ jener Zeit, sich einigermaßen zu erholen, die ihr ohne dies schwerlich wäre vergönnt gewesen, am wenigsten durch Rußland und den ungeduldig vorwärts strebenden Peter. Schwerem Verhängniß verfallen und dadurch geblendet erkannte die Pforte erst spät die Gefahr, welche ihr an ihren Gränzen durch den von Jahr zu Jahr mehr erstarkenden Riesen drohte. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf Oesterreich gerichtet, welches sie, nach den eben gemachten Erfahrungen, als den hauptsächlichsten und am meisten zu fürchtenden Gegner betrachtete. Darüber verlor sie Rußland fast aus den Augen. Der erste Zusammenstoß hatte sie zwar stutzen gemacht, ihr aber doch noch nicht die Augen bis zum vollen Erkennen des hier Nahenden geöffnet.

Peters Pläne und Entwürfe für die Größe, zu welcher er Rußland zu erheben trachtete, streiften freilich fast ans Abenteuerliche. Der kalt überlegende, Mittel und Thatsächliches erwägende Verstand würde in der That geneigt sein, sie mit diesem Worte zu bezeichnen, wenn nicht so gewaltige Erfolge sich gezeigt, wenn nicht Peters Geist, Kraft und Beharrlichkeit ihnen Wesenheit gegeben hätten; ein Geist, der beim Entwerfen und Wollen nichts für unmöglich hielt, beim Ausführen und Handeln aber sich zu mäßigen, den richtigen Augenblick abzuwarten und trotz aller Hindernisse und Unglücksfälle durch eisernste Ausdauer endlich zu siegen verstand. Sein Charakter war einer derer, auf welche neue Reiche sich gründen, deren dämonischer Gewalt die Elemente fast zu gehorchen scheinen, und denen dann die Götter selbst die Baustücke herbeitragen zu Werken, welche die Nachwelt als übermenschliche anstaunt.

Peter's Entwürfe umfaßten den Orient und den Occident, Europa und Asien. Es möchte schwer sein, mit Bestimmtheit zu sagen, welches in seinen Gedanken in erster Linie stand. Gewiß aber wird das Ziel viel zu nahe gesteckt, wenn man es seine Lebensaufgabe, den letzten Endpunkt

alles seines Strebens nennt, Rußland zu einer europäischen Macht umzuschaffen. Dies war ihm nur Mittel zum Zweck. In beiden Welttheilen sollte die schon bedeutende, aber noch wenig entwickelte Macht Rußlands auf die Höhe der Herrschaft gehoben werden, zu welcher seine Ausdehnung es zu berechtigen schien; und dazu bedurfte Peter denn allerdings der unendlichen Hülfsmittel der Civilisation. Wie konnte er hoffen, ohne diese seinen westlichen Nachbarn in den Schranken begegnen zu können, worauf er sich gefaßt machen mußte; wie, in ihren Kreis mit aufgenommen zu werden, wenn er sich nicht auch in Sitte und Umgebung, äußerlich wenigstens, mit ihnen auf eine Stufe stellte? Und mehr oder weniger äußerlich blieb eben doch auch alles. Die Heere wurden auf europäischem Fuße aus tapfern, aber regellosen Horden in disciplinirte Truppen umgemodelt, der Anfang zu einer Flotte gemacht, Bauten ausgeführt, der Handel zu beleben gesucht, und tausende von Fremden durch Gold und Versprechungen herbeigelockt, um den Grund zu alle dem zu legen und die Unternehmungen zu leiten: was aber geschah, um Civilisation und Sitte unter der Masse des Volks selbst zu verbreiten? Allerdings stand der eigenthümlich hartnäckige Nationalcharakter seiner Russen ihm hier gewaltig entgegen. Ebenso Schwieriges wurde jedoch von den Gesetzgebern des Alterthums überwunden, welches zu überwinden aber nicht seine Sache, nicht seine selbst erkannte und selbst erwählte Aufgabe. Die Civilisation, welche Peter anbahnte, war ihm, wie gesagt, Mittel, nicht Zweck. Er bedurfte Werkzeuge zu seinem Vorhaben, und nur die Civilisation konnte sie ihm geben. So sammelte und schuf er solche rings um sich her zu stets bereitem Gebrauch; doch nur in der eigenen Hand zum eigenen Zweck waren sie zu dienen bestimmt, zu gegenwärtiger und zukünftiger Herrschermacht Rußlands; was darüber hinauslag, jene geheime, aber um so unwiderstehlicher wirkende Macht der Sitte und des Gesetzes, diese zu pflegen, dieser die Selbstherrschaft zu gönnen, das kam verhältnißmäßig wenig in Betracht. Und so war denn auch die tyrannische, oft blutige Gewalt, welche alles dies erzwang, nicht allein ein erlaubtes Mittel, wo andere mildere fehlschlugen, sondern recht eigentlich das nächste und natürlichste. Im Grunde war es doch mehr der Despot, der Ares, welcher die Menschen lehrte, als die Pallas Athene.

Nicht aber war es nun auch Peter selbst, wie man oft anzunehmen geneigt ist, in dessen Seele allein alle die Pläne und Gedanken erzeugt wurden, deren plötzliches geharnischtes Auftreten Europa überraschte. Aehnliches hatte schon die Vorgänger desselben beschäftigt, und lange wie ein Traum, wie eine dunkele Prophezeihung, selbst die Gemüther des Volks bewegt. Dieses glaubte sich zu großem Geschick auserlesen, und dieser Glauben trieb es schon damals wie früher und später mit blindem Fanatismus für Czar und Reich in Kampf, Qual und Tod. Schon

manchen Versuch hatten jene ersten Herrscher gemacht, sich aus den auf allen Seiten umgebenden Fesseln zu freierer Bewegung loszuringen. Der in sich selbst so zerrüttete und gährende Westen hatte über den eigenen Krämpfen das vulkanische Heben und zum Durchbruch drängende Aufschwellen im Osten nur nicht beachtet, so daß Rußland selbst im siebzehnten Jahrhundert noch immer ein verhältnißmäßig wenig bekanntes Land war, von dessen Macht, Größe und Glanz spärliche Reisende die wunderbarsten Dinge zu erzählen wußten. Nur Wenige, deren Blick durch Selbstinteresse geschärft wurde, erkannten früher, welch' drohende Gefahr sich hier zusammenziehe; wie die Hansestädte, welche schon im sechszehnten Jahrhundert eine Verabredung trafen, den Russen keine Waffen zuzuführen, damit diese Barbaren durch die Künste der Civilisation gestärkt nicht ebenso gefährliche Feinde der Christenheit würden, wie die durch die Gewinnsucht der Genueser bewaffneten Türken. Lübeck täuschte indessen die ohnehin schwer durchzuführende Vorsicht, und England zog reichen Gewinn.

Im Grunde war jedoch dieses Nichtbeachten gerade der günstigste Umstand, um Rußland sich einigermaßen in sich selbst consolidiren und einen festen Kern künftiger Größe ansetzen zu lassen. Wäre es schon während der im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert mit Polen und Schweden um seine Existenz geführten Kämpfe auf den europäischen Schauplatz getreten und in jene Zuckungen verwickelt worden: so würde es ihm schwerlich je vergönnt gewesen sein, die Stufe zu erklimmen, auf welcher wir es im achtzehnten plötzlich gewahren. Denn darin liegt doch eben das eigentlich Ueberraschende, daß man seiner jetzt erst gewahr wurde, nachdem schon anderthalb Jahrhunderte das gesonnen und vorbereitet hatten, dem Peter nun Gestalt und Form gab, die vielfach gebrochenen Strahlen gewissermaßen in einem Focus zusammen fassend, und der erstaunten Welt ein Gebilde, eine Schöpfung zeigend, von der sie keine Ahndung gehabt hatte.

Der erbittertste Kampf war zwischen Polen, Schweden, Dänemark und Rußland schon um den Besitz Lieflands und Esthlands geführt worden, wo Rußland die unablässig gehegte Absicht verfolgte, an der Ostsee und dem Westen zugewendet festen Fuß zu fassen. Alter Glauben im Munde des Volks, der so oft das wirklich Bedeutende in richtigem Gefühl zu erfassen und zu bewahren weiß, knüpfte an den Besitz dieser Provinzen die Herrschaft des Nordens. Der Frieden von Kiwerowa-Horka (15. Jan. 1582) mit Polen und der von Teusin (18. Mai 1595) mit Schweden vereitelten jedoch alle von Iwan IV. gemachten Anstrengungen; und der dann von Gustav Adolph erzwungne Frieden von Stolbowa (27. Febr. 1617) schnitt Rußland vollends alle Verbindung mit dem Finnischen Meerbusen und der Ostsee ab, und warf dasselbe gewissermaßen nochmals als rein

asiatische Macht von Europa zurück. Seine Bestrebungen nahmen nun vorläufig eine andere Richtung; und vielleicht zu seinem Heil.

Noch ehe Iwan IV. seine Waffen dem Finnischen Meerbusen zuwandte, hatte er seine Herrschaft bereits im Osten durch die Eroberung von Kasan und Astrachan (1554) bis an das Caspische Meer ausgedehnt. In anhaltenden Kämpfen mit Kosaken und Tataren, diesen unversöhnlichen und unversöhnlich gehaßten Erbfeinden des russischen Reichs, befestigte dieselbe sich mehr und mehr. Die sichere Basis der Machtstellung Rußlands in Asien war gewonnen, während die im Westen, Europa gegenüber gemachten ähnlichen Anstrengungen nochmals gänzlich scheiterten. Ja, ungefähr um dieselbe Zeit, wo europäische Mächte des Nordens zum erstenmal auf die wachsende Größe Rußlands aufmerksam wurden, drang auch die erste schon Besorgniß erregende Kunde von dem neu entstehenden Reiche nach China. So stand dieses im Osten schon hinlänglich fest, während es im Westen noch nach den Grundbedingungen des Werdens rang. Doch eine nach beiden Seiten gleich bedeutende Position fehlte demselben: nämlich die am Schwarzen Meere, welche ihm, in Verbindung mit dem Caspischen Meere, den Weg nach Persien und Centralasien öffnen, so wie andrerseits eine haltbare Stellung gegen Polen, die Pforte und Oesterreich verschaffen mußte. Und diese im Süden zu erlangen, darauf ging denn nun nicht minder das Streben, als im Norden das Trachten nach dem Finnischen Meerbusen und der Ostsee. Ohne beide blieb Rußland immer nur ein Torso ohne Gliedmaßen, wenigstens in Bezug auf Europa.

Die erbitterten Kriege des Nordens in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, welche Polen von seiner bisher behaupteten Höhe herabstürzten, und dessen, damals sogar schon geplante und geweissagte, Vernichtung und Theilung im folgenden vorbereiteten, konnten Rußland natürlich nicht unberührt lassen. Auf die vielfachste Weise wurde dasselbe mit verwickelt; und vor allem suchte es dabei den Frieden von Stolbowa auszumerzen. Gegen das übermächtige Schweden war indessen nichts auszurichten; der Frieden von Kardis (1. Juli 1661) sperrte die Ostsee nach wie vor. Glücklicher war man gegen das so sehr geschwächte, fast erdrückte Polen, welchem nach endlosen, stets sich erneuernden Kämpfen schließlich in dem Frieden von Moskau (6. Mai 1686) ein großer Theil seiner schönsten Provinzen abgenommen wurde. Die Gränzen Rußlands waren nun schon bis an den Dniepr, und selbst darüber hinaus, vorgerückt, im Süden bis Czigrin; die Kosakenstämme zum großen Theile unterworfen. Wollte man hier weiter vordringen, so war der Zusammenstoß mit den Tataren und der Pforte unvermeidlich. Doch war nun eine Position, so fest, wie man sie bisher nie gehabt hatte, und

welche alle Unternehmungen kräftigst stützte, sowohl gegen Süden als nach Norden erstritten.

In verhältnißmäßig schon sehr früher Zeit nehmen wir also diesen dreifachen Zug der Bestrebungen Rußlands wahr, welcher nicht etwa erst entstand, nachdem dessen Macht fest begründet war, sondern vielmehr als mehr oder minder klares Bewußtsein oder dunkler Glaube an ein zu erfüllendes Geschick alle Anstrengungen zu diesem Endzweck durchdrang und beseelte. Einmal gegen Asien gerichtet, durch das Caspische Meer auf Persien und die mittlern Reiche, und durch Sibirien und Kamschatka sogar schon China berührend; dann gegen das Schwarze Meer, diesen zwei Welttheile bespülenden und in manchen wichtigsten Beziehungen beherrschenden Binnensee; und endlich gegen den Norden und die Ostsee. Und diese schon so sehr bereicherte Erbschaft übernahm Peter mit neuem Geist und neuer Kraft; und um sie zu verwalten und zu vergrößern, dazu waren die Künste des Westens nothwendiges Hülfsmittel.

Welche dieser Richtungen als Hauptziel, und welche zuerst verfolgt werden sollte und mußte, das ließ sich nach einem fest bestimmten Plane, der auch schon künftige Generationen hätte umfassen müssen, kaum im voraus bestimmen. Es waren eben alles Hauptfragen, welche alle in einem Menschenleben zu lösen, der kühnste Geist sich kaum schmeicheln konnte; und so mußte es von Zeit und Umständen abhängig gemacht werden, welche zuerst zu ergreifen, auf welcher Seite die günstigsten Aussichten sich eröffnen würden. In gleicher Weise war man auch früher vorwärts gekommen. Im Osten an das vorläufig gesteckte Ziel gelangt, wendete man sich gegen den Nordwesten, und dort zurückgeworfen versuchte man sein Glück im Süden, und gewann das Spiel. Selbst im Jahre 1684 hatte in Moskau die Wahl geschwankt, ob Polen oder der Pforte sich anzuschließen, bis Polens Schwäche und Hülfsbedürftigkeit im Moskauer Frieden alles das freiwillig zugestand, was Rußland durch Krieg zunächst von ihm gewinnen konnte. So entschied Rußland sich gegen die Pforte, den günstigsten Augenblick wahrnehmend, den langen, noch nicht ausgefochtenen Entscheidungskampf mit dieser zu beginnen, wo dieselbe schon dem vereinten Angriffe Oesterreichs, Polens und Venedigs erlag, und alle Aussicht vorhanden war, daß sie nicht im Stande sein würde, Rußland die Herrschaft des Schwarzen Meeres oder wenigstens den ersten Besitz an dessen Küsten streitig zu machen. Fast wäre Rußland jedoch auch noch von diesem Punkte wieder abgelenkt worden. Denn an den Ufern des Amur hatten sich Gränzstreitigkeiten mit China entsponnen, die schon zu ernsten Reibungen führten, und den Anfang eines merkwürdigen Kampfes um die Herrschaft Asiens hätten bilden können, wenn nicht ein zeitiger Gränzvertrag (1689) die Irrungen noch wieder beigelegt hätte.

Nachdem der Kampf mit den bisherigen Herren des Ostens, den Osmanen, einmal begonnen, war ein dauernder Frieden hier ganz unmöglich. Es mußte nothwendig ein Ringen auf Leben und Tod daraus entstehen. Und wie sehr die Türken sich anfangs darüber auch täuschen mochten, so that Peter das gewiß nicht. Die gewaltigen Anstrengungen, welche er machte, sich Assows zu bemächtigen, und die dann sofort getroffenen Zurüstungen und Vorbereitungen, sich in dem Gewonnenen zu behaupten und von dort auszubreiten, zeigen deutlich genug, wie wenig er gemeint war, hier nun schon still zu stehen. Wären weiter Belege nöthig, so brachten die zu Wien und Carlowicz gepflogenen Unterhandlungen dieselben. Und so muß es in der That auch den Anschein gewinnen, als wenn Peters ganzes Streben und das Aufgebot aller seiner Kräfte damals noch ausschließlich gegen die Pforte sei gerichtet gewesen, als wenn er unter allen den vielen überkommenen Aufgaben diese als die zunächst seiner eignen Thätigkeit zur Lösung aufgehobene und durch die Constellation der Verhältnisse ihm zugewiesene erkannt habe. Sein in Wien bezeigtes Mißvergnügen über die von Oesterreich bereits begonnene Friedensunterhandlung, seine beharrliche Weigerung, in Carlowicz die Vermittlung der beiden Seemächte anzuerkennen, so daß er statt eines Friedens auch nur einen Waffenstillstand schloß, und endlich die peremtorische Forderung der Abtretung des noch nicht einmal eroberten Kertsch, dieses Schlüssels des Schwarzen Meeres und der Krim, beweisen, wie unwillig über die Zumuthung er war, jetzt schon von dem kaum Eingeleiteten und in so gutem Fortgang Begriffenen die Hand abziehen zu sollen. Zugleich aber beweisen sie auch, daß wohl schwerlich damals schon der Gedanke des freilich bald darauf erfolgenden Bruchs mit Schweden und ein Plan, mit den Waffen an die Ostsee zu dringen, ihn ernstlich beschäftigte. Denn kaum würde er es gewagt haben, sich zu einem Kampfe mit der Pforte auch noch den Krieg mit Schweden aufzubürden. Bei aller Entschlossenheit und Ausdauer lag das nicht in Peters Charakter, die eignen Kräfte zu über- und die der Gegner zu unterschätzen. So nahmen seine Entwürfe jene Richtung vermuthlich erst, nachdem er in Wien durch eignes Hören und Sehen sich überzeugt hatte, wie fest entschlossen Oesterreich sei, dem Kriege im Orient ein Ende zu machen, und daß er den Kampf mit der Pforte allein und ohne Allürte würde weiter zu führen haben, ein damals noch nicht zu fassender Gedanke. Vergessen und aufgegeben war der Norden während des Türkenkrieges aber keineswegs, sondern dortige Absichten nur einstweilen vertagt und in andrer Form verfolgt. Denn was Peter Schweden durch die Waffen abzunehmen vorläufig sich nicht getraute, das suchte er, jedoch vergeblich, durch Vertrag, Kauf oder Tausch von ihm zu erwerben. Er unterhandelte um die Ueberlassung eines Hafens am Finnischen Meerbusen, Narva

oder Nyenschanz, wo er wenige Jahre darauf Petersburg gründete, welcher dann das Emporium des persischen und asiatischen Handels von dem durch Wolga und Don mit dem Schwarzen Meere zu verbindenden Caspischen werden sollte. Selbst auf die Möglichkeit einer Verbindung dieses mit der Ostsee durch die Wolga und Düna wurde schon entfernter Bedacht genommen. Und so bedurfte es denn allerdings nur geringen Anstoßes, nur der einigermaßen günstigen Aussicht, um den Plänen, welche man im Süden vorläufig mußte ruhen lassen, die nicht minder wichtigen nordischen zu substituiren.

Die Zusammenkunft Peters, auf dessen durch den Aufstand der Strelitzen veranlaßten plötzlichen Rückreise von Wien nach Moskau, mit August II. von Polen zu Rawa (1698), welcher letztere schon den Angriff auf Schweden vorbereitete, der ihn zum erblichen und unumschränkten Könige Polens machen sollte, scheint den Ausschlag gegeben zu haben. Hier wendete sich das Zünglein der Wage nochmals zu Gunsten der Pforte. Das Schwerdt, welches, an schwachem Faden hängend, schon auf sie herabzufallen drohte, wurde nochmals aufgehalten, um sie später mit um so furchtbarerer Wucht zu Boden zu schmettern.

Was Peter begonnen hatte, war ihm zu Ende zu führen nicht bestimmt; noch manches Menschenalter sollte darüber verstreichen. Dort, wo er seine gewaltige Laufbahn zuerst und siegreich begann, waren ihm die empfindlichsten Rückschläge und Niederlagen vorbehalten, der größte Schimpf seines Lebens; wo er den ersten Schritt gescheut und gezögert hatte, gründete er die Denkmale seiner Größe und der Macht, welche seinen Nachfolgern gestattete, alles dort unvollendet Gebliebene und wieder Verlorene doppelt und dreifach, ja bis zum vollsten Maße unumschränkter Herrschaft beizubringen. Im Süden hatte sich die Stellung gegenüber der Pforte, zu Oesterreich und dem mittlern Europa gestalten sollen. Diese verlor, nach glücklichstem Erfolge, bald wieder eine ihrer wesentlichsten Stützen. Im Norden bildete sich jetzt die zu dem westlichen Europa und befestigte auch jene. Die orientalische Frage trat bei Rußland augenblicklich wieder in den Hintergrund vor der durch die Zeitumstände unabweislich auf die Bühne gebrachten occidentalischen.

Peter wußte die Lage der Dinge vollkommen zu würdigen. War er anfangs unwillig gewesen, sich in seinen Unternehmungen aufgehalten zu sehen, hatte er in Carlowicz, um die weitere Entwicklung der Verhältnisse abzuwarten, nur erst einen Waffenstillstand geschlossen, so eilte er jetzt selbst zum definitiven Frieden mit der Pforte. Während österreichische, polnische und venetianische Gesandte in Constantinopel erschienen, um die ratificirten Friedensurkunden zu empfangen und auszuwechseln, traf auch eine russische Botschaft ein, an deren Spitze Oukraintzow stand, den Abschluß zu unterhandeln.

Oesterreich erwirkte hier noch einige neue Zugeständnisse, welche es vergeblich in den Friedenstractat selbst zu bringen gesucht hatte, nämlich Fermane (Sept. 1700) zu Gunsten des Handels, des Schutzes der katholischen Geistlichkeit überhaupt und der zu Jerusalem insbesondere. Der letztere sprach den Katholiken zu Jerusalem den ausschließlichen Besitz einiger der heiligen Orte, den Mitbesitz andrer und das Recht zur Ausbesserung der baufälligen Stellen zu.

Das russische Friedenswerk schwankte noch in fünfmonatlicher Unterhandlung. Von der frühern Forderung des Besitzes der Festung Kertsch war freilich keine Rede mehr; dagegen aber bestanden die Russen darauf, daß die am Dniepr genommenen festen Plätze Toghan, Ghasikerman, Schahinkerman und Nussretkerman ihnen verbleiben müßten, sowie auf dem freien Handel. Ebenso unbedingt verlangten die Türken die Herausgabe jener Plätze; selbst von Schleifung derselben wollten sie nicht hören; und erst auf die Nachricht, daß der Czar bei Assow hunderttausend Mann zusammenziehe, wurde der Frieden (13. Juli 1700) auf dreißig Jahr unterzeichnet. Die genannten Plätze wurden geschleift, ihr Gebiet sollte wüst, aber unter der Herrschaft der Pforte verbleiben; Assow mit einem Landstriche von zehn Stunden in der Richtung gegen den Kuban wurde den Russen zugesprochen, und die Freiheit des Handels gewährt [1])

Frankreich und die beiden vermittelnden Seemächte verhielten sich während aller dieser Verhandlungen durchaus passiv. Ihre Aufmerksamkeit war durch das, was sich im Norden und Westen entwickelte und vorbereitete, absorbirt. Die Kämpfe, welche das erste Viertel des Jahrhunderts ausfüllen, waren hier dem Ausbruche nahe; und es war eine Krisis, deren Wendung voraussichtlich über die Gestaltung Europas auf lange Zeit hin entscheiden mußte. Wäre es den beiden Seemächten,

1) Die Gewährung des freien Handels auf dem Schwarzen Meere erscheint zweifelhaft. Siehe Koch und Schoell 14. 283 die Note. Der Tractat selbst ist noch unbekannt. Das Tagebuch Peters des Großen (Bacmeister) 1. 17 erwähnt des Zugeständnisses allerdings nicht. v. Hammer 7. 25, dem Reichsgeschichtschreiber Raschid folgend, führt einfach die Gewährung freien Handels auf, ohne zu sagen wo und wie weit. Ich möchte doch glauben, daß jedenfalls nicht der völlig freie Handel des Schwarzen Meeres in eignen Schiffen darunter zu verstehen, da sich sonst wohl bei dem spätern Frieden zu Belgrad, wo man so viel über diesen Punct stritt, eine Erwähnung des frühern Zugeständnisses, welches dann durch den Frieden am Pruth müßte aufgehoben sein, finden würde. Ich finde aber weder das eine noch das andere. Mir scheint die Annahme die richtige, daß hier wohl nur die allgemeine Bestimmung vorliegt, welche auch im ewigen Frieden von 1720 §. 11 wieder aufgenommen, daß es den Kaufleuten beider Reiche frei stehen soll, hin und zurückzureisen und zu handeln.

England und Holland, vielleicht schon recht gewesen, Rußland durch neue Verwicklungen mit der Pforte von dem ihnen verbündeten Schweden abzuziehen, welches sie auf alle Weise in seinem Frankreich damals widerstrebenden Systeme zu erhalten trachteten: so lag ihnen doch noch mehr daran, den Frieden im Orient überhaupt zu erhalten, da ein neuer Bruch, von welcher Seite er auch kommen mochte, schließlich unfehlbar auch den Kaiser wieder involvirt haben würde. Frankreichs nur in Kriegs- oder kriegslustigen Zeiten etwas geltender Einfluß war in Constantinopel überhaupt gelähmt, und dem Englands und Hollands, welche der Pforte den Frieden zu verhältnißmäßig noch erträglichen Bedingungen verschafft hatten, untergeordnet. Sahen die Minister der Pforte in ihm auch immer noch den natürlichen Feind Oesterreichs und also gewissermaßen ihren natürlichen Verbündeten, so hatte der geringe Erfolg alles dessen, was Frankreich ihnen während des letzten Krieges versprochen und vorgespiegelt hatte, das Vertrauen doch sehr erschüttert. Sehr ernsthafte Ceremonielstreitigkeiten, welche der neue französische Botschafter in Constantinopel, Ferriol Marquis d'Argental, anfing, so daß die Türken ihn für verrückt hielten, erweiterten den Riß. Die Engländer wurden vom Sultan selbst „die guten und alten Freunde" genannt, denen man bei jeder Gelegenheit Beweise des Vertrauens und der Erkenntlichkeit für die freundschaftliche Vermittlung geben würde. Ueberdies war bei der Stimmung und Lage der Pforte nicht die geringste Aussicht vorhanden, sie zu einem neuen Kriege gegen Oesterreich aufstacheln zu können, an welcher Diversion Frankreich denn doch am meisten gelegen gewesen wäre. An der Fortdauer des Krieges mit Rußland, der die Pforte immer nur noch mehr schwächen mußte, nahm das Versailler Cabinet theils nicht dasselbe Interesse, theils war es bei dem noch ziemlich unklaren Verhältnisse zu den nordischen Mächten — Frankreich stand trotz der Spannung ebenfalls in einer Allianz mit Schweden — nicht zu übersehen, welche Rolle die der eignen Politik gemäßeste sein würde. So war der Pforte denn nochmals eine kurze Ruhe nach außen vergönnt. Und solcher bedurfte sie über alles.

Vor allem ließ der nach der Schlacht von Zenta eingesetzte Großwesir, Amudschasade Husein Köprili, es seine Sorge sein, Ordnung und Zucht im Reiche selbst, in den Finanzen, im Heere und auf der Flotte herzustellen, und die überall sich lösenden Bande wieder anzuziehen. Jenem solches Verderben über die Türken bringenden Zuge an die Theiß und auf Temeswar hatte er ernstlich widerrathen. Ueberhaupt erkannte er, wie unumgänglich nothwendig dem Reiche der Frieden, und bot deswegen alles auf, erst ihm diesen zu verschaffen, dann denselben zu erhalten. Er war ein Mann, der Wissenschaft und Dichtkunst liebte, unbefangener, klarer Einsicht in die Verhältnisse und in das, was diese

erheischten, nachdrücklichen, consequenten Handelns fähig. So trat er würdig in die Fußstapfen seiner Vettern und Vorgänger, Ahmeds und Mustafas Köprili. Die wichtigsten Gränzfestungen, welche während der wiederholten Belagerungen gewaltig gelitten hatten, Belgrad, Temeswar, Nissa, wurden wieder in Vertheidigungsstand gesetzt; rückständige Kriegssteuern und Pachten beigetrieben, überhaupt möglichste Ordnung in das Finanzwesen gebracht; dem Schul- und Erziehungswesen wurde besondere Sorgfalt zu Theil; vorzüglich aber richtete sich sein Augenmerk, wie schon das seines Vetters Mustafa, auch darauf, die christlichen Unterthanen durch Erleichtrung ihrer Lage zu versöhnen und zu gewinnen. Leider war es aber auch diesem vierten der Köprilis nicht vergönnt, seine wohlthätigen Reformen vollenden zu können. Neid, Mißgunst und Blödsichtigkeit andrer und der Mangel an Einsicht Sultans Mustafa II. selbst lähmten seine beste Thätigkeit; und nach kaum fünfjähriger Verwaltung zwang Krankheit ihn schon zum Rücktritt, welchem wenige Wochen darauf (22. Sept. 1702) sein Tod folgte.

Freilich war das unternommene Werk auch ein gewaltiges, dem während der Dauer eines Menschenlebens, selbst des längsten und thätigsten, doch nur geringe Erfolge abzugewinnen waren. Denn während der Großwesir schon mit den natürlichen Schwierigkeiten genug zu thun hatte, galt es nun auch noch, den an allen Orten des Reichs ausbrechenden Aufruhr niederzukämpfen, in Kleinasien, am Kaukasus, in Mingrelien und Georgien, zu Bassra, in Aegypten, der Krim, unter den Raubstaaten der afrikanischen Küste.

Dem allen war der ganz rohe, sogar des Lesens und Schreibens unkundige Nachfolger, Mustafa Daltabanpascha, auf keine Weise gewachsen. Der Neid und die Eifersucht der Feinde Köprilis hatten ihn gehoben. Durch unverständige Maßregeln riß er kaum geheilte Wunden wieder auf; die Christen, namentlich die katholischen Armenier, hatten schwere Verfolgung zu dulden; und nur Gewaltthat sinnend, nach Krieg dürstend, hätte er es zu einer Zeit, wo die nach dem Carlowiczer Frieden noch nicht vollendeten Gränzberichtigungen der Reibungspuncte so viele übrig ließen, beinahe zu einem neuen Bruche mit Rußland gebracht. Glücklicher Weise kostete sein arges Treiben ihm bald (24. Jan. 1703) den Kopf. Der so muthwillig angefachte Zunder äußern Zwistes wurde glücklich gelöscht, und die Tataren der Krim, welche immer Krieg gegen Rußland und Polen wollten, beruhigt. Der nun ernannte Großwesir, Rami Mohammedpascha, lenkte wieder auf die Bahn Köprilis ein.

Die beabsichtigten und zum Theil bereits eingeleiteten Reformen, so wie eine Frieden nach außen zur Grundlage nehmende Politik waren indessen keineswegs nach dem Geschmack der Janitscharen und der Partei

alttürkischer Fanatiker. Schon lange gährte es unter diesen. Man beschwerte sich über die scharfe Zucht und Musterung; man murrte über die Abwesenheit des Sultans in Adrianopel, wo dieser nur der Jagd lebte; endlich gab die Hinrichtung des ganz unwissenden aber tapfern und kriegslustigen Daltaban und die Vereitlung der Hoffnung auf Krieg und Beute den Ausschlag. Der Aufruhr brach (17. Juni 1703) zu Constantinopel los. Eine nach Adrianopel gehende Deputation sollte die Rückkunft des Sultans nach Constantinopel fordern. Doch ließ der Großwesir sie unterwegs auffangen, einsperren und die Bittschrift verbrennen. Durch aus Asien herüber gekommenes Gesindel verstärkt, schwoll der Aufruhr nun höher und höher. Nachgiebigkeit, welche der Sultan jetzt zu unrechter Zeit zeigte, verschlimmerte das Uebel nur noch. Ein Versprechen nach Constantinopel kommen zu wollen, und Entschuldigung der bisherigen Verzögerung, wurden mit Spott und Erbitterung aufgenommen. Man meinte, wenn der Sultan todt, so könne sein Leichnam in zwei Tagen herüber kommen; weshalb es denn jetzt so langer Zeit bedürfe? So schickten die Rebellen sich in der That an, ihre Drohung zu erfüllen, selbst nach Adrianopel kommen zu wollen. In bester Ordnung, die heilige Fahne des Propheten vorauf, rückten sie von Constantinopel aus (9. August), mit Waffen und Artillerie wohl versehen.

In Adrianopel verloren sowohl Sultan als Großwesir den Kopf. Anstatt die heranziehenden Rebellen mit der zu Gebote stehenden entschiedenen Uebermacht anzugreifen, täuschte der unkriegerische Mohammedpascha sich mit der Hoffnung, sie durch die überlegene Truppenzahl einschüchtern und noch zum Gehorsam zurückführen zu können, und ließ sich also auf Unterhandlungen mit ihnen ein. Doch, was vorauszusehen gewesen, geschah. Die Rebellen, durch Nachgiebigkeit übermüthig gemacht — der verhaßte Mufti, der dem unrühmlichen Frieden die Billigung des Gesetzes hatte zu Theil werden lassen, war ihnen schon geopfert, ein von ihnen neu gewählter vom Sultan bestätigt, und ihre unterwegs aufgegriffene Deputation nach Adrianopel gerufen worden — wollten nun von nichts als der Absetzung Sultan Mustafas hören. Sie beriefen sich auf Gesetz und Glauben, welche durch die Nachgiebigkeit gegen die Ungläubigen verletzt. Endlich sah der Großwesir ein, wie nutzlos und gefährlich alles dies Bemühen. Er sowohl wie der Sultan begaben sich zu den Truppen, die mit Geschenken überhäuft wurden, um sich ihrer Treue zu versichern. Doch nun war es zu spät. Die beiden Heere hatten sich mehrere Tage gegenüber und in heimlichem Verkehr mit einander gestanden; und kaum traf der Großwesir Anstalten zum Angriff, so zeigte der Aufruhr sich auch in dessen Lager. Die Janitscharen machten Einwendungen, es sei zu spät, man müsse den Morgen erwarten;

und während dieses Wortwechsels gingen plötzlich von allen Seiten Flinten und Raketen los, das mit den Aufrührern verabredete Zeichen, und die Janitscharen gingen sämmtlich zu diesen über. Der Großwesir entfloh, der Sultan aber eilte nach Adrianopel zurück, wo er nächsten Tags (21. Aug. 1703) von den nachrückenden Rebellen gezwungen wurde, den Thron seinem Bruder Sultan Ahmed III. zu überlassen. Nur wenige Monate überlebte er seinen Sturz; doch starb er, was immerhin in der Geschichte gestürzter osmanischer Herrscher viel sagen will, eines natürlichen Todes (31. Dec. 1703).

Seine zwar mit Milde und Güte gepaarte Schwäche war weder dem Aufruhr, noch überhaupt den Pflichten, welche eine verhängnißvolle Zeit ihm auferlegte, gewachsen gewesen. Anfangs hatte er die Zügel der Regierung wohl mit eigner Hand zu führen versucht, sie dann aber bald unter dem hereinbrechenden erdrückenden Kriegsunglück seinen Großwesiren überlassen, deren tüchtigste durch Intriguanten und Günstlinge gelähmt wurden. Und gerade in solcher Zeit hätte die Herrschaft eines energischen, kräftigen Charakters doppelt noth gethan. Doch sein Bruder und Nachfolger, dessen Regierung so viele der für das osmanische Reich wichtigsten Ereignisse umfaßte, war ebenso wenig dazu geschaffen. Auch dieser war milder und sanfter Gemüthsart, liebte die Vergnügungen, ohne sich jedoch gröblichen Ausschweifungen hinzugeben, und überließ die Geschäfte ebenfalls seinen in der ersten Hälfte seiner Regierung fortwährend, überhaupt vierzehnmal gewechselten Großwesiren. Die Zeit selbständiger, an der Spitze der Heere und der Geschäfte selbst erscheinender Herrscher war für das osmanische Reich vorüber. Doch zeigte Sultan Ahmed wenigstens Kraft und Umsicht genug, die Häupter des Aufruhrs, welcher ihn auf den Thron gehoben hatte, sobald die Umstände es nur erlaubten, zu entfernen und zu vernichten. Dies erreicht, gab er sich den Festen und Genüssen des Serails hin. Freilich war damit auch die Kraft derjenigen Partei gebrochen, auf welche er in der Stunde äußerer Gefahr am meisten zu bauen hatte.

Das Benehmen mit Oesterreich war in dieser Zeit ein durchaus friedliches und günstiges. Tököli war auf des Kaisers Ansinnen und versprochnermaßen entfernt und nach Nicomedien verwiesen worden; und der neue Aufstand der Ungarn unter Rakoczy flößte der Pforte selbst mehr Mißtrauen und Unruhe ein, als daß sie ihn zu unterstützen und für sich auszubeuten gesucht hätte. Im Gegentheil diente derselbe und die neuen im Westen, zwischen Oesterreich und Frankreich um die spanische Erbfolge geführten Kämpfe eher dazu, das gute Verhältniß zu befestigen, indem sie die Furcht der Türken beseitigen halfen, welche diese stets vor einem neuen Angriff Oesterreichs hegten. Um so aufsichtiger war man auf Rußland.

Der nordische Krieg stand jetzt in vollen Flammen. Karl XII. hatte

Dänen, Russen und Polen zu wiederholten Malen geschlagen, und war Herr von ganz Polen. August II. war abgesetzt (14. Februar 1704), und Stanislaus Leszczynski durch schwedische Waffen auf den Thron gehoben. Dennoch verlor der Czar Peter inmitten aller dieser gewaltigen Ereignisse und Unglücksfälle die Hauptziele seiner Bestrebungen auf keiner Seite auch nur für einen Augenblick aus den Augen. Während er im Norden am Finnischen Meerbusen die Grundsteine seiner künftigen Hauptstadt, Petersburgs, legte (27. Mai 1703), war auch alles voll Thätigkeit und Bewegung, den im Süden neu erworbenen Besitz zu sichern und zu erweitern. Assow wurde neu befestigt, ebenso Taganroc, wo ein Hafen gegraben wurde, nicht minder die am Dniepr gewonnenen Plätze; auch die Flotte im Schwarzen Meere wurde wieder vermehrt, nachdem früher ein großer Theil den Don hinauf war zurückgeführt worden, um im Norden verwendet zu werden. So war der von dem hingerichteten Großwesir Daltaban gegen Rußland gesonnene Krieg also doch nicht ohne Ursache gewesen; denn wem allein konnten diese auffallenden Rüstungen gelten? Die Pforte beschwerte sich vergebens über den vertragswidrigen Festungsbau [1]), und suchte ihrerseits, durch den Bau von Festungen am Ausfluß des Assowschen in das Schwarze Meer sich zu decken.

Der europäische Brand im Westen und Norden züngelte nun aber allmälig auch nach dem Süden hinüber. Gefährliche Funken fielen schon auf leicht entzündbaren Stoff; und die Diplomatie in Constantinopel wurde rege, sie anzufachen oder auszulöschen. Goldbeladene Gesandte Rakoczy's fanden sich (Juli 1706) ein, um die Pforte gegen Oesterreich zu reizen, und wurden von dem französischen Botschafter Ferriol nach besten Kräften unterstützt, der den überwiegenden friedlichen Einfluß Englands und Frankreichs auf alle Weise zu brechen versuchte. Auch gegen Rußland stachelten diese vereint auf, darstellend, wie dasselbe Polen zu unterjochen trachte. Und hier lag denn allerdings eine große Gefahr für die Pforte. Durch Polen führte für Rußland der nächste und sicherste Weg zum Angriff auf die Herrschaft der Osmanen. Waren jene Provinzen an der schwächsten Gränze ihres Reichs erst einmal im Besitze der schon drohend genug anschwellenden Macht des Czaren, so mußten diese sich auf Angriffe und einen Streit gefaßt machen, der nur mit dem Untergange des einen oder des andern enden konnte. Polen vor Rußland zu schützen, ein enges Bündniß mit der diesem widerstrebenden Partei, mit Stanislaus Leszczynski und Schweden, dies wäre also gewiß wohl ein sehr natürlicher Zug der Politik der Pforte gewesen. Doch so weit in die Zukunft voraus zu denken, verstieß schon gegen den religiösen Glauben der Türken. Rußland hatten sie zwar schon

1) Tagebuch Peters. Bacmeister 1. 99. 127.

zu ihrem Nachtheil kennen gelernt; alter, aus dem ersten unglücklichen Zusammentreffen stammender Glaube weissagte auch von demselben drohendes Unheil. So mißtraute man ihm wohl, war aufsichtig auf dessen Bewegungen und fürchtete dasselbe einigermaßen, doch nicht genug, um sich nicht doch zur etwaigen Abwehr auf die eigene Kraft zu verlassen, und um sich in weitaussehende Verbindungen zu setzen, die sogar unmittelbar den momentan genossenen Frieden stören mußten. Und wer waren diese Schweden, denen man sich anschließen sollte? dieser Karl, von dem man so viel fabelte? Namen, deren barbarischer Klang den, in der Geographie und fernen Zeitereignissen schlecht bewanderten türkischen Staatsmännern nur ein stummes Kopfschütteln ablockte. So hatte die Friedenspartei vorläufig noch leichtes Spiel, wo ihr in dem tiefgefühltesten Friedensbedürfniß eines schwer zerrütteten Reichs der mächtigste Beweggrund zur Seite stand. Ferriols und Rakoczy's Bemühungen scheiterten, die Gesandten Königs August II., welche das freundschaftliche Verhältniß zu der Pforte bestätigen sollten, fanden geneigtes Gehör, und auch mit Rußland kam eine definitive Berichtigung der Gränze am Dniepr zu Stande (22. Oct. 1705). Die Tataren hielt die Pforte strenge an, letztern durch ihre räuberischen Streifereien keinen Anstoß und Grund zu gerechter Beschwerdeführung zu geben; der Tatarchan, wegen Vernachlässigung solcher Befehle, wurde sogar abgesetzt.

Der endlich in der Türkei endende Kometenzug Karl XII. sprengte indessen alle diese Friedenswünsche und Hoffnungen aus einander, und schleuderte die im äußersten Norden entzündete Kriegsfackel nun auch noch in den äußersten Süden.

Die Sorge vor Rußland hatte in Constantinopel so wenig nachgelassen, als dessen Bestrebungen und Uebergriffe. Die nach Sultan Ahmeds Thronbesteigung so sehr geschwächte Kriegspartei arbeitete unermüdlich darauf hin, die Dinge zu einer Krisis zu drängen; und die Erhebung des jungen und heftigen Großwesirs, Ali von Tschorli, leistete ihr trefflichen Vorschub, alles bald folgende vorbereitend. Auch dieser trachtete nach Krieg, wagte aber der entschiedenen Friedensliebe des Sultans gegenüber weder offene Schritte noch auch nur den Vorschlag, wie sehr der alle Welt erfüllende Kriegsruhm Karls von Schweden dazu auch verlockte. Was also mit Billigung und Gutheißung des Sultans voraussichtlich nicht zu erreichen stand, das suchte Ali ohne dessen Vorwissen im Geheimen herbeizuführen.

Die Nachrichten über die von Karl XII. errungenen Siege waren besonders von dem dem Kriegsschauplatze am nächsten sich befindenden Statthalter von Oczakow, Jussufpascha, eingelaufen. Durch diesen also eröffnete der Großwesir eine geheime Unterhandlung mit Karl. Ein Abgesandter ging (1707), den König in Thorn aufzusuchen, und ihn, zu-

nächst Namens Jussufpaschas, zu näherer Freundschaft mit der Pforte einzuladen. So geschah der erste Schritt zu dieser Verbindung dennoch also seitens der Türken. Karl erkannte rasch die großen Vortheile, welche dieselbe ihm gewähren würde zur Förderung des großen Unternehmens gänzlichen Umsturzes des russischen Reichs in Europa und Asien, zu dessen Beginn er eben in Begriff war aufzubrechen, wenn es gelänge, die Pforte unter Aufgebot ihrer ganzen Kraft mit sich fortzureißen. Auch konnte es ihm kaum entgehen, daß hinter dieser Sendung des Pascha von Oczakow doch mächtigere Urheber verborgen sein mußten. Der Abgesandte wurde also mit dem schriftlichen Begehren eines Vertrags zurückgeschickt, welcher Handelsverbindung, Schutz schwedischer Schiffe gegen die afrikanischen Raubstaaten, Anerkennung Leszczynskis als König von Polen und Stellung eines türkischen Heeres, um die Russen aus Polen zu vertreiben, verlangte.

Dies Ansinnen schien dem Großwesir jedoch zu weit zu gehen, wenn auch nicht seinen eigenen Wünschen, so doch dem, was er dem Sultan gegenüber verantworten und durchsetzen zu können glaubte. Er ließ deswegen antworten, mit dem Freundschaftsvertrage selbst und dem Handelsverkehr habe es keinen Anstand; die Sicherheit schwedischer Schiffe gegen die algierschen Seeräuber könne die Pforte aber nicht verbürgen, auch kein Heer senden, ohne den Frieden mit Rußland zu brechen. Alles, was dieselbe vermöge, sei, dafür zu sorgen, daß der Frieden mit Rußland nicht ohne ihre Zustimmung geschlossen werde; also eine Art von Intervention. Wenn dem Könige daran gelegen, das gute Einvernehmen zu fördern, so möge er einen Gesandten nach Constantinopel schicken. In diesem Sinne wurden durch den eröffneten Canal und unter Jussufpaschas Firma nun noch mehrfach Schreiben hin und hergewechselt, bis endlich der Großwesir so weit ging, dem Könige Aussicht auf den Zuzug des Chans der Krim mit einem Heere von Tataren zu machen. Ja, mit solchem Auftrage soll er sogar heimlich an den Chan, der nichts besseres als Krieg gegen Rußland verlangte, geschrieben, und den König davon verständigt haben [1]). Auf solchen Beistand bauend, unternahm Karl denn seinen unklugen Zug gegen Rußland in die Ukraine. Die verheißene Hülfe aber blieb aus, sei es nun, daß der Großwesir für Amt und Kopf fürchtend sich eines andern besonnen hatte, sei es, daß der Sultan, den man wider seinen Willen mit fortzureißen trachtete, von diesen Umtrieben benachrichtigt, dem Chan den nachdrücklichsten Befehl ertheilte, in nichts den mit Rußland bestehenden Frieden zu verletzen. Genug, mag dieser Umstand die Tollkühnheit Karls auch einigermaßen

1) v. Hammer 7. 138. — Cantemir L. 4. c. 5. §. 11 giebt dies als ein positives Factum an.

entschuldigen, der unglückliche Tag (8. Juli 1709) bei Pultawa ereilte diesen, und stürzte Schwedens Macht von ihrer Höhe herab.

Fliehend, verwundet, nur von traurigen Resten seines herrlichen Heeres begleitet, die noch fortwährend unter den Strahlen der glühenden Julisonne, durch Hunger und Durst und unter den Schwerdtern der nachsetzenden Russen zusammenschmolzen, warf der geschlagene Held sich auf türkisches Gebiet. Seine Flucht ging auf Oczakow, obwohl der nächste und sicherste Weg in die Krim geführt hätte; doch wähnte Karl sich von deren Chan, auf dessen Zuzug er gezählt hatte, betrogen. Verwundert staunten die Türken die seltenen Gäste an, und machten anfangs Miene, sich ihrem Einzuge zu widersetzen. Noch den Uebergang über den Bog wollte man ihnen verwehren, und der daraus entstehende Verzug kostete Karl fünfhundert seiner Schweden, welche von den hart auf den Fersen folgenden Russen abgeschnitten wurden. Zeitig angewendete Gewalt und gereizte Habgier öffneten indessen rasch den Weg, und die Flüchtlinge fanden sich in Sicherheit, wo Jussufpaschas Befehl ihnen gastliche Aufnahme bereitete.

Dem Könige wurde Bender zum Aufenthalt angewiesen. Doch ehe er sich dort hinwendete, schrieb er, der Geschlagene, Flüchtige, noch von Oczakow aus Briefe an den Sultan und Großwesir, um diese zu einem Schutz- und Trutzbündnisse gegen Rußland zu bewegen. Trotz der gewaltigen Niederlage war sein Muth ungebeugt. Alles, was er eben verloren hatte, woran seine ganze Macht zerschellt war, das gedachte er durch türkische Waffen wiederzugewinnen und zu vollenden: Polen und die Unterjochung Rußlands. Wohl erscheint es glaublich, daß der Czar Peter alles anwandte, einen so unbezähmbaren Gegner, der selbst in halber Gefangenschaft noch solche Pläne fassen konnte, von seinem Entschlusse, sich der Pforte in die Arme zu werfen, abzuhalten, sogar sein Ehrenwort verpfändend, daß ihm Freiheit und ein billiger Frieden gewährt sein solle, falls er sich ergäbe [1]). Was war nicht zu befürchten, wenn es diesem Flüchtling gelang, den alten Geist und das alte Ungestüm der Osmanen noch einmal zu entflammen!

Der Brief Karls blieb geraume Zeit unbeantwortet; doch schickten Sultan und Großwesir Geschenke. Die Bestürzung und Verlegenheit über diese unerwarteten Begebenheiten war in Constantinopel ungemein. Der Sultan wünschte den Frieden zu erhalten; eine mächtige Partei verlangte den Krieg. Rußland forderte die Entfernung Karls von türkischem Gebiet und die Auslieferung des ebenfalls flüchtigen Mazeppa; Gesetz und Glauben verboten, das Gastrecht zu verletzen. Ueberdies hatten die Russen bei der Verfolgung der Schweden die osmanischen

1) Voltaire Hist. de Russie. 1. 18.

Gränzen nicht respectirt, und noch so eben wieder einen neuen Einfall in die Moldau bei Czernowicz gewagt, um tausend Schweden aufzuheben, welche Karl trotz aller Gegenvorstellungen Jussufpaschas auf Beobachtung gegen die polnische Gränze geschickt hatte. Krieg oder Frieden schwebte in schwankender Wage.

Durch allerlei schwache Kunstgriffe suchte man die unvermeidliche Entscheidung wenigstens noch etwas hinauszuschieben. Der von dem Könige nach Constantinopel geschickte Secretair Neugebauer wurde unter dem Vorwande, daß er keinen diplomatischen Charakter besitze, nicht zur Audienz beim Sultan gelassen; und Mazeppa sollte zum Tatarchan geschickt werden, um dann der russischen Forderung seiner Auslieferung mit der Entschuldigung begegnen zu können, daß die Tataren, wie bekannt, keinen, der sich unter ihren Schutz begeben, auslieferten. Doch derartige Winkelzüge vermochten weder den Ungestüm Karls noch den dringenden Ernst der Situation abzuschwächen. Der Secretair wurde rasch zum Gesandten umgeschaffen, und Jussufpascha, anstatt die bezüglich Mazeppas erhaltene Weisung zu befolgen, rief die russischen Commissaire vor, machte ihnen Vorwürfe wegen der geschehenen Verletzungen türkischen Gebiets, erklärte, die Aufnahme des Königs Karl könne nicht tractratwidrig sein, da kein Tractat über einen so unvorhergesehenen Fall etwas bestimmen könne, und Mazeppa, der mit den Schweden gekommen, kenne man nur als Schweden nicht als Russen; wenn der König und der Hetman das osmanische Reich verlassen hätten, so möge Rußland thun, was ihm beliebe. Einen dieser vielen Streitpunkte räumte jedoch des siebenzigjährigen Mazeppa plötzlicher Tod aus dem Wege, durch, wie angegeben wird [1]), selbstgenommenes Gift.

Der Hauptagent Karls in Constantinopel war indessen nicht Neugebauer, sondern der polnische Graf Poniatowski, welcher ohne eigentliche Mission sich dorthin begeben hatte. Seinem Geschick und seiner durch leidenschaftlichen Russenhaß befeuerten Kühnheit gelang es durch die Vermittlung eines jüdischen Arztes Fonseca, bis in das Innere des Serails zu dringen, wo doch der Hauptknotenpunkt aller Intriguen und Entscheidungen lag. Selbst das Ohr der Walide Sultanin-Mutter wußte er zu gewinnen, so daß diese ihrem Sohne anlag, ihrem Löwen, wie sie Karl nannte, zu helfen, den Czaren aufzufressen [2]). Ferriol, der französische Botschafter, wirkte kräftigst bei, mit Geld und Wort. Und wirklich gelang es diesen Umtrieben und der Furcht vor den Russen, ein Truppenaufgebot nach Bender und das Versprechen zu erwirken, Karl sicher durch Polen geleiten zu wollen. Ja, der Großwesir vermaß sich,

1) Tagebuch Peters. Bacmeister. 1. 288.

2) Voltaire hist. de Charles XII. L. 5.

den König an die eine und das Schwerdt in die andere Hand zu fassen, und ihn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann nach Moskau zu führen. Karl glaubte schon zu triumphiren.

Allein auch auf der andern Seite war man thätig. Der russische Gesandte Tolstoi setzte nicht minder alle Mittel in Bewegung, und sparte ebenso wenig den Hauptthebel, das Gold, um seinen Zweck zu erreichen, wobei er denn einen entschiedenen Vortheil über den ausgeplünderten Karl hatte, dessen ganze Kriegscasse bei Pultawa ein Raub der Russen geworden war. Die an sich nicht unbedeutenden von Frankreich ihm ausgezahlten und anderweit aufgebrachten Gelder mochten diese Concurrenz nicht aushalten. Freilich aber war Tolstois Aufgabe eine sehr schwierige, die Erneuerung des Friedens mit der Pforte und die Entfernung Karls unter solchen Umständen durchzusetzen. Doch bei eigner Friedensliebe des Sultans führte die mächtige Berührung des Goldes auch in den Umgebungen bald eine entgegengesetzte Strömung zu Gunsten Rußland herbei. Sprache und Ansichten des Großwesirs änderten sich rasch unter solchen Einflüssen. In gleichem Maße stiegen nun aber auch die russischen Forderungen. Bemerkenswerth genug taucht schon jetzt seitens Rußlands das Ansinnen auf, die Schlüssel des heiligen Grabes von der lateinischen Geistlichkeit an die griechische zu übertragen; doch ließ Tolstoi diesen Punkt wieder fallen gegenüber dem ernsteren der türkischen Gränzverletzung, welchen die Pforte durch die Zurückgabe Assows und die Schleifung der von den Russen befestigten Plätze anfangs gesühnt wissen wollte. Endlich jedoch gab man beiderseits alles über den nächsten Zweck hinausgehende auf, und begnügte sich mit der Feststellung der beiden Hauptpunkte. Und so gelang es denn Tolstoi, alle die kühnen Hoffnungen Karls zu nichte zu machen, in dem Augenblick, wo er deren Erfüllung schon sicher in Händen zu haben glaubte. Der letzte Frieden zwischen Rußland und der Pforte wurde erneuert (4. Jan. 1710), mit dem einzigen Zusatze, daß dem Könige von Schweden die freie Rückkehr in sein Land verbürgt sein solle, was denn zugleich so viel hieß, als daß die Pforte ihm das Asyl aufkündige [1]). Dem stets zum Kriege reizenden Chan der Krim wurde die genaue Beobachtung des erneuerten Friedens eingeschärft. Tolstoi hatte gesiegt.

Karl war wüthend über die Treulosigkeit des Großwesirs. Sobald

---

1) Zwischen den Angaben bei v. Hammee 7. 143., dem Tagebuche Peters 1. 291, Koch und Schoell hist. des traités de paix 15. 285 und Cantemir 4. 5. 18 finden sich manche Abweichungen in Detail und in Beteeff des Zeitpunktes. Fast möchte es scheinen, daß dee 4. Jan. 1710 der Tag der Ratification nicht des Abschiusses der Convention war. Nur über das Factum dee freien Rückreise Karls stimmen alle übercin; die Einzelheiten der Ausführung schwanken.

ihm die erste Kunde von der Wendung der Dinge zu Gunsten Rußlands zukam, beschloß er schon, sich zu rächen, wo möglich jenen zu stürzen, dem Sultan die Augen über die hinter seinem Rücken vorgehenden Ränke und Umtriebe zu öffnen, und so vielleicht noch einen Rückschlag herbeizuführen. Dies letztere schwere Geschäft übernahm Poniatowski. Memoirs wurden von diesem und Ferriol ausgearbeit, welche die Verrätherei des Großwesirs darstellen sollten, wie dieser Karl erst durch falsche Versprechungen getäuscht, verlockt und endlich den Russen sich verkauft habe. Auf dem Kirchgange wurden diese dem Sultan in die Hände gespielt. Doch es war schon zu spät. Die Memoirs kamen aus des Sultans in des Großwesirs eigene Hände; und diesem gelang es, wenigstens für den Augenblick, sich herauszulügen.

Den nun an ihn gelangenden Aufforderungen und Vorschlägen zur Abreise setzte Karl aber seine ganze eiserne Hartnäckigkeit entgegen, welche ihm bei den Türken den Namen Eisenkopf verschaffte. Selbst Ferriol, der das Spiel ebenfalls verloren gab, bot ihm vergebens Fahrt nach Marseille unter französischer Flagge an. Er ging nicht. Er erklärte, die Entwicklung der Dinge abwarten zu wollen, wo er sei; der nächste Sommer würde den Türken Krieg mit den Russen bringen, ob sie ihn wollten oder nicht; und dann würde der Sultan zu spät die Verrätherei des Großwesirs einsehen, wenn Peter sich zum Herrn des Schwarzen Meeres und der Krim mache.

Sultan und Großwesir waren in Verzweiflung, sich dieses schlimmen Gastes, der ihnen so viel Noth bereitete, auf keinerlei Weise in Güte entledigen zu können, da Gesetz und Klugheit ihnen verboten, ihn mit Gewalt über die Gränze zu schaffen. Die Unzufriedenheit des Sultans mit dem Großwesir, von dem er, selbst unthätig, die rasche Beseitigung aller dieser seine Ruhe unterbrechenden Störungen erwartete, wuchs von Tage zu Tage. Dabei hatten doch auch die wiederholten Anschuldigungen der Schweden das Mißtrauen des Herrschers geweckt; und zur Bestätigung jener und Bestärkung dieses kam nun noch manches von den vor der Schlacht bei Pultawa von dem Großwesir mit dem Chan der Krim und Karl über dem letztern zu leistende Hülfe gepflogenen Unterhandlungen an das Licht[1]). Kurz, bei so viel zusammenwirkenden Umständen gelang es den vereinten Bemühungen Poniatowskis, der seine Fäden im Serail hatte, Ferriols und der sonstigen Gegner Alipaschas endlich, diesen zu stürzen und der Siegel zu berauben (15. Juni 1710), welche Numan Köprili, der Bruder Mustafa Köprilis, erhielt.

Die Erhebung dieses fünften und letzten der Köprili in der Reihe

---

[1]) Cantemir L. 4. c. 5, §. 16—19. Freilich etwas verwirrt und mit vielen offenbaren Irrthümern. v. Hammer erwähnt des obigen Umstandes nicht.

der höchsten Würdenträger des Reichs wurde auf allen Seiten mit der lebhaftesten Freude und Erwartung begrüßt. Die von dem harten, habsüchtigen Tschorlili Alipascha schwer gedrückten Christen athmeten bei dem Klange des Schutz und Duldung verheißenden Namens wieder auf; die kriegslustige Partei und die Schweden versprachen sich sofortigen Aufbruch gegen Rußland. Doch beide sahen sich getäuscht. Der neue Großwesir Nuumanpascha war zwar ein Mann voll Milde und Duldung, unbestechlicher Tugend und gerechten Eifers für das Gesetz, aber unkriegerisch, ein schlechter Politiker und in der innern Verwaltung bei aller Redlichkeit der Gesinnung ohne große Anschauung der Verhältnisse, ohne Ueberblick; und so aus übergroßer, mit einem kleinlichen Thätigkeitstriebe gepaarter Gewissenhaftigkeit in der Masse des Details sich verwickelnd, darunter erliegend, war er nicht im Stande, irgend etwas zu Ende zu bringen. Anstatt vorwärts zu schreiten, stockte bald alles unter dieser selbst aufgebürdeten, unerträglichen Last. Sein strenger Haushalt, der von allem genaue Rechnung forderte, erweckte ihm überdies mächtige Feinde, und endlich sogar in dem Sultan selbst, welchem die Erpressungen Alipaschas trotz allen Unterschleifs und aller Ungerechtigkeit doch Geld verschafft hatten, während sein Nachfolger sich der Anwendung solcher Mittel weigerte. Sultan Ahmed meinte, sein Großwesir ziehe das Interesse der Unterthanen mehr als das seinige zu Rathe. Dem Kriege mit Rußland aber war dieser durchaus entgegen; derselbe schien ihm unklug und ungerecht. Ebensowenig jedoch wollte er die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft verletzen. Und in diesem gedoppelten Sinne waren also auch seine Maßregeln und seine dem Sultan ertheilten Rathschläge gefaßt, die dennoch endlich zu dem geraden Gegentheile des Beabsichtigten, zum Kriege führten. Er hoffte, den Schwedenkönig in Güte fortbringen zu können.

Dies alles war natürlich nichts weniger als den Wünschen und Erwartungen Karls gemäß. Starrer denn je beharrte er bei seiner Weigerung, das türkische Gebiet zu verlassen, und auf seinen Versuchen und Vorstellungen, die Pforte zum Kriege zu reizen. In den grellsten Farben schilderte er die von Rußland drohenden Gefahren, die Rüstungen, welche der Czar auf dem Don und zu Taganroc bereits mache, und um des letztern Ehrgeiz dem Sultan recht eindringlich klar zu machen, schickte er diesem ein Portrait Peters mit der Umschrift: **Petrus primus Russo-Graecorum monarcha**[1]). Gewiß konnten solche unabläßig erneuerte Angriffe auch nicht ohne allen Erfolg und Eindruck bleiben, unterstützt wie sie waren durch die Kriegslust der Janitscharen, die Intriguen des Serails und die von Rußland, aus sehr erklärbarer Vorsicht,

---

[1]) Cantemir L. 4. c. 5. §. 21.

allerdings vorgenommenen Rüstungen. Und unter dem unbestechlichen Numanpascha ließ Tolstoi sein kräftigster Alliirter, das Gold, im Stich. Karls Muth und Ansehn stiegen daneben durch den bei Helsingborg über die Dänen errungenen Sieg (10. März 1710) und durch die Nachrichten von der in Schweden wieder zu seinen Gunsten sich wendenden Stimmung. Er versprach den Türken den kräftigsten Beistand schwedischer Heere im Norden. Den Ausschlag gab jedoch des Großwesirs eignes politisches Ungeschick. Um Karl um so gewisser zur Abreise zu bewegen, und um dessen Rückzug durch Polen zu sichern, ließ er das Gerücht ausstreuen und selbst bestätigen, die Pforte sei entschlossen, den König mit einem großen Heere in seine Staaten zurückzuführen. So dachte er, Karl, ohne das Gastrecht zu beeinträchtigen, loszuwerden, Peter zum Zurückziehen seiner Heere zu bewegen, und den Frieden mit Rußland erhalten zu können. Das gefährliche unvorsichtige Spiel schlug, wie zu erwarten, zum geraden Gegentheil aus.

Der Kriegslärm brach unverzüglich los. An Einhalt war nicht mehr zu denken. Das Heer forderte den Auszug. Rußland in Allarm gebracht rüstete ernsthaft zur Gegenwehr. Bald war es klar, daß der Krieg unvermeidlich und der Großwesir nicht im Stande, ihn energisch zu führen. So fiel der erste Schlag mit seiner Absetzung auf dessen eigenes Haupt (7. Aug. 1710). Das Widerstreben, die Mittel zu ergreifen, welche die Sachlage, deren Schuld zumeist er selbst trug, nun nothwendig machten, beschleunigten seinen Sturz. Zum Nachfolger erhielt er den listigen, ränkevollen Baltadschi Mohammedpascha, der jetzt zum zweitenmal die Großwesirschaft übernahm, die er früher, sich in seinen eignen Intriguen verwickelnd, Alipascha hatte abtreten müssen.

Der neue Großwesir traf sofort alle Anstalten, um gegen die Russen ins Feld zu ziehen. Peter aber, dem im Norden noch vieles zu thun übrig blieb, der noch nicht völlig Lieflands Herr geworden war, und dem jetzt alles daran lag, seine Siege dort zu verfolgen und sichern, machte einen letzten Versuch, den Ausbruch des Sturmes zu beschwören. Seine an den Sultan gerichteten Briefe kamen aber nicht bis Constantinopel, sondern wurden an der Gränze aufgefangen [1]). In Constantinopel dagegen hielt man Kriegsrath im großen Diwan, zu dem auch der sehr kriegerisch gesinnte und Karl ergebene Chan der Krim, Dewletgirai, berufen war; und bedurfte es noch eines Mehreren, nachdem die Dinge schon so weit gediehen waren, so entschied dieser mit seinen Vorstellungen des von Rußland, von dessem Ehrgeize und dessen Verbindungen mit den Griechen zu Befürchtenden, die sofortige und förmliche Kriegserklärung (20. Nov. 1710). Bittschriften der Gränzbewohner waren herbeigeschafft

[1]) Peters Tagebuch I. 348.

mit Klagen über Friedensverletzungen der Russen und Forderungen von Abwehr und Krieg. Aus diesen wurde das Kriegsmanifest zusammen geschmiedet: Beschwerden über vertragswidrigen Festungsbau am Assow-schen Meere und am Dniepr, über Verletzung der türkischen Gränze am Bog und in der Moldau und über die Besetzung Camieniecs. Ein Fetwa des Mufti bestätigte den Schluß als gesetzlich nothwendigen Krieg; und der russische Gesandte Tolstoi wurde, türkischer Sitte bei dem Ausbruche eines Krieges gemäß, in den sieben Thürmen gefangen gesetzt.

Man stand also wieder am Vorabend eines weitaussehenden Krieges. Flotte und Heer wurden nach besten Kräften gerüstet. Vor allem aber ließ man sich es angelegen sein, den Frieden mit den übrigen Nachbarn, vor allem mit Oesterreich, zu bewahren.

Alle Bemühungen Ferriols und Rakoczys selbst, die Pforte zu einer Unterstützung dieses letztern und zum Bruche mit dem Kaiser zu vermögen, waren fruchtlos abgelaufen, obwohl der Großwesir Alipascha sich seiner Zeit ihnen nicht abgeneigt bewiesen hatte. Jetzt sandte die Pforte eine Gesandtschaft nach Wien, um sich Oesterreichs Neutralität in dem bevorstehenden Kriege zu versichern, und zugleich unter der Hand einen Anwurf zur Erneuerung des Friedens von Carlowicz zu thun, dessen Frist bereits halb verstrichen war. Allein noch ehe diese an Ort und Stelle eintraf, empfing der kaiserliche Resident in Constantinopel schon die Weisung, der Pforte die Vermittlung Oesterreichs zur Abwendung des russischen Krieges anzubieten, dabei aber weder für noch gegen Karl von Schweden zu sprechen, sondern nur anzudeuten, daß diesem ein leichtrer Weg, als mit einem Heere durch Polen, nämlich durch die kaiserlichen Staaten offen stehe. Oesterreich war alles daran gelegen, um seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit den gewaltigen Kämpfen mit Ludwig XIV. zuwenden zu können, die Ruhe im Oriente zu erhalten, oder doch bald möglichst wiederherzustellen; denn eine anhaltende Störung konnte dasselbe voraussichtlich nicht lange unberührt lassen. Die eigenthümliche im Haag (31. März 1710) mit England und Holland geschlossene und von Polen, Dänemark und Rußland acceptirte Convention, welche die Neutralität der schwedischen und dänischen deutschen Länder verbürgen sollte, welchen Zweck Karls Heftigkeit dann freilich doch vereitelte, legte ihm damals überdies besondere Rücksichten auf. Jeder Anstoß mußte vermieden werden, der das Reich von Frankreich abziehen und die Alliirten tiefer in die nordischen Händel verwickeln konnte. Wie treulich und nachdrücklich England und Holland aber auch die kaiserlichen Vermittlungsanträge unterstützten und eigene anbrachten, so fand das alles in Constantinopel doch keinen Eingang mehr (Januar 1711).

Die Versuche König Karls, die Pforte nun auch noch zu einem Manifeste gegen August von Polen zu bewegen, blieben indessen ebenso frucht-

los, als die Versuche jener zur Friedensvermittlung mit Rußland. Er mußte sich daran genügen lassen, aus seiner halben Gefangenschaft in Bender selbst eins zu erlassen.

Mit dem Anfange des neuen Jahres (Februar 1711) versammelte das Heer der Osmanen sich in den Ebnen von Adrianopel. Die Flotte, zur Wiedereroberung Assows bestimmt, lief in das Schwarze Meer aus. Der Tartarchan wurde zu Einfällen in die russischen Provinzen entboten, welcher Aufforderung es kaum noch bedurfte.

Der Czar Peter seinerseits rückte ebenfalls heran. Der General Scheremetew wurde mit seinem in Liefland stehenden Armeecorps nach dem Süden beordert, und durch Michael Gallizin mit in Polen stehenden Regimentern verstärkt. Apraxin war zum Vertheidiger Assows zu Lande und zur See auserlesen. Der Czar selbst brach (18. März 1711) von Moskau auf.

Die ersten Anfänge waren den russischen Waffen ziemlich günstig. Die bis nach Kiow hinaufstreifenden und plündernden Tataren, von einigen zersprengten Schweden und Polen der Partei Stanislaus verstärkt, wurden von Gallizin mit namhaftem Verlust zurückgeworfen (April 1711). Doch suchte Peter diesmal den Kriegsschauplatz nicht hier und in der Krim, sondern dachte, der Pforte einen entscheidenden Schlag auf der Seite der Moldau beizubringen, wo er dann wohl auch hoffte, Karl den Rückzug abschneiden und seiner Person sich bemächtigen zu können. Ueberdies war ihm hinterbracht, daß die Hauptstreitkräfte der Türken sich gegen Assow wenden würden. So hoffte er, dieselben hier zu überraschen, da er jenes hinlänglich gesichert wußte.

Die Aussichten auf jener Seite waren allerdings besonders versprechend, da Peter nicht ohne Grund auf eine Erhebung der Moldau und Walachei, mit überwiegend christlicher Bevölkerung, zur Abschüttlung des türkischen Joches und Anschluß an Rußland rechnete. Er erwartete schon die Früchte des kühnen Schrittes, mit dem er sich nach dem Tode des Patriarchen Adrian zum Oberhaupt der russischen Kirche gemacht hatte, und den Grundstein zu dem angestrebten Protectorat über die gesammte griechische Christenheit legte. In der That, der Fürst der Moldau, Demetrius Cantemir, der nach der vereinigten Herrschaft über die Moldau und Walachei unter russischem Schutze trachtete, war vollständig gewonnen, und hatte seinen Zuzug und Versorgung der russischen Truppen mit Lebensmitteln versprochen, sobald diese an der moldauischen Gränze erscheinen würden. Der Fürst der Walachei, Constantin Brancovan, selbst sollte mit zum Werkzeuge dieses Abfalls dienen, nach dessen Gelingen man ihn dann selbst seines eignen Fürstenthums berauben wollte. Und so wurde ein Plan voll Verrätherei und Treulosigkeit nach allen Seiten hin angezettelt, der aber gänzlich fehlschlug und wesentlich

zu dem Verderben Peters am Pruth beitrug. Die Pforte, voll Mißtrauens gegen Brancovan, den sie im Verdacht geheimer Verbindung mit Rußland hielt, hatte gerade um diesen im Zaume zu halten, den Hospodaren der Moldau Nicolas Maurocordato entsetzt und Demetrius Cantemir erst Jahrs zuvor (Nov. 1710) an seine Stelle ernannt, auf dessen Treue sie unbedingtes Vertrauen setzte, und zwischen dessen Familie und der Brancovans tödtlicher Haß bestand. Statt dessen aber suchte Cantemir, Brancovan mit in sein und Rußlands Interesse zu ziehen, um ihn dann später selbst um so sichrer berauben zu können. Mit Peter schloß jener einen förmlichen Tractat zu Lusk in Polen (25. April 1711).

Cantemir war der wichtige, vertrauensvolle Auftrag geworden, die Donau bei Isakdschi zu überbrücken, wo der Großwesir den Fluß nach Bessarabien passiren wollte. Unter leicht gefundenen Vorwänden und ohne Verdacht zu erwecken, verzögerte derselbe aber die Vollendung dieses Werks, während er auf Beschleunigung des Marsches der Russen bei Peter drang, der sich unterwegs in Jaroslaw aufhielt (Ende Mai 1711), um August von Polen zu einer Kriegserklärung gegen die Pforte zu vermögen, die auch erfolgte, aber vom Reichstage nicht bestätigt wurde. Und kaum erschien Scheremetew vor Jassy, so schloß Cantemir den Russen sich an. Doch das war auch alles. Die Last der beabsichtigten Verrätherei fiel auf ihren Urheber zurück. Brancovan, der endlich durchschaut hatte, worauf es eigentlich abgesehen sei, zog seinen Kopf noch bei Zeiten aus der Schlinge, ehe er sich zu weit gewagt hatte; und die Bevölkerung der Moldau, auf welche der Zauber anerkannter und geschützter Glaubensgemeinschaft noch nicht gewirkt hatte, und die in den Russen nur die nordischen Barbaren erblickten, von denen sie oft schon zu leiden gehabt, blieb der Pforte treu, die sie im Ganzen milde und schonend behandelte. Nur Cantemir mit seinem nächsten Anhange ging oder floh vielmehr in das russische Lager. Alle für die russischen Heere aufgehäuften Vorräthe wurden dem Großwesir zugeführt.

Peter, von der eben zur Czarin erklärten Katharine begleitet, traf nun selbst (5. Juli 1711) mit der Masse der Infanterie über Braslaw und Soroka kommend in Jassy ein. Die Armee hatte auf dem Marsche gewaltig gelitten durch Hitze und Wassermangel; und jetzt wurde ihre Lage in der That eine sehr schlimme. Von Brancovan verlassen; Cantemir, auf dessen Vorsorge Peter sich zu leicht verlassen hatte, ohne Rath, Vorräthe zum Unterhalt der Menschen und Thiere aus der ganz ausgesognen und von Heuschrecken verwüsteten Moldau herbeizuschaffen: so blieb dem Czar nichts anders übrig als der rasche Entschluß, dem Großwesir, ehe dieser die Donau noch mit der ganzen Armee überschritten habe, entgegen zu rücken, und sich inzwischen wo möglich der jenseits des Sereth angelegten türkischen Magazine und zugleich des Weges nach der Walachei zu be=

mächtigen. Der Hauptpunct bei diesem Manoeuvre, von dessen Gelingen das meiste abhing, war, die bei Isakdschi über die Donau setzenden und also am linken Ufer des Pruth heraufziehenden Türken am Uebergange auf die rechte Seite zu verhindern, wodurch dann die Russen Herren der Moldau und Walachei wurden. Der General Rönne wurde demgemäß mit der Hälfte der Cavallerie gegen den Sereth abgeschickt, um sich des dort aus der Walachei aufgehäuften Proviants zu bemächtigen, während Peter selbst auf dem rechten Ufer des Pruth und zum Theil auf flachen Booten auf dem Flusse selbst nach Falczy hinabzog, um den Türken den Uebergang zu wehren, der weiter unterhalb wegen der großen Moräste unmöglich [1]).

Aber schon war es zu spät. Der mit der Reiterei die Vorhut bildende General Janus fand bei Falczy die Türken schon mit dem Uebergange beschäftigt (19. Juli 1711). Zehntausend Tataren waren über den Fluß geschwommen; und Janus, der durch einen raschen Angriff vielleicht noch alles hätte retten können, zog sich mit der Nachricht, daß die Türken den Pruth bereits überschritten, auf den mit der Infanterie nachrückenden Peter zurück. So gewann der Großwesir Zeit, in der Nacht vier Brücken zu schlagen, und sein Heer über den Fluß zu führen, wodurch der Czar von dem General Rönne abgeschnitten, und mit seinen durch Hunger und Strapazen ermüdeten Truppen den Angriffen der unendlich überlegenen türkischen Macht preisgegeben war. Einen Augenblick schwankte er, ob nicht ein kühner Zug gegen den Sereth, um Rönne aufzusuchen, ihn noch retten könne. Mangel an allen Vorräthen und die Dürre der zu durchkreuzenden Gegend riethen jedoch von einem solchen Versuche ab; und so wurde denn beschlossen, alle Truppen zu concentriren, ihnen einige Ruhe zu gönnen, und dann das Glück einer Schlacht in irgend einer aufzusuchenden günstigen Position zu wagen, auf die Ueberlegenheit der disciplinirten russischen Truppen über die ungeordneten Haufen der Tataren und Türken trauend. Es wurde also eine rückgängige Bewegung gegen Jassy gemacht. Aber kaum bemerkt (20. Juli) fielen die Türken mit so gewaltiger Uebermacht auf die Nachhut, daß Peter bald zum Stillstand gezwungen wurde, um den wüthenden Angriff zurückzuschlagen. Dies gelang zwar glücklich; ihm selbst blieb nun aber auch keine Wahl, als sich zwischen dem Pruth und einem Moraste mit Wagen, Gepäck und in der Eile gezimmerten Pallisaden unter fortwährenden Angriffen, so gut es ging, zu verschanzen, und sein Schicksal zu erwarten.

Im Lager des Großwesirs pflog man nun ebenfalls Rath, wie die Vortheile der Situation und der entschiedensten Uebermacht am besten zu benutzen. Karl von Schweden befand sich nicht dort. Der Großwesir

[1]) Dohms Materialien rc. 3. Liefrung p. 384. Schreiben Jacob Jeffrys rc.

hatte ihn beim Anfange des Feldzuges zwar einladen lassen, zur Armee zu kommen; allein mit gewohntem Trotz hatte der König verlangt, jener solle ihn von Bender abholen; und als dies abgeschlagen wurde, da man den Krieg doch vielmehr im eignen als in seinem Interesse führte, und dies documentiren wollte, so blieb er grollend in seinem eignen kleinen Lager, zur schwersten Vernachlässigung seines Vortheils. Der unermüdliche Poniatowski mit einigen andern polnischen und schwedischen Generalen war jedoch den Türken gefolgt, und diese riethen dringend, keinen Angriff auf die verzweifelnden Russen zu unternehmen, sondern sie ganz einzuschließen, wo dann wenige Tage genügen würden, dieselben entweder bei dem Mangel alles Nothwendigen aufzureiben oder zur Ergebung zu zwingen. Mohammedpascha, seinem Beinamen, Baltadschi der Holzhauer, Ehre machend, aber hielt das nur für unnützen Verzug, und schickte die Truppen sofort zum Angriff des schlecht verschanzten Lagers, welches er mit geringer Mühe überwältigen zu können meinte. Der Erfolg jedoch bewies die Richtigkeit der gegentheiligen Ansicht, welche nun auch befolgt wurde. Ein heftiger aber schlecht geordneter Sturm (21. Juli) prallte an den festen Reihen der mit Verzweiflung kämpfenden Russen ab, und die Türken mußten sich begnügen, das Lager eng einzuschließen, und aus zahlreichen, auch jenseits des Pruth angelegten Batterien zu beschießen. Die Tataren verbrannten die flachen Fahrzeuge, deren die Russen auf dem Pruth sich bedient hatten.

Die tiefste Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Peters in dieser kritischen Lage, welche so mächtigem, bisher stets sieggekrönten Streben ein vorzeitiges, unvermeidliches Ziel setzen zu müssen schien, keiner Hoffnung mehr empfänglich, keines Raths, keines Entschlusses fähig, als des der Verzweiflung, mit den Waffen in der Hand wenigstens rühmlich zu fallen. Hunger, Durst, denn die Kanonen der Türken verhinderten selbst das Wasserschöpfen am Pruth, und Erschöpfung und Mangel aller Art ließen nur die Wahl zwischen solchem Tod und schmählicher Gefangenschaft. Die Truppen selbst gaben sich nicht minder verloren, aber waren entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. In dieser äußersten Bedrängniß war dem Czar in seiner Gemahlin Katharine, der Gefangenen von Marienburg, sein guter Genius nahe. Auf ihre Veranlassung schrieb der General Scheremetew, ihr erster Sieger und Herr, einen Friedensvorschläge machenden Brief an den Großwesir; und sie selbst wagte es, Peter, der sich, die durch körperliches Leiden gesteigerte Zerstörung seines Gemüths zu verbergen, mit strengstem Befehl niemand einzulassen in sein Zelt zurückgezogen hatte, um seine Genehmigung anzugehen. Der Brief wurde abgesandt (22. Juli); die Antwort aber ließ auf sich warten; die russischen Truppen, welche den größten Theil ihres Gepäcks verbrannt hatten, um sich um so leichter durchschlagen zu können, rückten aus dem

Lager. Diese Zwischenzeit benutzte Katharine, um, was an eignem Schmuck und Geschmeide, an Geld bei den höhern Officieren vorhanden war, zusammen zu raffen. Der stolze Großwesir wollte nur mit dem ersten Minister des Czaren unterhandeln. Mit jenem goldenen Zauberstäbchen ausgerüstet ging nun also der Vicecanzler Schaffirow zu ihm. Der größte Theil des Geldes floß dem Kiaja Osmanaga zu, da die Summe doch wohl kaum bedeutend genug war, um dem Großwesir selbst damit kommen zu dürfen, dem man nur das übliche Ehrengeschenk bot. Osmanaga indessen war der einflußreichste Mann im türkischen Lager; der Großwesir selbst dankte ihm zum großen Theil seine Erhebung; und da beide im Grunde ihres Herzens durchaus keine Helden waren, und nun auch die Beute noch ehrlich unter sich theilten, so wurde die erste Forderung der Ergebung Peters auf Gnade und Ungnade, bei der Drohung, daß die Russen, bestände man darauf, sofort angreifen und sich lieber bis auf den letzten Mann würden niederhauen lassen, bald ermäßigt. Die Festigkeit, mit der dieselben alle Angriffe der Janitscharen zurückgeschlagen, hatte ihnen Respect verschafft. Ueberdies trafen Nachrichten von Rönnes Vordringen durch die Moldau gegen Braila ein; vom Norden zogen durch Polen russische Truppen zur Verstärkung heran; und vielleicht kannten die Türken selbst nicht in voller Ausdehnung die verzweifelte, vom allem entblößte Lage Peters. Dies alles wirkte zusammen zu dem Entschlusse, sich lieber der nächsten gewissen Vortheile zu versichern, und dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen. Vergebens redete Poniatowski ein, die Gelegenheit nicht aus der Hand zu geben, die Russen ganz zu vernichten und Peter gefangen nach Constantinopel zu führen. Schon hatte er Couriere an Karl geschickt mit der Nachricht der gänzlichen Umzinglung des russischen Heeres; und schon flog dieser herbei, sich an der Niederlage seines Todfeindes zu weiden. Die Erinnerung an diesen befestigte jedoch eher noch den Entschluß des durch Karls Hartnäckigkeit und frühern Uebermuth beleidigten Großwesir, der keine Gelegenheit versäumte, jenen fühlen zu lassen, daß man nicht für ihn, sondern für sich selbst Krieg führe. Und ebenso vergeblich waren die Vorstellungen des Tatarchans. Osmanagas Einfluß entschied. Mit Mühe nur erreichte Poniatowski daß überhaupt irgend eine Erwähnung Karls in dem Friedenstractate geschah. Der von dem Tatarchan geforderte jährliche Tribut von vierzigtausend Ducaten wurde aber nicht bewilligt, ebenso wenig die Auslieferung des Demetrius Cantemir.

So wurde denn der denkwürdige Frieden am Pruth unterzeichnet (25. Juli 1711), der Peter aus der größten Gefahr seines Lebens rettete, freilich nicht ohne Wiederaufopfrung lange gehegter und schon sehr weit gereifter Pläne. War die gänzliche Vernichtung der Russen und Peters selbst auch in die Hand des Großwesirs gegeben, und machte er von

solcher Gewalt um niedriger Motive willen einen nur sehr spärlichen Gebrauch, so war der vorgeschriebene Frieden doch immer ein sehr günstiger für die Pforte; und es ist sehr die Frage, ob durch äußerste Verfolgung des Sieges und Fortsetzung des Krieges besseres wäre zu erreichen gewesen, wo Braila eben schon vor dem tapfern Rönne gefallen, und frische russische Heere vom Norden her im Anzuge begriffen waren. Immerhin ist anzunehmen, daß nicht bloße Bestechlichkeit, sondern auch solche Rücksichten, den Großwesir beeinflußten, der für das Staatsinteresse des osmanischen Reichs und nicht für Karl und dessen Rache Krieg führte. Assow mit seinem Gebiete mußte der Pforte zurückgegeben, Taganrot und die am Dniepr neu erbauten Festungen geschleift werden; alles dort befindliche Geschütz verblieb den Türken. Der Czar versprach, sich ferner nicht in die Angelegenheiten Polens, noch in die der Kosakenstämme, mochten diese jener Republik oder dem Tatarchan der Krim unterworfen sein, zu mischen, und seine Truppen aus Polen zurückzuziehen; eine Vorsicht, welche Poniatowski glücklich dem Großwesir begreiflich zu machen wußte. Alles aber, was er zu Gunsten Königs Karl durchzusetzen vermochte, war ein diesem freie Rückkehr in seine Staaten zusichernder Artikel, mit dem wunderlichen vom Großwesir gemachten Zusatze, daß Czar und König Frieden mit einander schließen möchten, wenn sie Neigung dazu hätten.

Kaum waren die Urkunden unterzeichnet und in Hoffnung der Ratification durch den Sultan ausgewechselt, als Karl auf flüchtigen Pferden von Bender herbeiflog. Allein anstatt das russische Heer vernichtet und Peter gefangen zu finden, begegnet er ihnen, wie sie eben mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aus dem Lager abziehen. Um in das türkische Lager zu gelangen, muß er eine etwas entfernt liegende Brücke passiren. Statt dessen wirft er sich in den Fluß, sprengt durch das Lager der abziehenden Russen, weder der Gefahr des Ertrinkens noch der Gefangennahme achtend, und erfährt nun von Poniatowski die Hiobspost des bereits geschlossenen Friedens. Außer sich vor Wuth dringt er in das Zelt des Großwesir, der ihm kaum bewillkommend entgegen geht, und wirft ihm den Friedensschluß vor. Ich habe das Recht, Krieg oder Frieden zu beschließen, antwortet der Großwesir kalt. — Aber hattest du nicht die Russen ganz in deiner Gewalt? konntest du den Czar nicht gefangen nach Constantinopel führen? — Wer sollte denn in seiner Abwesenheit sein Reich regieren? ist die trockene Gegenfrage, aber mit dem spitzen Nachsatz: es ist nicht gut, daß alle Könige fern von ihren Staaten sind.

Mit solchem Trost, mit so zerstörten Hoffnungen kehrte Karl nach Bender zurück, doch noch immer nicht an der endlichen Erfüllung seines Willens verzweifelnd. Der Großwesir, welcher mit gutem Grunde vor=

aussah, daß Karl alle Mittel anwenden würde, ihn zu stürzen, um die Ausführung des Friedens zu verhindern, ließ nun auch seinerseits nichts unversucht, den König endlich zu entfernen. Doch das war bei dem alle und jede Rücksicht verschmähenden, unbeugsamen Trotze Karls ein vergebliches Unternehmen; und das ihm stets zu gehorchen scheinende und stets leichtsinnig unbenutzt gelassene Glück der Umstände kam demselben auch diesmal bald wieder zu Hülfe. Denn war die Freude in Constantinopel anfangs auch groß über die Niederlage der Russen und den so rasch errungenen vortheilhaften Frieden, so verlautete doch bald, nicht ohne Karls und seines Anhangs eifriges Dazuthun, mit welchem goldenen Schlüssel Katharine ihrem Gemahle und dessen Heere den Rückzug aus der verzweifelten Klemme geöffnet, und vom Tode oder schmählicher Gefangenschaft gerettet hatte. Verbunden mit dem geschickt ausgestreuten Gerücht, daß Mohammedpascha, um sich dem ob solcher Pflichtvergessenheit erzürnten Sultan zu entziehen, mit den Janitscharen Aufruhr sinne, kostete dies demselben Amt und Würden. Er wurde abgesetzt (20. Nov. 1711) und verbannt, froh nur mit dem Kopfe davon zu kommen, welcher dem Kiaja Osmanaga, dem Hauptwerkzeuge des Friedens, abgeschlagen wurde.

Der Krieg wurde wirklich von neuem (28. Dec. 1711) erklärt, da auch Peter zögerte, die am Pruth eingegangenen Friedensbedingungen zu erfüllen, und weder zu der stipulirten Schleifung der festen Plätze Anstalt machte, noch seine Truppen aus Polen zurückzog. Die in Constantinopel gestellten russischen Geiseln, der Canzler Schaffirow und der Sohn des General Scheremetew, waren jedoch von größerm Vortheil für Rußland als für die Pforte. Ihrem und dem Golde des wieder befreiten Tolstoi gelang es, den zum Großwesir ernannten frühern Janitscharenaga Jussufpascha zu gewinnen. Und so wurde denn unter den die Kriegsbläserei Frankreichs durchkreuzenden Bemühungen Oesterreichs und den immer friedlich vermittelnden Englands und Hollands, die sich jetzt ohnehin Rußland sehr zu nähern begannen, der Frieden zu Constantinopel durch einen neuen Vertrag (16. April 1712) wieder hergestellt, noch ehe es zu thatsächlichen Feindseligkeiten gekommen war. Im Wesentlichen enthielt der Tractat dieselben Bedingungen, wie der am Pruth, mit Hinzufügung der Bestimmung der Dauer auf fünf und zwanzig Jahre.

Aber immer noch wich Peter nicht aus Polen, obwohl der erneuerte Tractat nun bestimmte, daß der Rückzug der russischen Truppen aus den den osmanischen Gränzen zunächst gelegenen Theilen binnen dreißig Tagen und aus ganz Polen binnen drei Monaten nach Unterzeichnung desselben zu erfolgen habe. Vom Sultan ausgesendete Kundschafter bestätigten diese vom Chan der Krim eifrig mitgetheilten Nachrichten; und

da man nun die ganze Gefahr erkannt hatte, welche von dem in Polen herrschenden Rußland fortwährend zu befürchten, so wurde noch vor Ablauf des Jahres schon von neuem wieder (11. Nov. 1712) der Krieg beschlossen. Man war wach geworden gegen das vom Norden näher und näher heranziehende Gewitter; und diese Furcht vermochte das Gold des als außerordentlicher Botschafter vom Czaren abgeschickten Fürsten Abraham Lapouchin, welches den Großwesir zwar völlig gewonnen hatte, doch nicht zu beschwichtigen. Der Großwesir wurde abgesetzt, und Lapouchin, Tolstoi, Schaffirow und Scheremetew in die sieben Thürme geworfen. Der Sultan selbst brach unverzüglich nach Adrianopel auf. König Karl glaubte sich nochmals am Ziele seiner Wünsche.

Die Hoffnung war indessen von sehr kurzer Dauer. Der Vorhang hob sich zu einem andern Drama. Der jetzt zur höchsten Würde berufene Suleimanpascha war wie seine Vorgänger nur ein Geschöpf und Werkzeug in den Händen des jungen und ehrgeizigen Günstlings und Eidams des Sultan, Alipascha von Nicäa; und dieser wollte den Frieden mit Rußland, um seine eignen Pläne ausführen zu können, welche auf nichts geringeres als die Wiedereroberung Moreas, wo möglich auch Ungarns gerichtet waren. Ein fanatischer Türke konnte er den Verlust dieser stolzesten Früchte blutiger Siege nicht verschmerzen. Sie mußten nothwendig von den Ungläubigen wieder beigebracht werden; um so mehr und gewisser, da man ja eben auch den Russen Assow wieder abgenommen hatte. Was hatte man mit diesen also weiter zu thun? Sie waren geschlagen, gedemüthigt, und hatten ihre Beute wieder herausgeben müssen. Denn der Gedanke an eine irgend einem christlichen Fürsten zu leihende Hülfe, oder daß die Pforte wohl gar in dem Falle sein könne, ihre eigene Sicherheit in Polen vertheidigen zu müssen: das alles ging wenigstens über Alipaschas politische Begriffe hinaus. Hätte er doch am liebsten allen Verkehr mit der Christenheit abgeschnitten, und alle christlichen Gesandten von Constantinopel entfernt, die er nur als Spione ansah. Nur das eine war ihm klar, daß es durchaus unmöglich sein würde, zu irgend einem dauernden Arrangement mit Rußland zu gelangen, so lange König Karl noch auf türkischem Boden. Dieser also mußte vor allem erst entfernt werden, ehe er selbst die Großwesirschaft antreten mochte; denn wohl wußte er, daß die Anwendung von Gewalt gegen den selbst überlästigsten Gast eine Maßregel sei, die jeden und auch ihn, den vielgewaltigen Günstling, stürzen müsse. Und dazu mußten Suleimanpascha und der Mufti Ebesade, beide Creaturen Alis, als willenlose Werkzeuge dienen, welche russisches Gold wohl noch um so geschmeidiger machte.

Im Diwan wurde also Beschluß gefaßt, dem der Mufti das nothwendige Fetwa ertheilte, König Karl, wenn er noch ferner die Abreise

weigere, mit Gewalt dazu zu zwingen. Karl indessen war und blieb unbeugsam; und so erfolgte denn der fast an die Zeiten der irrenden Ritter erinnernde Kampf (12. Febr. 1713), wo der König, erst nachdem er mit seinen dreihundert Schweden den Kampf gegen ein Heer von zwanzigtausend Mann Türken und Tataren unternommen, nachdem er sich in seinem eignen Hause noch mit seiner nächsten persönlichen Umgebung verschanzt, mit Kanonen hatte beschießen und halb verbrennen lassen, seinen Siegern, die ihn fast wie einen Kriegsgott anstaunten, in die Hände fiel. Hätte nicht der durch das Verwickeln seiner Sporen herbeigeführte Sturz ihn wehrlos gemacht, sicherlich, nur eine Leiche wäre abzuführen gewesen. So wurde der König denn als Gefangner nach dem Schlosse Demürtasch bei Adrianopel, von dort nach Demitoka geführt, um dieselbe Zeit, wo sein Schützling Stanislaus Leszczynski als Gefangner von Jassy nach Bender gebracht wurde. — In der That, die für das Reich der Osmanen beginnende neue Aera wurde auf seltsame Weise durch seltene Vorläufer, zwei christliche, Schutz und Beistand suchende Könige, eingeleitet!

Was Alipascha vorausgesehen hatte, erfolgte. Der Großwesir, der Mufti, der Statthalter von Bender und selbst der Tatarchan, der sich zuletzt ebenfalls, wie man sagt, in Folge Bestechung durch August von Polen, der Karl feindlichen Partei angeschlossen hatte, verloren vor der allgemein gegen so unglimpfliche Behandlung des Gastes sich aussprechenden Stimmung Herrschaft und Würde; denn der Prophet sagt: Ehret den Gast, und wenn auch ein Ungläubiger. Gern hätte Ali auch die Last des Friedensschlusses mit Rußland und die gänzliche Entfernung Karls noch einem andern aufgebürdet. Allein der neu ernannte Großwesir Ibrahim Chodscha war nicht das erwartete willenlose Werkzeug, sondern hoffte vielmehr, den Günstling und Eidam über Bord zu werfen, und dazu sollte ihm die Fortsetzung des russischen Krieges dienen; ja er stellte jenem sogar nach dem Leben. Dies kostete ihm schon nach drei Wochen den Kopf (27. April 1713); und Ali war nun gezwungen, selbst aus seinem bisherigen Dunkel hervorzutreten, und die Amtsführung zu übernehmen, welche so verhängnißvoll für die Geschicke der Pforte werden sollte. Damit war es denn unwiderruflich um Karls Hoffnungen geschehen.

Die erste Sorge Alis war, den russischen Frieden wieder herzustellen; denn schon hausten die Tataren in der Ukraine und am Don. Die russischen Gesandten und Geiseln wurden aus den sieben Thürmen befreit, und Unterhandlungen mit ihnen eröffnet. England und Holland, deren Annäherung an Rußland um der Handelsinteressen willen, und je mehr Schweden sich zu Frankreich neigte, jetzt immer deutlicher hervortritt, übernahmen durch ihre Botschafter Sutton und Collier die gewohnte Rolle des Vermittelns. Doch gar manche Anstände waren in

den gegenseitigen Forderungen zu überwinden; der neu, oder vielmehr zum zweitenmal wieder eingesetzte Tatarchan Kaplangirai verlangte die Wiederherstellung des russischen Tributs von jährlich vierzigtausend Ducaten; und schon drohte neuer Bruch, schon hatte man die russischen Bevollmächtigten in ihren Häusern eingesperrt, und drohte ihnen von neuem mit den sieben Thürmen, ehe eine Einigung nach zweimonatlichen Verhandlungen erreicht wurde. Peter konnte nicht daran denken, seine im Norden und Westen bis aufs äußerste gespannte Aufmerksamkeit mit dem Süden und Osten zu theilen; und Alis Pläne hatten ebenfalls, wie erwähnt, eine andere Richtung, gegen welche die Ansprüche des Tatarchans nicht ins Gewicht fallen durften. So kam denn zu Adrianopel (24. Juni 1713) ein neuer Friedensschluß, abermals auf fünf und zwanzigjährige Dauer zu Stande, dem der vorjährige Constantinopolitanische im Wesentlichen zur Grundlage diente.

Die völlige und schleunige Räumung Polens von russischen Truppen und die ungehinderte Rückkehr Karls nach Schweden wurden von neuem stipulirt, mit dem Versprechen Rußlands, sich auf keine Weise in die polnischen Angelegenheiten mischen zu wollen, noch viel weniger Truppen dort einrücken zu lassen, es sei denn, daß Karl von neuem die Ruhe Polens störe, mit der Absicht den Czar anzugreifen. Kiow mit seinem Gebiete diesseits des Dniepr und die jenseits des Flusses belegene Ukraine verblieb Rußland; und weiterhin wurde die Gränze beider Reiche in die Mitte zwischen die in den Dniepr mündenden Flüsse Samara und Orel gelegt, mit der Bestimmung, daß beiderseits in diesem Bezirke keine festen Plätze dürften angelegt werden; die von den Russen bereits erbauten wurden wiederholt preisgegeben. Von den Quellen jener Flüsse bis an den Don und nach Assow wurde die Gränze dieselbe, wie sie vor der Eroberung Assows durch die Russen war. So war denn also Peter wieder vollständig vom Schwarzen Meere und der Krim abgeschnitten, und seinem Streben, welches hier zeitweilig schon so mächtig vorwärts drängte, eine enge und leidlich sichere Gränze gesteckt. Die übrigen Artikel des Friedenstractats betrafen Versprechungen, die Tataren und Kalmuken von Raubzügen und Verletzungen der beiderseitigen Gebiete abhalten, und etwaige Streitigkeiten in Güte austragen zu wollen. Die Tributforderung des Chan der Krim gegen Rußland wurde gelegener Zeit und gegenseitigem Uebereinkommen vorbehalten.

Das wunderliche Drama des Erscheinens Königs Karl, welches den Südosten in den allgemeinen europäischen Brand mit hineingezogen, das ganze osmanische Reich in Bewegung gebracht hatte, und die Ursache so vieler Staatsrevolutionen gewesen war, eilte nun endlich auch zum Schluß. Karl hatte doch endlich, besonders seit der Erhebung Alipaschas einsehen müssen, daß im Orient nichts mehr für ihn zu hoffen. Doch

alles dies hätte ihn wohl kaum zur Abreise bewogen. Er verzehrte sich, anfangs in nutzlosen Versuchen, neue Intriguen in Constantinopel anzuspinnen, dann in dumpfem, starren Trotz. Beides blieb gleich unbeachtet; man kümmerte sich kaum noch um ihn, seitdem er aus der gefährlichen Nachbarschaft Polens und Rußlands in sicherer Hut war; er mochte bleiben oder gehen nach seinem Belieben. Und das war vielleicht das sicherste Mittel, ihn endlich zu letzterm zu bestimmen. Die aus Schweden eintreffenden Nachrichten von der wachsenden Unzufriedenheit über seine lange Abwesenheit und von den Schritten, welche der Senat bereits zu seiner Entthronung gethan, gaben den Ausschlag. Er begehrte nun selbst die Rückkehr, und verlangte die Mittel dazu, die ihm bereitwillig gewährt wurden. Und so brach er denn endlich nach fünfjährigem Aufenthalte in der Türkei (1. Oct. 1714) auf, um ebenso unerwartet wieder in seine eignen Staaten heimzukehren. Noch einmal erschütterte seine Gegenwart wie ein platzendes Meteor den ganzen europäischen Norden; aber eben so rasch und spurlos verschwand er auch.

Zu gleicher Zeit doch auf anderm Wege verließ Stanislaus Leszczynski die Türkei.

Dritter Abschnitt.

Frieden von Passarowicz.

Kaum war der Frieden mit Rußland definitiv geschlossen und die zu stets erneutem Bruche reizende erste Ursache des Krieges entfernt, so zeigte es sich unverzüglich, daß der unumschränkt herrschende Günstling und Großwesir Damad Alipascha nur diesen Schluß abgewartet und nur deswegen herbeigewünscht hatte, um seine ehrgeizigen und auf Beibringung früherer Einbuße, wie von Rußland so auch von den übrigen Nachbarn, gerichteten Absichten verfolgen zu können. Den Ungläubigen ihre Beute, den rechtmäßigen Besitz des Schwerdts des Propheten, wieder abzunehmen, zeigte sich irgend eine Aussicht günstigen Erfolgs, das gebot schon Gesetz und Glaube.

Mit Rußland war man vorläufig fertig. Polen war von erbittertster Feindschaft zu der Stellung eines Schützlings der Pforte herabgesunken. Mit Oesterreich wagte man doch nicht so ohne Weiteres anzubinden, wie schmerzlich die Wunde des verlornen Ungarns und Siebenbürgens auch brannte, wie schmeichlerisch erneuter Sieg und Herrschaft türkischem Stolz und Uebermuth gerade hier auch winken mochte. Einem Gedanken, vor welchem man zurückschente, während Oesterreichs ganze Kraft im Westen aufgeboten war, durfte man nicht Raum geben, nachdem die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastadt und Baden diesem ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Osten gestatteten. Nicht minder empfindlich, ja vielleicht am empfindlichsten von allem war jedoch der Verlust Moreas im Carlowiczer Frieden an Venedig gewesen. Und hier lockte denn auch die sicherste Hoffnung auf leichten Sieg und Wiedergewinn.

Die einst so stolze Republik, lange das mächtigste Bollwerk der Christenheit gegen die herandringende Fluth des Islam, war von ihrer Höhe herabgesunken. Die Theilnahmlosigkeit an den gewaltigen Kämpfen, welche das achtzehnte Jahrhundert eröffneten, hatte ihren Verfall, ihre Schwäche nur um so deutlicher bloßgelegt. Jenes verfängliche System der Neutralität, hinter welchem so gerne Furcht und das Gefühl der

Machtlosigkeit sich verstecken, wenn nicht die Möglichkeit allenfalls zu gebenden Ausschlags ihm Achtung verschafft, reizte hier, wie immer in solchen Fällen, nur zum Angriff auf die so documentirte Schwäche; und so säumte denn Alipascha auch nicht, seine Waffen gegen sie zu wenden.

Der Vorwand war leicht gefunden. Einige Schiffe unter türkischer Flagge waren von den Venetianern angefallen, und namentlich eins, welches die Verlassenschaft des früheren Großwesir Hassanpascha nach Constantinopel trug, von diesen aufgebracht worden. Ernster jedoch waren Vorfälle in Montenegro. Wie die Christen der Moldau und Walachei, so hatte Rußland auch die Montenegriner gegen die Pforte aufzuwiegeln versucht, und zwar mit besserm Erfolg als jene, an deren der Pforte bewahrten Treue der ganze Plan Peters vornehmlich scheiterte. Der Vladika selbst, mit russischem Golde wohl versehen, stand an der Spitze eines Aufstandes, welchen niederzuschlagen es eines starken Aufgebots bedurfte. Hierzu war der frühere Großwesir, jetzt Wesir von Bosnien, Nuuman Köprili, und die Paschas von Scutari und Hersek ausersehen. Bei Swornik, (13. Oct. 1714) schlug dieser die Rebellen auf das Haupt, die sich nun auf venetianisches Gebiet, in Höhlen in der Nähe von Cattaro flüchteten. Doch auch hier verfolgte Nuumanpascha, vernichtete und vertrieb sie nach hartnäckigem Kampfe; der Vladika Gikan indessen entwischte und fand Zuflucht in Cattaro, trotz des von dem Befehlshaber gegebenen Versprechens, keinem der Rebellen solche zu gewähren. Die Auslieferung wurde verweigert.

Bei dem ohnehin feststehenden Entschlusse Alipaschas war nichts willkommener als solche gegründete Veranlassung, und nichts leichter als aus allen diesen, bei friedliebenden Gesinnungen leicht auszugleichenden Umständen die Anklage eines vollständigen Systems friedensbrüchigen, feindseligen Verfahrens Venedigs gegen die Pforte zu schmieden, welches zu rächen man nicht anstehen dürfe. So folgte die Kriegserklärung (9. Dec. 1714) auf dem Fuße, zu der in größter Stille und unter dem gelegentlich ausgestreuten Vorwande, daß es dem Malteserorden gelte, alle Vorbereitungen waren getroffen worden. Venedig hatte sich in der That täuschen und einschläfern lassen. Der plötzliche Bruch fand dasselbe überall und namentlich in dem am meisten bedrohten Morea ganz ungerüstet.

Um dem Gegner keine Zeit zu lassen, das Versäumte nachzuholen, und um die schlecht vertheidigten festen Plätze vor etwaiger Verstärkung zu überrumpeln, brach der Großwesir, welchem der Sultan selbst folgte, sobald die Jahreszeit es nur erlaubte, mit dem Heere auf. Der Zug ging über Adrianopel, Seres, Salonik, Larissa auf Theben. Hier wurde zur Feststellung des weiteren Operationsplans großer Kriegsrath (1. Mai 1715) gehalten, und Kara Mustafa erhielt mit vierzigtausend Mann den Auftrag

zur Eroberung des Lepanto gegenüber belegenen Castells von Morea, während Alipascha selbst, unter welchem der in der türkischen Kriegsgeschichte berühmte Topal Osman, der Hinkende, befehligte, sich anschickte, die Landenge von Korinth zu passiren, und Korinth einzuschließen. Nach dreiwöchentlicher Belagerung, als die Türken sich eben zum Sturme anschickten, ergab sich dieses (3. Juli 1715). Ein zufällig oder, wie man sich gegenseitig beschuldigte, absichtlich in die Luft gesprengter Pulvervorrath aber wurde Veranlassung zum Bruche der Capitulation und zu einem furchtbaren Blutbade unter den Griechen und Venetianern, wie sehr Alipascha auch sich bemühte, dem Gemetzel Einhalt zu thun. Kurz darauf nach nur achttägiger Belagerung war ebenfalls das wichtige Napoli di Romania in seinen Händen (14 Juli 1715). Hier, wie überall, waren die Vertheidigungsmittel der Venetianer in schlechtester Verfassung; und Verrätherei der Griechen erleichterte das Werk, doch nicht zu ihrem Heile, da sie ohne Gnade unter den ersten mit niedergehauen wurden.

Die Flotte, mit welcher der Kapudanpascha, Dschanüm Chodscha zu gleicher Zeit, wo das Landheer aufbrach, von Constantinopel abgesegelt war, bemächtigte sich inzwischen ohne Schwerdtstreich des so oft vergebens belagerten Tinos und ebenso Cerigos. Auf beiden Inseln waren es wiederum die Griechen, welche, sogar türkisches Joch venetianischer Tyrannei vorziehend, dieselben überlieferten, da die schwachen Besatzungen dieselben nicht im Zaume zu halten vermochten. Jetzt erhielt der Kapudanpascha Befehl, mit dem Geschwader nach Koron zu gehen. Das Belagerungsgeschütz wurde nach Modon eingeschifft, wohin der Großwesir mit dem Heere zu Lande zog. Die Gebirge der Maina unterwarfen sich. In jenem südwestlichen Winkel des Peloponnes angekommen, stellte es sich jedoch heraus, daß die Venetianer Koron und Navarin preisgegeben hatten, um ihre schwachen Kräfte in Modon zu concentriren. Jene wurden also ohne Mühe in Besitz genommen, und Alipascha legte sich vor Modon wo, nach einem fehlgeschlagenen Versuche auf Prevesa, auch schon die Flotte erschienen war; die venetianische zog sich zurück, nur durch des Kapudanpaschas Schuld, wie man diesem nachsagte, entwischend. Von jener verlassen, von so ungeheurer Uebermacht bedroht, bemächtigte völlige Muthlosigkeit sich der Belagerten, die unter den Truppen bald in Aufruhr und Meuterei ausartete und alle Bemühungen der tapfern Generale Pasta und Jansich lähmte. In solcher verzweifelten Verfassung wollten diese capituliren; doch davon wollte der Großwesir nicht hören, um seines Heeres Hoffnung auf Plünderung und Beute nicht zu täuschen; und so kam es denn zu einem Sturme (17. Aug. 1715), der kaum diesen Namen verdient, da sich Niemand den Eindringenden entgegenstellte. Wie gewohnt, erfolgte haufenweises Hinschlachten der Christen, an dem diesmal Alipascha selbst sich weidete.

Wie dem Falle Korinths und Nauplias der des Castells Morea (2. Aug. 1715) gefolgt war, so folgte demjenigen Modons der Malvasias, auf der Südostküste, Cerigos, und der beiden letzten Haltpunkte venetianischer Macht auf Candia, Suda und Spinalunga.

So war nach zweimonatlichem Feldzuge ganz Morea in der Gewalt des Großwesirs.

Nicht so glücklich waren die Waffen des gegen Dalmatien befehligten Statthalters von Bosnien, Mustafapascha gewesen. Nach einigen blutig verheerenden Streifzügen bis an die Meeresküste hatte dieser die Belagerung der Festung Sing unternommen, mußte aber unverrichteter Sache abziehen. Dagegen verließen die Venetianer Santa Maura, nachdem sie die Festungswerke gesprengt.

Solche unerwartete Ereignisse konnten das übrige Europa nicht unberührt lassen, noch der durch so plötzliches siegreiches Vordringen der Türken geschehene Bruch des Carlowiczer Friedens den bei diesem interessirten Mächten, vorzüglich Oesterreich, gleichgültig sein.

Schon gleich beim Ausbruche des Krieges gegen Venedig hatte der Großwesir mit der Anzeige davon nach Wien durch einen besonderen Abgeordneten ein Schreiben an den Prinzen Eugen gesendet, den er, als Hofkriegsrathpräsidenten, als kaiserlichen Großwesir ansah, um die Hoffnung auszusprechen, daß Oesterreich auch in diesem, wie in dem letzten russischen Kriege neutral bleiben werde. Mit Polen hatte man Jahrs zuvor den Carlowiczer Frieden erneuert (22. April 1714). Die Antwort aus Wien war Wiederholung eines bereits gemachten und mit jenem Anwurfe sich kreuzenden Vermittlungsantrages. Diesen wagte die Pforte zwar nicht geradezu zu verwerfen und unerwiedert zu lassen, that aber doch das dem am nächsten kommende, indem sie dem österreichschen Residenten in Constantinopel, Fleischmann, bedeutete, die Vermittlung würde keine Schwierigkeit finden, wenn sie zum Vortheil der Pforte geschehe, und zwar unverzüglich, ohne vieles Hin- und Herschreiben, welches nur dazu diene, dem Feinde Zeit zu schaffen, und die osmanischen Heere in ihren Operationen aufzuhalten. Denn mochte es Alipascha bei kaltblütiger Ueberlegung der Mittel und Umstände immerhin auch wirklicher Ernst damit sein, Oesterreich nicht leichtsinnig zum Bruche zu reizen, so waren seine Absichten andererseits doch zu entschieden auf Eroberung gerichtet, seine Verachtung der christlichen Mächte und der Glaube, daß die Pforte jede Verbindung mit ihnen füglich entbehren könne, ja am besten daran thue, sie gänzlich zu vermeiden, zu stark, um jenem Antrage irgend welche Aussicht auf Erfolg zu geben. In Wien dagegen sprachen die mannigfaltigsten Gründe dafür, sich bei diesem Streite nicht so ruhig zu verhalten, wie man es unter dem Drange der Umstände während des russischen Krieges gethan hatte. Und das freilich

hätten die türkischen Staatsmänner leicht genug vorhersehen können, wären sie bessere Politiker und mit den Zuständen und Verhältnissen des europäischen Westen, der ihnen nur immer noch eine wildfremde barbarische Nation war, etwas vertrauter gewesen. Aber das Schicksal auf welches sie blind bauten, ereilte sie. Ganz abgesehen von der eigenen Theilnahme an dem Frieden von Carlowicz hatte Oesterreich das lebendigste Interesse daran, Venedig nicht ganz schutzlos fallen zu lassen, da es eins der Vorwerke seiner eigenen Besitzungen in Dalmatien gegen die Türken, in Italien gegen Frankreich war. Ueberdies gestatteten die im Westen erfolgten Friedensschlüsse nicht nur freien Gebrauch der Kräfte, sondern die Opfer, welche jene erheischt hatten, reizten sogar, das dort Verlorene hier wieder zu ersetzen; und die Erfolge des letzten Türkenkriegs machten dies zu einer plausiblen Hoffnung. Besonders Eugen nährte diese, nachdem er die im Westen, namentlich mit Absicht auf Baiern verfolgten Pläne zur Vergrößerung und Sicherung der Machtstellung Oesterreichs vor dem Abfalle Englands und der so plötzlich und unerwartet verwandelten Situation hatte aufgeben müssen. So war man auf beiden Seiten ziemlich gleich fest zum Kriege entschlossen. Einen unglücklichern Augenblick aber hätte die Pforte nicht leicht wählen können, die Scharte von Carlowicz auszuwetzen, nachdem sie funfzehn Jahre günstigster Constellation, wo Venedig in Schwäche und Sorglosigkeit versank, Oesterreich, um die eigene Existenz kämpfend, ganz außer Stande war, ihm beizuspringen, muthlos und ungenutzt hatte verstreichen lassen.

Die Verwerfung oder Nichtbeachtung des Vermittlungsantrags, dessen Annahme man wohl auch in Wien kaum gehofft und erwartet hatte, war fast so gut wie eine Kriegserklärung. Während des siegreichen Feldzugs der Türken in Morea bildete Eugen deswegen auch schon ein Heer von sechszigtausend Mann in Ungarn, setzte die Festungen in Vertheidigungszustand, und bereitete alles zu energischer Kriegsführung vor. Wie früher Papst Innocenz XI. der Hauptbeförderer der heiligen Ligue gegen die Ungläubigen gewesen, so war es jetzt Clemens XI., welcher vor allem thätig war, die christlichen Waffen gegen den Halbmond und namentlich den Kaiser zum Beistande der Republik Venedig aufzurufen. Ein enges Schutz- und Trutzbündniß (13. April 1716) zwischen diesen kam zu Stande. Der Papst bewilligte dem Kaiser auf drei Jahre den Zehnten von allen in den kaiserlichen Staaten gelegenen geistlichen Gütern, das Reich funfzig Römermonate. Päpstliche, spanische und portugiesische Galeeren kamen der venetianischen Flotte zu Hülfe.

Die Pforte verlangte Aufklärung, was diese auffallenden Rüstungen zu bedeuten hätten, und wiederholte ihre frühere Versicherung, daß sie lediglich gegen Venedig Krieg beabsichtige. Allein jetzt lautete die Sprache Oesterreichs in Constantinopel sehr kategorisch. Eugen forderte (2. April

1716) in einem Schreiben an Alipascha Wiederherstellung des Friedens von Carlowicz und Vergütung des Venedig bereits zugefügten Schadens; und da, wie zu erwarten, alle Vorstellungen des kaiserlichen Residenten Fleischmann unbeachtet blieben, kündigte dieser sofort seine Abberufung an. Der Großwesir, hatte er bisher den Regeln der Klugheit und Vorsicht einiges Gehör gegeben, ließ nun ebenfalls seinem natürlichen Impetus freien Lauf, und dachte nichts anders, als unverweilten Auszug, Krieg und Sieg. Eigenhändig setzte er ein Manifest auf, welches noch einmal den vollen leidenschaftlichen, hochtrabenden Ton osmanischen Stolzes athmet[1]), und die von Oesterreich erhobene Anklage des Bruches des Carlowiczer Friedens von der Pforte ab auf jenes zu wälzen sucht, und zwar nicht ohne Glück und Geschick. Venedig, wurde hier auseinandergesetzt, habe der Pforte gerechten Grund zum Angriff gegeben, der Carlowiczer Frieden aber, an welchem Venedig ohnehin nicht einmal eigentlich Theil genommen, indem es erst später zu Constantinopel förmlich abgeschlossen habe, verpflichte den Kaiser durch keinen seiner Artikel zu Venedig zu leistendem Beistande; Oesterreich also sei friedensbrüchig, nicht die Pforte, und ihm daher der Krieg zu erklären. Im großen Diwan wurde dies zur Berathung und Entscheidung gestellt. Allein hier zeigte es sich, daß die Kriegslust und Siegesgewißheit des Großwesirs keineswegs eine allgemein getheilte war. Denn als Alipascha, der den Krieg als eine schon ausgemachte Sache ansah, eine Aeußerung darüber begehrte, ob er selbst zu der früher beschlossenen Belagerung Korfus oder an die österreichische Gränze abgehen sollte, meinte man einstimmig, der Großwesir müsse als Seriasker gegen die Deutschen ziehen, indem diese Deutschen nicht wie andere Ungläubige, sondern ein starker Feind seien. Die alte Furcht vor den kaiserlichen Waffen und vor der Türkengeißel, Eugen, war im ganzen Diwan unter den Ulemas und selbst bei den Paschas, den Häuptern des Heeres, sehr lebendig erwacht. Alipascha drohte zwar gleich, daß solche Kleinmüthige, welche die Macht des Glaubensfeindes vergrößerten, die Moslimen entmuthigten und sich selbst nur den Beschwerden des Krieges entziehen wollten, als Verräther an Glauben und Reich den Tod verdienten; doch vermochte er eine seinem eigenen Wunsch und Eifer sehr zuwiderlaufende Erörterung nicht abzuschneiden, ob denn auch genügender Grund zu einer Kriegserklärung vorhanden sei. Den Brief Eugens, welcher die Pforte des Friedensbruchs beschuldige und Genugthuung für Venedig fordere, jedoch ohne thatsächliches Vorgehen, wollte man als solchen nicht gelten lassen.

1) Manifeste, comment l'Empereur a osé violer la paix, en prenant le parti de la République contre cette même paix etc. Am Schlusse heißt es: Ainsi comme ces sortes de tromperies de l'Empereur ennemi sont infinies etc. Anl. 1.

Und vermochte dies alles auch nichts gegen die Heftigkeit des Großwesirs auszurichten, so bewirkte es doch wenigstens einige äußere Mäßigung der Sprache, indem diese nun nicht mehr von unverzüglichem Angriff, sondern nur noch von der Nothwendigkeit des Zuges gegen Belgrad redete, um die Gränze gegen alle Eventualitäten zu decken, und zu erwarten, was Oesterreich thun werde. Eine schwache Auskunft, welche nur Schwanken und Schwäche verrieth; denn war Alipaschas Kriegseifer ein sehr blinder und unzeitiger, so hatte er gleichwohl nicht so ganz Unrecht, nachdem man die Sachen einmal so weit getrieben hatte, wenn er den ängstlichen Friedliebenden zuherrschte, ob man denn etwa dann erst an die Friedensbrüchigkeit Oesterreichs glauben wolle, wenn der Feind Belgrad genommen? Die letzte Entscheidung blieb bis zu einer im Lager bei Adrianopel zu haltenden Berathung ausgesetzt.

Hatten der Kaiser und Venedig bedeutende, von allen Seiten unterstützte Kriegsrüstungen gemacht, welche einen ernsten Kampf voraussehen ließen, so unterließ auch die Pforte nicht die thätigsten Anstalten. Die Flotte wurde neu ausgestattet und vermehrt, starke Truppenmassen unter den bewährtesten Paschas gegen die Donau beordert, der Tatarchan aufgeboten, und auch an Rakoczy, der so lange vergebens um türkische Hülfe gebeten hatte, jetzt, wo er als Flüchtling in Frankreich lebte, Gesandte und Einladungsschreiben abgeschickt, welche ihm, wie vormals dem Tököli, das Fürstenthum Siebenbürgen und den Titel eines Königs von Ungarn versprachen. Der Sultan selbst brach nach Adrianopel auf; und so war denn schon alles in vollem Gange, als man dort zu der entscheidenden letzten Berathung zusammentrat. Der Großwesir hatte indessen keine Lust, nochmals eine weitläuftige Erörterung herbeigeführt zu sehen, welche nichts mehr nützen, und nur zur Entmuthigung des Heeres dienen konnte. Nach Verlesung des Kriegsmanifestes und des die Gemäßheit desselben mit den Gesetzen des Islam aussprechenden Fetwa des Mufti, erklärte er deswegen peremtorisch, man sei nicht versammelt, um über die Nothwendigkeit des schon entschiedenen Krieges leere Worte zu verlieren, sondern um sich zur Führung desselben anzufeuern, nach dem Spruche: bekämpfe die Ungläubigen und sei grob mit ihnen. Dem war nichts entgegenzusetzen, um so weniger, da die frühern Hauptwortführer des Verzugs und des Friedens ihre Kühnheit mit Ungnade und halber Verbannung hatten büßen müssen. Die Ulema versteckten sich hinter die Heerführer; diese versicherten laut und stark, sie seien des Padischah Sklaven, zum Tode für Glauben und Reich bereit; unverzüglicher Aufbruch nach Belgrad wurde beschlossen (18. Juli 1716). Vermittlungsanträge, welche Seitens Englands, wie gewöhnlich, nicht ausblieben, fanden jetzt kaum Gehör, geschweige geneigtes. Zu Anfang der mit Oesterreich entstehenden Irrungen, wo dieses selbst jene Rolle noch

vorschob, hatte die Pforte England zwar selbst derartiges Ansuchen gestellt, ein Beweis, daß der Wunsch um Venedigs willen nicht auch mit dem Kaiser anbinden zu müssen, denn allerdings doch ein aufrichtiger war, und daß es mehr Oesterreich war, welches späterhin lange nichts von der Vermittlung der Seemächte hören wollte, als die Pforte, welche zum Bruche drängte. Frankreich, Spanien und Schweden intriguirten hinter den Coulissen und bliesen das Kriegsfeuer an.

Eine Verstärkung des osmanischen Heeres, auf welche man sehr wesentlich gerechnet hatte, blieb indessen aus, nämlich der Chan der Krim Kaplangirai mit seinen Tataren. Er selbst erschien zwar im Lager, aber nur um vorzustellen, daß es unmöglich sei, bei der drohenden Haltung Rußlands und Sachsens ge en Polen die polnische Gränze ganz zu entblößen, daß er selbst mit den Haupttheilen seiner streitbaren Macht nothwendig dort bleiben müsse und nur zehntausend Mann nach Belgrad senden könne. Ein von Tarnigrod eintreffender Gesandte der polnischen Conföderation, welche um türkischen Schutz gegen die ganz Polen zu unterjochen drohenden Uebergriffe Königs August bat, gab diesen Vorstellungen nicht zu mißachtendes Gewicht. Der Chan ging also nach der Krim zurück; und, um keine Vorsicht gegen Rußland zu vernachlässigen, wurden die Donaufestungen der Moldau und Bessarabiens und die an der russischen Gränze gelegenen verstärkt. Die Flotte und Kara Mustafa erhielten Befehl gegen Korfu, der Statthalter von Bosnien Jussufpascha gegen Dalmatien. Die Kräfte waren auf zu viele Punkte zugleich vertheilt und also verhältnißmäßig schwach.

An einem Unglück vorbedeutenden Tage (28 Juli 1716), einem Dinstage, in Unheil verheißender Nachmittagsstunde überschritt, nachdem die Truppen die Tage zuvor abgerückt waren, der Großwesir selbst bei Belgrad die Save, um sich gegen Peterwardein zu wenden, entweder zur Belagerung oder zur Schlacht mit dem weiter stromaufwärts auf dem linken Ufer der Donau unter Eugen bei Futak stehenden kaiserlichen Heere. Bei Carlowicz (2. Aug.), wo der jetzt gebrochene Friede geschlossen war, kam es zu den ersten Plänkeleien. Tags darauf (3. Aug.) standen die Türken vor Peterwardein, wo Eugen sich inzwischen in alten, früher von jenen angelegten Schanzen befestigt hatte. Aber der Großwesir zögerte mit dem Angriff, diesen vom Feinde erwartend, der sich jedoch defensiv verhielt. Anstatt mit entschieden überlegener Macht vorzugehen und die dadurch gebotenen Vortheile rasch zu benutzen, ließ Alipascha Laufgräben gegen Eugens verschanztes Lager eröffnen, verlor darüber zwei kostbare Tage, und ließ jenem Zeit, noch Verstärkungen an sich zu ziehen, und überhaupt alles zur Schlacht vorzubereiten. Sobald dies vollendet, drängte aber der Prinz, der sich bisher ruhig in seinem verschanzten Lager gehalten hatte, selbst zur Schlacht (5. Aug.). Der

Hauptangriff geschah von Slankamen, wo vor fünf und zwanzig Jahren der Großwesir Mustafa Köprili gefallen war, und von Carlowicz her mit der Reiterei auf den rechten türkischen Flügel, wo sich ihr die türkische ebenfalls entgegenstellte. Während jene siegreich vordrang, gelang es aber den Janitscharen auf dem linken Flügel, das ihnen gegenüber stehende kaiserliche Fußvolk zurückzuwerfen. Eugen ließ nun die Reserven anrücken, so wie einen Theil der schon siegenden Reiterei; und diesen gelang es bald, die Türken auch hier zum Weichen zu bringen. Auf dem engen, coupirten Terrain waren die Türken nicht im Stande, ihre gewaltigen Massen und ihre Uebermacht der Zahl zu entwickeln. Die türkische Reiterei des rechten Flügels löste sich in wilder Flucht auf; nur die Janitscharen hielten hier noch einigermaßen Stand, die indessen auch bald mit fortgerissen wurden. Alipascha, der sich während der Schlacht ruhig vor seinem Zelte neben der heiligen Fahne gehalten hatte, suchte vergebens die Flüchtigen wieder zum Stehen zu bringen. Zureden, Versprechungen, Drohungen, Säbelhiebe, waren gleich fruchtlos. Vielleicht konnte das eigene Beispiel noch wirken, wenigstens die eigene Schmach decken. So stürzte er an der Spitze seiner Leibwache dem Feinde entgegen. Eine ihn am Kopfe treffende Kugel warf ihn zu Boden. Wenige Stunden darauf gab er zu Carlowicz, wohin er von seinen Leuten geführt, den Geist auf, doch nicht ohne vorher noch seiner Wuth und seinem Ingrimm durch den Befehl zur Hinrichtung des einige Tage zuvor bei den Plänkeleien gefangenen Grafen Brenner Luft gemacht zu haben.

Der Sieg war in der That ein glänzender. Sieben Stunden hatten alles entschieden. Hundert und vier und sechszig Kanonen, hundert zwei und fünfzig Standarten und fünf Roßschweife waren erbeutet, dazu das Zelt des Großwesirs, in welchem sich die mit Schweden, Spanien, Rakoczy und der polnischen Conföderation gepflogenen geheimen Unterhandlungen belegende Briefschaften fanden. Mit den stolzen Hoffnungen der Türken, bald vor und in Ofen zu liegen, womit Alipascha, auf Glück weissagende Träume bauend, sich geschmeichelt hatte, war es gründlich vorbei. Kaiserliches Handschreiben verkündete den Herrschern Europas den herrlichen Triumph christlicher Tapferkeit. Die schon am achten Tage nach der Schlacht in Wien eintreffenden Trophäen wurden im St. Stephan auf dem Hochaltar und zu beiden Seiten desselben öffentlich bei feierlichem **Te Deum**, dem der Kaiser selbst beiwohnte, ausgestellt.

Drei Wochen später stand Eugen vor Temesvar, um dieses nach hundert und funfzigjähriger Herrschaft den Türken endlich wieder zu entreißen. Versuche, die Besatzung zu verstärken, wurden mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen; und nach vier und vierzigtägiger Belagerung und dem Sturme einiger der Außenwerke capitulirte (13. Oct 1716) die Festung.

hundert und zwanzig Kanonen, größtentheils früher den kaiserlichen Heeren abgenommenes Geschütz, fanden sich hier unter der Beute. Der Weg in die Walachei stand nun offen. Ein Baier Dettin überfiel (25. Nov. 1716) mit zwölfhundert Mann Bukarest, plünderte dieses, und führte den Hospodar Nicolaus Maurocordato gefangen mit fort, der dann die kleine Walachei dem Kaiser förmlich abtreten mußte, als wenn er erblicher Herr derselben sei. Selbst bis nach Jassy streiften die Husaren. Das Banat war mit Pancsova ganz in des Kaisers Gewalt.

Natürlich hatten die Ereignisse auch den wesentlichsten Einfluß auf den mit Venedig geführten Krieg, hier entmuthigend, dort zur heldenmüthigsten Anstrengung und Ausdauer anspornend. Der Kapudanpascha Dschanüm Chodscha Mohammedpascha, mit der Flotte und der Serdar [1]) Kara Mustafapascha mit gewaltiger Landmacht hatten (8. Juli 1716) sich belagerend vor Korfu gelegt, welches in nicht sehr wehrhaftem Zustande war, und eine verhältnißmäßig nur schwache Besatzung von kaum zweitausend Mann hatte, aber unter der Führung des tapfern, aus kaiserlichen in Dienste der Republik getretenen Schulenburg. Schon in den zweiten Monat dauerte die Belagerung, und immer noch hielt Schulenburg aus. Doch unter den türkischen Befehlshabern herrschte keine Einigkeit, ihre Unternehmungen griffen nicht in einander, und was innerer Zwist schon lähmte, verdarb vollends das Ungeschick. Statt sich der Festung regelrecht zu nähern und Bresche zu schießen, verschwendete man Kraft und Pulver in nutzlosen Anstrengungen. Wiederholte Stürme wurden stets zurückgeschlagen, wenngleich nicht ohne bedeutenden Verlust auf beiden Seiten. Endlich gelang es Schulenburg, durch einen nächtlichen Ausfall (18. Aug. 1716) an der Spitze seiner schwachen Mannschaft, das Heer der Belagerer nach hartnäckigem Kampfe zum Theil aus den Gräben zurückzuwerfen. Doch noch selbigen Tages unternahmen die Türken einen Hauptsturm. Schon hatten sie sich eines der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, und ein Theil der Besatzung verließ feig seinen Posten, als es Schulenburgs persönlicher muthiger Führung gelang, sie aus den Werken wieder zu vertreiben. Ueber zwölfhundert Türken blieben auf dem Platze; aber auch Schulenburg hatte fünfhundert Mann verloren. Auf den nächsten Morgen (20. Aug.) erwartete dieser nun eine Erneuerung des Angriffs. Die Türken erschienen in der That auch in den Laufgräben; doch jetzt kamen die Götter dem Tapfern zu Hülfe. Ein furchtbares Ungewitter mit Sturm und Wolkenbruch brach herein, die Flotte und das Lager der Ungläubigen zerreißend; Waffen und Munition waren bis zur Untauglichkeit durchnäßt. Dasselbe, wenn natürlich auch

1) Serdar, Befehlshaber eines Truppencorps; Seriasker, Generalissimus eines Heeres. v. Hammer 7, 243 Note c.

in geringerem Maße, traf die Belagerten; und Schulenburg machte sich schon gefaßt, einen Sturm mit blanker Waffe abzuwehren. Die Türken wagten sich indessen unter solchen Umständen nicht heran. Der ganze Tag und der nächstfolgende (21. Aug.) verstrich in stündlicher Erwartung des Sturmes, um so mehr da man im türkischen Lager große Bewegung gewahrte. Allein alles beschränkte sich auf eine lebhaft und ziemlich nutzlos unterhaltene Kanonade. Plötzlich verstummte mit der Nacht auch diese; und als Schulenburg mit Anbruch des Tages (22. Aug.) das türkische Lager recognosciren ließ, fand es sich, daß die Türken, unter Zurücklassung aller Vorräthe, Artillerie und Munition, in größter Eile und Unordnung sich eingeschifft hatten. Der Kapudanpascha und der Serdar nämlich hatten mit der Nachricht der Niederlage von Peterwardein Befehl erhalten, die Belagerung, wenn die Festung binnen drei Tagen nicht fiele, aufzuheben; und da diese Kunde unvorsichtiger Weise unter den Truppen ruchbar geworden war, waren auch diese nicht mehr zu halten gewesen. Furcht und Eile stiegen so hoch, daß neunhundert Mann beim Einschiffen ertrunken sein sollen.[1])

Schulenburg besetzte nun das gegenüberliegende Butrinto, und befestigte ebenfalls wieder das geschleifte Santa Maura. In Dalmatien kam es, Streifereien ausgenommen, zu nichts Entscheidendem.

So endete der Feldzug auf allen Seiten mit Nachtheilen, Verlusten, Niederlagen für die Türken. Natürlich aber erlaubte osmanischer Stolz nicht, die Ursachen davon in der Tapferkeit und Ueberlegenheit der Gegner zu erblicken. So bürdete man die Schuld von Peterwardein dem Hochmuthe des gefallenen Alipascha und dem Ausbleiben des Tatarchan auf, welcher dafür abgesetzt wurde; die von Korfu dem Kapudanpascha, den man, mit größerm Rechte, in die sieben Thürme warf.

Schon seit dem Anfange des Krieges unterhielt Eugen mit den Christen Serbiens und Albaniens Einverständniß, welche auf Erhebung zur Abschüttelung des türkischen Jochs sannen, zu der ihnen Hülfe und Beistand versprochen wurde. Serbier auch waren es, mit denen Dettin den kühnen Zug auf Bukarest ausführte. Ein Einfall nach dieser Seite versprach also günstigen Erfolg; und demgemäß eröffnete Eugen den nächstjährigen Feldzug nun seinerseits mit dem Uebergange über die Donau, welche er bei Visnitza in der Nähe Pancsovas überschritt (15. Juni 1717), und dann zwischen dieser und der Save vor Belgrad lagerte. Die Rüstungen waren mit größtem Eifer und in möglichster Ausdehnung betrieben worden. Die vorjährigen glänzenden Siege hatten eine Menge Freiwilliger aus allen Theilen Europas und den edelsten Geschlechtern unter die Kaiserlichen Fahnen gelockt, um an dem Kampfe gegen die

1) Schulenburgs Leben und Denkwürdigkeiten 2, 82.

Ungläubigen theilzunehmen, den manche schon für den letzten, mit ihrer gänzlichen Vertreibung aus Europa zu enden bestimmten hielten.

Der neue Großwesir Chalilpascha, im vorigen Jahre Statthalter von Belgrad, hielt sich lange unthätig, und brach erst von Adrianopel auf, nachdem Eugen schon die Donau passirt hatte. Dann lagerte er wieder zu Nissa, begnügte sich, ein Streifcorps ins Banat zu schicken, welches Mehadia nahm, und den kaiserlichen Heeren den Donauübergang bei Pancsova sperren sollte; und erst nachdem Eugen Belgrad schon drei Wochen belagert hatte, rückte er von Nissa (12. Juli 1717) gegen die Morawa vor.

Die Lage Eugens war eine höchst gefährliche. In dem Winkel zwischen Donau und Save, vor Belgrad eingeklemmt, mit seinem etwa achtzigtausend Mann starkem Heere, in welchem Krankheiten unter den Menschen, Mangel an Fourage unter den Thieren stark aufräumten, wurde er von der Morawa her durch den mit hundert und funfzigtausend Mann heranziehenden Großwesir und in der Flanke durch das unter dem Statthalter von Diarbekr, Redscheb, ins Banat geschickte dreißigtausend Mann starke Streifcorps bedroht; überdies betrug die Besatzung Belgrads noch gegen dreißigtausend Mann. Nach so langem Aufenthalt erschien das Heer der Osmanen endlich (1. Aug. 1717) auf den Höhen von Crutzka, den rechten Flügel auf die Donau, den linken auf die Save gestützt, und so das kaiserliche zwischen sich und Belgrad im Rücken einschließend. Aber wieder zögerte auch dieser Großwesir unfähig und unentschlossen, von seiner so entschiedenen Uebermacht Gebrauch zu machen, darauf rechnend, daß die Oesterreicher gezwungen sein würden, über die Donau zurück zu gehen, um sie dann auf dem Rückzuge anzugreifen. Vierzehn Tage lang kam es zu nichts als einer heftigen Kanonade aus beiden Lagern, da auch Eugen mit seinem durch die Belagerungsarbeiten und Krankheiten so sehr geschwächtem Heere den Angriff scheute, ebenfalls hoffend, die Türken würden durch Mangel an Fourage zum Abzuge gezwungen werden. Seine Erwartung täuschte ihn jedoch, und da seine Lage auf die Dauer in der That unhaltbar, beschloß er, die Entscheidung selbst herbeizuführen. Den einen Theil seines Heeres ließ er unter den Mauern Belgrads, um dessen Besatzung in Schach zu halten, mit dem andern griff er (16. Aug. 1717) den Großwesir in seinen Verschanzungen an, und schlug ihn vollständig aufs Haupt. Die Baiern auf dem rechten Flügel nahmen im ersten Anlauf eine Batterie von achtzehn Kanonen, welche nun gegen die Feinde spielte. Zwanzigtausend Janitscharen und viertausend Tataren vermochten dieselbe nicht zu halten; und dies warf auch den andern Flügel. Die türkischen Haufen lösten sich nach gewaltigem Verlust in wilder Flucht auf; wie bei Peterwardein wurde auch hier wieder das Zelt des Großwesir erbeutet, hundert ein und dreißig

Kanonen, fünf und dreißig Mörser, ein und fünfzig Fahnen, neun Roßschweife und sämmtliche große Munitionsvorräthe.

So glänzender Sieg zog die wichtigsten Folgen nach sich. Zwei Tage darauf capitulirte Belgrad. Der mit der Absicht in Siebenbürgen einzufallen in das Banat gezogene Redschebpascha wich nach Orsova und dann bis Widdin zurück. Sabacz, Semendra, Mehadia, Orsova fielen in die Hände der kaiserlichen Truppen, und der in Siebenbürgen stehende Feldmarschall Stainville zog brandschatzend bis Jassy. Bosnien dagegen deckte noch die Vorsicht und Entschlossenheit Numman Köprilis.

Die Vorfälle in Dalmatien, Albanien und zur See waren weniger entscheidend. Doch warf Mocenigo die in Dalmatien angreifenden Türken zurück, und bemächtigte sich des festen Grenzschlosses der Herzegovina, Imoschis, und einiger andern kleinen Plätze; Pisani Prevesas und Vonizzas am Busen von Arta. Die Flotten schlugen sich zwar vor den Dardanellen auf der Höhe von Lemnos und Tenedos, auch trafen sie sich an der Westküste Moreas, doch ohne bedeutende Erfolge auf irgend einer Seite.

Die Dinge standen nun so, daß man allerdings an den Frieden dachte. Die Pforte war durch die wiederholten zerschmetternden Niederlagen der letzten beiden Feldzüge schwer gedemüthigt; die entmuthigten, um gehoffte Beute betrogenen Truppen meuterten; und ein umsichtiger, in richtiger Erwägung der Umstände dem Frieden geneigter Großwesir trat bald (9. Mai 1718) an die Spitze der Geschäfte, der Günstling und Eidam des Sultans, Damad Ibrahimpascha, welcher endlich in zwölfjähriger Verwaltung bis zur Entthronung Ahmed III. die lange Reihe der unter dieser Regierung so unendlich oft gewechselten Großwesire schließt. Nicht minder wurde Oesterreichs Aufmerksamkeit durch die plötzliche Entwickelung der Verhältnisse im Westen wiederum angelegentlichst in Anspruch genommen.

Die Lage Europas war trotz des Utrechter Friedens wieder die allerverwirrteste und wunderlichste geworden, wie die Geschichte kaum eine zweite aufzuweisen hat. Der Tod Ludwig XIV. (1. Sept. 1715) kam als Signal des Zerfalls aller bisherigen Verbindungen, die unter dem Eindrucke der Furcht oder des Vertrauens auf sein Wollen und Vermögen geschlossen waren. Mit diesem scheint jedes feste Princip aus der Politik und den Beziehungen der europäischen Mächte unter einander verschwunden; alle Verhältnisse scheinen flüssig geworden zu sein, und nur unter momentanen Einflüssen der Laune, der Willkür, der Furcht und des Zufalls für den Augenblick zu bestimmten Gruppen sich zu gestalten, um im nächsten eben so rasch zu zerfallen. Dauer und Festigkeit der Beziehungen, Klarheit in den Principien und Interessen, welche jene hätten zu begründen vermocht, sucht man vergebens. Es war eben eine jener Epochen, wo

das gesammte politische Leben der Staaten im unaufhaltsamen Laufe der Ereignisse neue Impulse, neue Richtungen bekommen hat, wo neue Interessen und Elemente auftauchen, mit denen noch niemand sich abzufinden und zurecht zu setzen weiß, wo alles unklar schwankt und unsicher umhertastet. Das Streben nach Sichtung dieses chaotischen Gewirres von unhaltbarem Alten und unergründetem Neuen, welches in den starren leblosen Formen der modernen Staaten nur schroffe Anomalien auf allen Seiten und in den engbrüstigen Athemzügen der Cabinetspolitik keinen Ausdruck fand, ist ja überhaupt die Geschichte und theilweise Verlassenschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

Durch den Utrechter Frieden war zwar die nächste Hauptstreitfrage, sonst aber wenig Dauer verheißendes entschieden, und eigentlich niemand befriedigt worden. Die Thronfolgen waren geschlichtet; aber in fast allen übrigen Fragen, welche im Laufe des langen Krieges so vielfach hervor und recht eigentlich in den Vordergrund traten, und die sich nun doch auf keine Weise wieder zurückdrängen ließen, zeigt der Friedensschluß nur erst Anfänge, keine Erledigung. Hier ähnelt er in der That mehr einem Waffenstillstande, die Frucht allgemeiner Erschöpfung, als einem definitiven Abkommen. Die Kronen Oesterreichs, Spaniens und Frankreichs waren getrennt, letzterm feste Gränzen gegeben. Die weltbewegende Frage des Gleichgewichtes der Macht war in Europa allerdings auf eine leidlich sichere, noch jetzt ziemlich zusammenhaltende Basis gerückt, Wilhelms III. Politik und System siegreich. Der Kampf Englands und Frankreichs aber um die Herrschaft der Meere, der Welt im fernen Osten und Westen, um welchen sich zuletzt doch alles handelte und die übrigen Theilhaber und Interessen des Streits verhältnißmäßig untergeordnet sich gruppirten, war erst im Entstehen und die fruchtbarsten Keime dazu gerade im Utrechter Frieden gelegt. Das Unvermeidliche erschien nur noch dunkel oder verschwand ganz hinter den brennenden, wenn auch kleinlichern Wirren des Augenblicks, wo ebenfalls auf allen Seiten noch eine solche Masse gefährlicher Reibungspunkte und ungelöscht glimmenden Zündstoffs zurückgeblieben war. Besonders betraf dies Oesterreich und Spanien, welche es ja auch nicht über sich hatten gewinnen können, demjenigen, dem sie doch sich fügen mußten, auch unter sich und gegenseitig bindenden Ausdruck zu geben.

Frankreich war von den ewigen Kriegen Ludwig XIV. durchaus erschöpft, seine Finanzen und der Credit zerrüttet, und der Regent, um solchen politischen Bedürfnisses willen und aus persönlicher Neigung, ernstlich darauf bedacht, den allgemeinen Frieden zu erhalten. Damit änderte sich nun eigentlich der gesammte Charakter der französischen Politik, wie es denn ohnehin schwer oder fast unmöglich ist, daß irgend eine Regierung als die der directen Thronfolge die von den Vorgängern überkom-

menen Beziehungen ihrem wahren Wesen nach erhalte und weiterführe. Und dies tritt um so bestimmter unter der des Herzogs hervor, da dieser nun auch noch eventueller, aber nicht unbestrittener Thronprätendent und der Erbe ein schwaches Kind war. Diese Ansprüche zu unterbauen, ihnen auf den Fall des bald erwarteten Todes Ludwig XV. Stützen zu verschaffen, das also erscheint als der Grundzug aller Bestrebungen des Regenten; und dazu war wiederum auch der eben geschlossene Frieden, der eine so nahe Anwartschaft ertheilte, die für ihn günstigste Basis. Auf die gewaltig erschütterten Legitimitätsprincipe war seit der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts schon kein Verlaß mehr. So versuchte derselbe zwar wohl, alte traditionelle Fäden wieder anzuspinnen, nachdem England, dessen Cabinet man unter den Stuarts so ziemlich beherrschte, sich emancipirt und als ebenbürtigen Gegner erwiesen hatte. Ludwig XIV. noch hatte die alte Verbindung mit Schweden erneuert, (Versailles 3. April 1715) welches in dem ungleichen Kampfe erlag, wo nun auch England gegen dasselbe stand. Er schloß eine Defensivallianz auf drei Jahre mit ihm, welche gegenseitige Garantie des Besitzes, namentlich des durch den Westphälischen Frieden erworbenen, der Schweden fast schon entrissen war, so wie Subsidien für dieses letztere und Vermittlung des Friedens zusagte. Die alte Eifersucht gegen das Haus Oesterreich schlief ebenfalls nicht, obwohl unendlich abgeblaßt, und durch die ganz neu entstehenden Beziehungen in unzähligen Richtungen durchkreuzt. Allein der gefährlichste Nebenbuhler des Herzogs von Orleans und zweite Prätendent der französischen Krone saß auf dem Throne Spaniens. Gegen diesen also richtete sich vornehmlich alles politische Bemühen; wie diesem zuvorzukommen, das bestimmte Zu= oder Abneigung; und dadurch wurde die Politik Frankreichs so sehr von dem Altgewohnten abgelenkt, daß sie Verbindungen da fand, wo früher nur Rivalität, und daß sie von denen ließ, deren Allianz früher unumstößliche Staatsmaxime. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß dieselbe sich darüber bald in die vielfältigsten und wunderlichsten Widersprüche verwickelte. Die Rücksichtslosigkeit auf nationale Tradition und Vorurtheil, mit welcher der Regent lediglich seinen eignen Weg ging, war aber von den bedeutendsten Folgen für Frankreich und für Europa. Diese hob die Bedeutung desselben wieder höher, als seine Erschöpfung sonst vielleicht gestattet hätte.

England dagegen hatte sich ungemein gehoben. Frankreich gedemüthigt, Spanien in schwachen Händen mehr und mehr zerfallend, Holland von seiner Höhe herabgesunken, die spanischen jetzt österreichischen Niederlande mit durch die Verträge unterbundenen Lebensadern: so war Englands Herrschaft zur See fast unbestritten. Mit Georg I. waren hier jedoch die Whigs wieder ans Ruder gekommen, welche dem

von dem Toryministerium geschlossenen Frieden durchaus nicht hold waren, die Früchte dennoch aber willig genug hinnahmen; und dies reizte bald zu erneutem Mißtrauen, um so mehr, da Frankreich der Vorwurf geheimer Förderung der Unternehmungen des Prätendenten traf. Im Norden aber ergriff England jetzt, wie gesagt, Partei gegen Schweden, und verband sich mit Rußland, Dänemark und Preußen zu gemeinsamem Angriff. Vor allem war es hier auf den Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden abgesehen, welche Friedrich IV. von Dänemark schon 1712 weggenommen hatte. Georg I., der sich noch immer gern und zunächst als Churfürst von Hannover ansah, schloß deswegen in dieser Eigenschaft zuerst eine Allianz (17. Mai 1715) mit Dänemark und dann eine zweite Convention (26. Juni 1715), durch welche er jene beiden Herzogthümer käuflich erstand, denen dann bald auch ein Vertrag seiner Krone mit Rußland (Greifswalde 28. Oct. 1715) folgte, welcher wiederum diesen Besitz sicherte und thätige Theilnahme an dem Kriege gegen Schweden versprach. Schweden hatte überdies die Seemächte durch Störung ihres Handels durch seine Kaper gegen sich aufgebracht.

Unter diesen Umständen lag für England die Erwartung baldigen Wiederausbruchs eines Krieges mit Frankreichs nicht gar so fern, sei es nun um dessen Allianz mit Schweden, deren Gewährleistung ja auch Bremen und Verden umfaßte, sei es um des Prätendenten willen, sonstiger Eifersucht und Reibungspunkte nicht zu gedenken. Um so mehr suchte es seine alten durch den Utrechter Frieden gelockerten Verbindungen mit Holland und Oesterreich wieder zu festigen, da Georg ohnehin des Kaisers nicht entrathen konnte, um sich in dem neuerworbenen Besitze jener Reichsländer zu behaupten. In Betreff Hollands war dies auch keine schwierige Sache, da die Rivalität der Handelsinteressen bei so entschiedenem Uebergewicht nun doch wohl schweigen mußte, und eher einer gewissen Gemeinsamkeit Platz machte. Und überdies fühlte Holland sich ohne England nicht sicher hinter seinen Barrieren und Tractaten, die es sowohl gegen Frankreich als gegen einen zu gefährlich rivalisirenden Aufschwung der benachbarten österreichischen Niederlande schützen sollten. Die alten Verbindungen wurden also erneuert (Westminster 17. Febr. 1716), und beide erscheinen jetzt wieder auf eine Reihe von Jahren unter vielfach wechselnden Ereignissen unzertrennlich.

Nicht so leicht war es, mit Oesterreich in das alte Geleise zu kommen. In Wien konnte man, und namentlich Eugen, noch immer nicht den Abfall Englands im spanischen Kriege vergessen; und darüber bekamen Differenzen und Verschiedenartigkeit der Interessen Luft und Aeußerung, wo man früher in vollster Gemeinsamkeit zusammen gestanden hatte. Denn es läßt sich doch nicht verkennen, daß mit dem Utrech-

ter Frieden diejenigen Ursachen und Bindemittel, welche England und Oesterreich so lange und unter allen Umständen als natürliche Alliirte sich betrachten ließen, bedeutend abgeschwächt erscheinen. Das, was ihre Politik und ihre Anstrengungen so innig unter einander verbunden hatte, war die gemeinsame Furcht vor dem alles verschlingenden Ehrgeize Frankreichs und die beiderseits als Existenzbedingung gefühlte Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts in Europa gewesen. Dies aber war durch den Utrechter Frieden erreicht, Frankreich gedemüthigt, im Innern zerrüttet, und eine Wiederbelebung der Pläne Ludwig XIV. kaum zu fürchten; allerdings jedoch unter himmelweit von einander abweichenden Bedingungen für Oesterreich und England. Dieses war als entschiedener Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, hatte alle gewollten Hauptzwecke erreicht, mit glänzendem Zuwachs an Macht und Ansehn in allen Theilen der Welt, der dasselbe bald zur höchsten Höhe hob. Karl aber hatte die Krone Spaniens und so manches in Italien eingebüßt. Damit waren denn im Grunde die frühern Bande zwischen Oesterreich und England gelöst, oder behielten wenigstens nur noch eine secundaire Bedeutung, ganz abgesehen von momentanen Irrungen und Beschwerden über verletzte Bundespflicht. Und ein schlimmer Anstoß war weiterhin, daß in England das Gesetz legitimer Erbfolge, auf welches Oesterreich so viel hielt, durch die Revolution verletzt und aufgehoben war. Die politischen Grundlagen und nächsten Machtfragen waren eben wesentlich andere geworden. In Europa war England mit Frankreich vorläufig fertig. Die weitern zur Entscheidung stehenden, aber noch nicht reifen Fragen über die Herrschaft der Meere und ferner Welten konnten nicht hier, sondern nur durch Flotten und in andern Welttheilen ausgefochten werden, wo Oesterreich weder Macht noch prädominirende Interessen hatte; und war dasselbe auch immer noch ein höchst schätzenswerther, selbst unentbehrlicher Bundesgenoß für England, um den Osten zu sichern, während man im Westen sich schlug, war England auch der sicherste und einzig zuverläßige Garant des Besitzes der Niederlande, so war die frühere Innigkeit, die absolute Nothwendigkeit des Verhältnisses unter allen Umständen um der Existenz selbst willen doch nicht mehr vorhanden. England hatte einen Flug genommen, welchem Oesterreich nicht folgen konnte; der Weg dazu war ihm auf allen Seiten durch den Verlust Spaniens und in den Niederlanden unter Englands eigner Beihülfe gesperrt. So sehen wir denn auch dort, wo bisher die vollste Gemeinsamkeit herrschte, bald abweichende Einzelrichtungen und Bestrebungen auftauchen, obwohl man beiderseits bemüht ist, die alte Grundbeziehung noch zu erhalten; und bis dies endlich in offene Opposition und feindliche Entfremdung in der letzten Hälfte des Jahrhunderts ausartet,

stehen beide Staaten nicht mehr unauflöslich zu Schutz und Trutz mit, sondern nur noch gelegentlich neben einander.

England hatte also auch die vielfachsten Beweggründe, die Stipulationen des Utrechter Friedens aufrecht zu halten, welche die Grundlage des europäischen Gleichgewichts, seiner wachsenden Weltmacht und selbst seines neu begründeten Thrones bildeten. Alles andere, was in den Schluß mit hineingezogen war, und mochten es auch die nächsten Veranlassungen des Krieges selbst gewesen sein, war für dasselbe nur Nebenrücksicht, hatte nur Bedeutung als integrirender Theil der wichtigen Acte selbst. Wer den Frieden brach oder störte, gefährdete England, wie sehr das Whigministerium ihn auch herabsetzte und seine Urheber verfolgte. Oesterreich dagegen hatte noch immer nicht der Krone Spaniens entsagt, noch Philip V., durch den Utrechter Frieden im Besitz derselben, anerkennen wollen. Seine Bemühungen waren vielmehr unablässig darauf gerichtet, wenigstens einiges von dem Verlorenen, wenn nicht die Krone selbst, wenn nicht in Spanien so doch in Italien wieder beizubringen. Neuen Krieg durfte es freilich nicht wagen; zu eigener directer Anstrengung waren weder die Kräfte vorhanden, noch versprach diese irgend welchen Erfolg. So mußte die Intrigue dienen, um zu sehen, was auf Nebenwegen und durch andere zu erreichen; und bei diesen Bestrebungen überwog der neue bittere Haß gegen Spanien sogar die alte Eifersucht auf Frankreich. Man versuchte nämlich, nachdem Ludwig XIV. Tod das Band zwischen Versailles und Madrid zerrissen hatte, den Ehrgeiz des Herzogs von Orleans zu entflammen, während der Minderjährigkeit Ludwig XV. seine im Utrechter Frieden aufgegebenen Ansprüche auf den spanischen Thron zu erneuern und durchzusetzen.[1]) Dabei hoffte man dann selbst nur gewinnen zu können. So wenig hielt man hier von und auf den Frieden, welchen England als die Basis des gesammten europäischen Systems betrachten mußte. Dennoch kam eine neue Defensivallianz (Westminster 25. Mai 1716) zwischen beiden Mächten zu Stande, in welcher aber des Utrechter Friedens, welchen Oesterreich auf keine Weise direct oder indirect anerkennen wollte, und auf den man in London noch schmähte, mit keinem Worte Erwähnung geschah.

War man in Wien wenig geneigt, sich bei dem gegenwärtigen Zustande zu beruhigen, wartete man offenbar nur eine günstige Constellation und Zeit um Athem zu schöpfen ab, um sein besseres Glück zu versuchen, so waren in Madrid Stimmungen und Begierden um nichts nachgiebiger; und hier stand dem schwachen Philip in dem Cardinal Alberoni ein gefährlicher Rath zur Seite, dessen Allmacht wie seine Pläne gleich ohne Gränzen. Dem Geist und den Anstrengungen des Letztern war es rasch

1) Flassan 4. 417.

gelungen, Finanzen, Heer und Flotte Spaniens wenigstens zu einigem Ansehn wieder herzustellen; und so sollte nun das gesunkene Reich zu seinem alten Range in Europa erhoben werden. Mit nichts Geringerem ging Alberoni um, als zunächst die von der spanischen Monarchie abgerissenen und Oesterreich und Savoyen zugetheilten italiänischen Besitzungen mit der Krone Philips zu vereinigen, und diesen selbst auf den Thron Frankreichs zu heben, falls ein frühzeitiger Tod des schwächlichen Ludwig XV. diesen, wie man erwartete, erledigen würde. Um Oesterreich überfallen zu können, unterhandelte Alberoni mit der Pforte, diese zur energischen Fortsetzung des Krieges reizend. Um Philip nach Frankreich zu bringen, wurden dort endlose Intriguen und Complotte geschmiedet, dem Herzog von Orleans die Regentschaft zu entwinden und sie Philip zuzuwenden; ja ein Project, den Herzog aufzuheben und gewaltsam nach Spanien zu entführen scheiterte später nur an der Unvorsichtigkeit des spanischen Gesandten, des Fürsten Cellamare [1]). Die Ausschweifungen, die Geldgier und Uebergriffe aller Art des Herzogs von Orleans hatten diesem mächtige Feinde erweckt, und förderten Alberonis Umtriebe auf das trefflichste. Doch keinerlei Aussicht auf endlichen Erfolg war vorhanden, so lange England zum Widerspruch und Widerstand gegen das fähig war, zu dessen Vereitelung dasselbe einen zwölfjährigen Krieg mit aller Anstrengung geführt hatte. Hier sollte also das Haus Hannover gestürzt und das Haus Stuart wieder auf den Thron gehoben werden. So umspann ein Netz von Intriguen ganz Europa, dessen Fäden in Alberonis Händen zusammenliefen.

Zur Ausführung jenes letztern Vorhabens war Karl XII. ausersehen, der mit einem Heere in Schottland landen sollte, um England wie vormals Polen einen neuen König zu geben. Die große nordische, zur gänzlichen Erdrückung Schwedens geschlossene Allianz nämlich war, kaum errichtet, auch schon wieder im Zerfallen begriffen, und merkliches Erkalten und Entfernung der Alliirten von einander trat ein. Der ungemeine Aufschwung Rußlands fing den Verbündeten doch an bedenklich zu werden, und Peters Pläne entwickelten allgemach einen so bedrohlichen Charakter, daß jene wohl fürchten mußten, die Uebermacht eines Gegners am Ende nur zu Gunsten eines anderen neu erstehenden und ungleich gefährlichern gebrochen zu haben. Dies lag jedoch ganz und gar nicht in ihrer Absicht, und am wenigsten, zu gestatten, daß Rußland, durch Erwerb eines der nordischen Reichsländer, sich in das Reich eindränge, wonach Peter vor allem jetzt trachtete. So entstanden Eifersüchteleien, dann Mißtrauen auf allen Seiten, welche Schweden von dem ihm gedrohten Untergange retteten. Polen trat zuerst von dem großen Bunde

1) Flassan 4. 471. Voltaire siècle de Louis XV. c. 1.

zurück, dann auch Dänemark und England, wenn nicht unter völligem Bruche der Allianz, so doch unter Aufgebung des gemeinsam verfolgten Zieles; und so theilte dieser gewaltige Bund das gewöhnliche Schicksal aller solcher zum Untergange und Ausplünderung eines Dritten geschlossenen Verbindungen, wo man sich leicht über den ersten Angriff, aber schwer und selten über die weitere Ausführung, über die Theilung der Beute verständigt. Der Feldzug von 1716 ließ Peter keinen Zweifel darüber, wie wenig er sich auf die Unterstützung seiner Alliirten in Betreff seiner weiter gehenden Absichten zu verlassen habe. Preußen und Dänemark versagten ihm die Rückgabe Wismars an seinen Neffen den Herzog von Mecklenburg [1]), und sogar die Mitbesetzung dieses dem gemeinsamen Feinde abgenommenen Platzes, wo er selbst festen Fuß zu fassen dachte; vor Dänemarks und Englands Einrede mußte er die bereits in Mecklenburg bezogenen Winterquartiere räumen. Denn Dänemark glaubte schon für die eigene Unabhängigkeit, für Copenhagen selbst, wohl nicht ohne Grund, fürchten zu müssen.

Nach solchen Erfahrungen nahm nun Peters Politik ebenfalls eine ganz andere Richtung. Wollten die Alliirten ihm nicht das Ziel seiner Wünsche gewähren, so lag es ebensowenig in seinem Interesse, Schweden zu zerstückeln, um Dänemark durch den Raub zur Nebenbuhlerschaft um die Herrschaft des Nordens zu befähigen, August von Polen zu kräftiger unumschränkter Souverainetät zu verhelfen, um in ihm später einen unabhängigen Gegner zu finden. Gewiß war es dann vielmehr zu seinem Vortheil, Polen in seiner Anarchie und Schweden und Dänemark als schwache, sich gegenseitig in Schach haltende und dadurch von jedem bedeutenden Gewicht ausgeschlossene Staaten bestehen zu lassen, wenn er bei der gänzlichen Vernichtung Schwedens sich selbst nicht den Löwenantheil sichern konnte. Die polnischen Conföderirten von Tarnigrod fanden bei ihm also nicht ungeneigtes Gehör, die mit Dänemark verabredete und von einem englischen und holländischen Geschwader unterstützte Landung an der Küste von Schonen unterblieb, und die Kriegführung gegen Schweden ermangelte überhaupt des bisherigen energischen Impulses. Die Wendung ist bedeutsam; sie bezeichnet das erste, Rußland in seinem unaufhaltsamen Voranschreiten gebotene Halt, zugleich aber auch die Periode seines Erscheinens auf der Bühne allgemeiner europäischer Politik, wo es nun bald als fernerhin nicht mehr zu übersehendes und auszuscheidendes Glied der großen Constellation förmlich eingeführt werden sollte. Die dazu gehörige Macht und Bedeutung hatte dasselbe jetzt errungen; und Fürchten und Begehren waren dort immer die Taufzeugen wie die Todtengräber.

In diesen Umschwung der Dinge im Norden schlugen die romanhaften

1) Gemahl der Katharina Iwanowna, Tochter Iwans, Peters Bruder.

Projecte Alberonis ein, welche an dem vertrauten Rathe und Minister Karl XII., Goertz, den vollständig ebenbürtigen und ergänzenden Halt fanden. Es möchte schwer sein, zu entscheiden, welchem dieser beiden merkwürdigen Männer, die von Nord und Süd sich die Hände reichend ganz Europa erschütterten und fast von Grund aus umgestaltet hätten, die Palme der Kühnheit im Entwerfen und unerschöpflicher Erfindsamkeit, Thätigkeit und Beharrlichkeit im Ausführen gebührt. Goertz, den Zerfall des großen gegen Schweden gerichteten Bundes wahrnehmend, stützte die gewaltigsten Pläne darauf. Der bloße Gewinn, Schweden von dem Sturze einer solchen Lawine befreit zu sehen, genügte seinem kühnen Hoffen bei weitem nicht. Der noch im Ausholen gelähmte tödtliche Schwerdtstreich sollte nun auch wo möglich noch auf die Gegner fallen, und Schweden von so tiefem Fall zu früherer Höhe emporsteigen. Vor allem kam es darauf an, Peter ganz von seinen Alliirten zu trennen, Frieden mit ihm zu schließen, und ihn von so langjährigem Todfeinde zum Verbündeten Schwedens umzuschaffen. Zu dem Ende sollten an Rußland die schwedischen Provinzen an der Ostsee und dem Finnischen Meerbusen abgetreten, Finnland aber von ihm, so wie auch die englischen, dänischen und preußischen Eroberungen zurückgegeben, eingetauscht oder zurückerobert, Norwegen mit Schweden vereinigt werden. Damit aber war es noch nicht genug. War es schwierig Peter zu gewinnen, ihm, der das meiste schon in sicherm Besitz hielt, Vortheile hinzuhalten, bedeutend genug, um ihn zur vollständigen Revolution seines bisher verfolgtem Systems zu veranlassen, so war es nicht minder schwer, Karls Trotz zu besiegen, und ihn zu der Geschmeidigkeit zu bringen, welche allein durch ein solches Labyrinth widerstrebender Interessen und persönlicher Leidenschaften sich durchwinden konnte. Die letztern prädominirten bei Karl stets über alle politischen Rücksichten; und um ihn zu besänftigen, um ihn gerade von der schwächsten Seite seines Charakters zu fassen, welche das ganze feingesponnene Gewebe in einem leidenschaftlichen Augenblick unrettbar zerreißen konnte, war der Gegenstand seines grimmigsten, unversöhnlichsten Hasses, August II. von Polen, zum Opfer bestimmt. Dieser sollte wieder entfernt, Stanislaus von neuem erhoben, zugleich aber ein Theil von Polen abgerissen werden, um damit die Herzoge von Mecklenburg zu entschädigen, welche ihre Stammlande abtreten sollten, und zwar, wie es Anfangs hieß, an Schweden, in Wahrheit und schließlich aber wohl an Peter, welchen Goertz zwar gern im Norden eingeschlossen gehalten hätte, und gegen den er deswegen im Beginn mit solchem Anerbieten zurückhielt, um ihn später, nachdem derselbe sich überhaupt erst einmal eingelassen, durch so lockenden die vielbegehrte Reichsstandschaft gewährenden Besitz, um so sicherer zu gewinnen. Der Herzog von Holstein Gottorp sollte ebenfalls sein Erbe wieder erhalten; und auch hier wurden

Peter Aussichten gezeigt, wie durch eine Heirath des Herzogs mit seiner Tochter und durch Cession Rußland selbst dort festen Fuß im Reiche fassen könne. Dies alles bildete die Aufgabe innigster Verbindung zwischen Schweden und Rußland, ihren Rathschlägen und ihren Waffen, die natürlich besonders gegen England zu richten waren. Der Schlußstein des ganzen fabelhaften Planes war also auch der fabelhafteste Gedanke von allen, nämlich, daß, während Schweden und Rußland England in Hannover um Bremens und Verdens willen angriffen, Karl selbst mit einem schwedischen Heere und russischer Hülfe nach Schottland übersetzen sollte, um den Prätendenten wieder auf den Thron seiner Väter zu heben. Und hier berührten sich denn Goertz und Alberoni.

Die vorhandenen Nachrichten reichen kaum aus, und zumal liegt es unserer Aufgabe fern, die geheimnißvollen Fäden dieser nach allen Seiten hin sich verzweigenden Intriguen des weitern zu verfolgen. Ebenso unmöglich möchte es sein, mit völliger Schärfe zu bestimmen, bis wie weit Peter ihnen wirklich Gehör und ernste Aufmerksamkeit lieh. Genug, daß er sie nicht ganz von sich wies, jedoch mit größter Vorsicht alles hintan hielt, was ihn zu weit compromittiren und Pulverminen unter eine selbsterrungene Basis werfen mochte, auf welcher er ruhig erwarten konnte, welche weitere Aussichten sich für ihn aus jenen noch sehr ungestalteten Nebeln entwickeln würden Sein Charakter war nicht der Art, um unzuverlässiger Phantasiegebilde wegen, wenn Personen und Umstände sie auch auf das Beste zu stützen schienen, die solideren Bausteine eines mühsamen Werks leichthin wieder durch einander zu werfen. Füllten den Plan dieses Baus doch selbst jene kolossalen Entwürfe noch nicht aus. Während Goertz deswegen mit unermüdlicher Thätigkeit von Ort zu Ort flog, um das gewaltige Unternehmen, welches Karl mit unbedingter Vollmacht ganz in seine Hände gelegt hatte, überall zu fördern und zu stützen; während er schon mit Alberoni über die in Schottland auszuführende Landung sich verständigte, nachdem sein zuerst in Paris versuchtes Anklopfen ihm gezeigt hatte, daß des Regenten Abneigung gegen Spanien und Furcht vor und Bedürfniß guten Vernehmens mit England keinen Spielraum gewähre; während Peter alles dies sich entwickeln ließ, versuchte derselbe die alte Verbindung mit England wieder herzustellen. Der Krieg gegen Schweden ruhte inzwischen, oder wurde doch mit geringem Nachdruck betrieben, der die Entscheidung hinausschob. Englands Mißtrauen aber war zu lebhaft erwacht, die Sorge, in Rußland einen Rivalen zu erziehen, zu groß, als daß man von Schutz und Garantie der eroberten Ostseeprovinzen, welche Peter verlangte, hätte hören mögen. Den Handelstractat, welchen England anbot (Juli 1717) und wünschte, verwarf Peter ohne Gewährung jener Forderung. Der Riß war unheilbar. Die Umtriebe und Pläne von Goertz, der in Holland

selbst war verhaftet worden, waren durch aufgefangene Correspondenzen und durch Mittheilungen des Herzogs von Orleans, dessen Spione ganz Europa überschwemmten, in England ruchbar geworden; und bewiesen sie auch noch kein Einverständniß Peters, so war doch genug darin enthalten, um den lebendigsten Argwohn zu rechtfertigen.

Peter wendete sich nun nach Frankreich, dessen Allianz suchend. Denn wie er auch über die eventuelle Verbindung mit Schweden denken mochte, eine solche mit einer der großen Westmächte war ihm darum nicht minder unentbehrlich, wenn er nicht als bloße nordische, sondern als europäische Macht dastehen wollte, wie es sein Begehren war. Der nun declarirte Bruch der Allianz mit England leistete aber allerdings den unablässig bald hier, bald dort, bald in dieser, bald in jener Form wiederholten Anwürfen von Goertz den wesentlichsten Vorschub; und mancherlei Umstände erlauben sogar die Annahme, daß in Peter selbst nunmehr der Gedanke aufstieg, mit Zutritt Frankreichs jenen, vornehmlich gegen England zu richtenden Bund abzuschließen. Freilich aber erscheint es mehr als zweifelhaft, ob dabei die von Goertz für Schweden gemachte Rechnung würde herausgekommen sein. Noch ehe die vollständige Entfremdung Rußlands und Englands durch das Scheitern der Allianzerneuerung entschieden war, hatte Peter selbst während seines Besuchs in Paris (Mai 1717) die Unterhandlungen dort eingeleitet. Er fand hier jedoch ebenfalls präoccupirtes Terrain.

Dem Regenten Frankreichs waren die Pläne Alberonis nicht unbekannt geblieben; und mit Sorge beobachtete er die unablässigen Reizungen und die stets wachsende Spannung zwischen Oesterreich und Spanien, welche von einem Augenblick zum andern einen neuen Conflict herbeizuführen drohte, der mit dem ganzen westlichen und mittlern Europa dann wohl auch Frankreich erfassen mußte. Der Herzog von Orleans jedoch wünschte, wie gesagt, in Anbetracht der Erschöpfung Frankreichs und seines eignen Treibens nichts sehnlicher, als den allgemeinen Frieden zu erhalten; und dazu, um sich gegen Alberoni zu schützen, und des Thrones im Falle frühen Todes Ludwig XV. gegen Philip sich zu vergewissern, nach welchem dieser, wenn auch unter Aufgabe der spanischen Krone, ebenfalls strebte, — zu allem dem schien ihm kein Mittel sicherer zum Ziele führend, als den Utrechter Frieden durch eine Verbindung mit den beiden Seemächten England und Holland, die so vorwiegendes Interesse an der Aufrechthaltung desselben hatten, zu erneuern und zu stärken. Sein eignes Trachten, sich die Succession in Frankreich zu sichern, die ihm nach den Verträgen von Utrecht allerdings von selbst zustand, nicht aber nach dem strengen Erbfolgerecht der Legitimität, welches Philip auf seiner Seite hatte, näherten ihn England noch mehr, wo ebenfalls Vertrag und nicht das strenge Erbrecht den Thron behauptete. Fast unmittelbar

(Nov. 1715) nach dem Tode Ludwig XIV. ließ der Regent in solchem Sinne schon Vorschläge in London thun; doch scheiterten diese ersten Schritte an dem in England gehegten Verdachte der Unterstützung des Prätendenten durch den Herzog. Dieser ließ sich durch solches einmaliges Fehlschlagen aber nicht zurückschrecken, und legte die Unterhandlung nun ganz in die Hände seines intimsten Raths, des überaus feinen und gewandten, aber ebenso verderbten und bestechlichen Abbé Dubois, welcher es nach wenigen Monaten durch eine mit Lord Stanhope gepflogene Privatcorrespondenz schon dahin brachte, jenen Verdacht glücklich zu beseitigen, und daß sogar ein Allianzentwurf zwischen England, Frankreich und Holland von London selbst aus mitgetheilt wurde. Doch der Strom der Parteiungen ging dort noch zu hoch, als daß man das Werk der verhaßten Torys, den Utrechter Frieden, durch einen so wichtigen Act schon neu hätte bestätigen mögen. Es geschah desselben in jenem Entwurf mit keinem Worte Erwähnung; und daran nahm denn nun wieder der Herzog von Orleans Anstoß, der es doch gerade auf diese Basis, als die vor allem günstigste, abgesehen hatte. Erst während einer Reise (Juli 1716) Georg I. nach Hannover gelang es dem Abbé Dubois in persönlicher Unterredung mit Lord Stanhope im Haag und mit dem Könige selbst in Hannover alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und den Allianzvertrag ins Reine zu bringen, der später im Haag (4. Januar 1717) von englischen, französischen und holländischen Bevollmächtigten unterzeichnet wurde. Man erneuerte und garantirte sich gegenseitig den Utrechter Frieden und namentlich die Verfügungen in Betreff der englischen und französischen Thronfolge, verpflichtete sich zu gegenseitigem Beistande im Fall eines Angriffs, und verwies den Prätendenten von Avignon über die Alpen[1])

So sah denn Europa plötzlich das seltsame Schauspiel eines engen Bündnisses zwischen den Mächten, deren auf Tod und Leben zwölf Jahre lang geführter Kampf das Jahrhundert eröffnet hatte. Spanien und Oesterreich waren natürlich im höchsten Grade unzufrieden mit dieser Wendung der Dinge, die ja sie vornehmlich zu zähmen berechnet war. Alberoni jedoch ließ sich durch dieses neue Hinderniß in seinen Plänen wenig irren. Die Unzufriedenheit, welche sich über dieses Bündniß mit dem Erbfeinde in Frankreich sehr laut und vielfach äußerte, wurde ihm vielmehr nur ein neuer Sporn, mit Goertz vereint alle Künste gegen England spielen zu lassen, um in dem Sturze des Hauses Hannover um so gewisser auch den Herzog von Orleans zu verderben. Der Kaiser aber, in dessen mit England geschlossenem Tractate der Utrechter Frieden, wie bemerkt, ganz unerwähnt gelassen war, nahm den größten und laut

1) Flassan 4. 419 pp.

geäußerten Anstoß daran; ja, er ließ sich sogar bis zu einer Erklärung an die Generalstaaten hinreißen, daß der Barrieretractat durch ihren Beitritt zerrissen sei. Freilich hatte diese Drohung keinen weitern Erfolg; die Kälte zwischen Oesterreich und England wuchs aber höher und höher.

Diesem Bündnisse gegenüber und den Motiven, welche dazu geführt hatten, mußte Peter die Unmöglichkeit einsehen, Frankreich zu einer Allianz mit Schweden und sich selbst hinüberzuziehen, deren nächster Zweck Angriff auf England, Entthronung des regierenden Hauses, Beraubung seiner deutschen Staaten und Vernichtung Dänemarks war. Seine in Paris gemachten Vorschläge deuteten deswegen auch nichts derartiges an, sondern bezielten ganz einfach die Verhältnisse, wie sie damals lagen: Defensivallianz Rußlands und Preußens mit Frankreich, Garantie des Utrechter und Badener Friedens durch erstere und Garantie ihrer nordischen Eroberungen durch Frankreich mit dem Versprechen, Schweden auf keinerlei Weise weder direct noch indirect unterstützen zu wollen; also keine Verbindung mit Schweden, sondern vielmehr geradezu gegen dieses. Wie manches aber barg sich hinter scheinbar so geringen Anfängen. Der nächst gewollte und ostensible Zweck war allerdings, Schweden gänzlich zu isoliren, und die Erneuerung seiner Allianz mit Frankreich, welche zu Anfang des nächsten Jahres (1718) zu Ende ging, zu hintertreiben. Der Herzog von Orleans war diesem noch von Ludwig XIV. wieder geschlossenen Bunde, welcher zu bedeutenden Subsidienzahlungen verpflichtete, und die mit England gewünschte Verbindung störte, ohnehin durchaus abhold. Was dann später mit jenem in einer Verbindung, wie Goertz sie wollte, etwa anzufangen sei, mußte sich zeigen, jedenfalls aber durfte nicht Schweden, sondern nur Rußland die erste Rolle darin spielen, dessen ganzes Streben jetzt ja gerade darauf hinausging, mit der Herrschaft des Nordens sich die Stellung einer europäischen Macht, wo möglich mit der Reichsstandschaft selbst zu erringen. Dabei traten Peter indessen zwei mächtige Gegner vor allem entgegen, deren Widerstand er allein und ohne feste Verbindung im europäischen Westen nicht besiegen zu können hoffen durfte: England, an welches er sich zuerst angeschlossen, dessen wachsende und durch den Besitz Hannovers gesteigerte Eifersucht er so eben aber empfindlich genug erfahren hatte, und der Kaiser. Zumal das Verhältniß zu letzterm wird jetzt von entschiedenster Bedeutung in seiner doppelten Beziehung als Oberhaupt des Reichs und als Herrscher der österreichischen Staaten. Dem bloßen guten Willen des Kaisers den ruhigen Besitz eines Reichslandes im Norden verdanken zu können, dazu war auch nicht die entfernteste Aussicht vorhanden, wo diesem im Gegentheil alles daran lag, den Platz, von welchem Schweden verdrängt war, nicht wieder ausgefüllt zu sehen. War doch Preußen vom Kaiser gerade gegen den Norden vorgeschoben, und dadurch groß geworden. Ueberdies

fingen Rußland und Oesterreich im Südosten Europas bereits an, sich als gefährliche Nebenbuhler zu erkennen. Peters Zug am Pruth war gegen die Moldau und Walachei gerichtet gewesen, welche Oesterreich als Dependenzien Ungarns und Siebenbürgens betrachtete, und eben jetzt der Pforte durch Gewalt der Waffen abzunehmen kämpfte. Gegen beide, gegen England wie gegen Oesterreich, die sich nun überdies noch wieder einander näherten und die alte Verbindung herzustellen suchten, schien nur Frankreich der natürliche Bundesgenoß; und hier sich zu sichern, in der begehrten Machtstellung festzusetzen, das ging allem andern vor, und war Peters in die Zukunft vorausschauendem Geiste eine ungleich wichtigere Aufgabe, als sich mit oder gar durch Schweden, wie Goertz es denn am Ende doch wollte, wenngleich mit sehr großem augenblicklichen Gewinn, wieder in den einsamen Norden einschließen zu lassen.

Die Vorstellungen, welche Peter in Paris machte, um den Abschluß einer Allianz herbeizuführen, lassen diese doppelte Richtung klar genug erkennen. Er faßte die Stellung Frankreichs in Europa einfach auf, wie sie in der That war, oder wenigstens bisher gewesen war, als eine solche natürlicher Rivalität gegen England und Oesterreich und der Nothwendigkeit festen Anschlusses im Norden; und in dieser Auffassung konnten die augenblicklich allen früheren Beziehungen so wunderlich zuwiderlaufenden Strömungen ihn nicht beirren. Wie er mehr für die Zukunft als für die Gegenwart arbeitete, so mußte er auch auf die Zukunft zählen. Seit dem westphälischen Frieden war Schweden der Repräsentant des Nordens im europäischen System gewesen. Schweden und Frankreich hatten die übermächtig zu werden drohende Macht des Kaisers gebrochen. Schweden durch seine damals erworbenen Besitzungen im Reiche hatte im Bunde mit Frankreich Oesterreich in Deutschland Schranken gesetzt. Jetzt war Schweden von seiner Höhe herabgestürzt und fast vernichtet, und Rußland bot sich an, die dadurch entstandene Lücke zu Frankreichs Gunsten auszufüllen, mit seiner jugendlich starken, ungemessenen Aufschwunges fähigen Macht, mit Preußen und Polen, die es nach sich ziehen zu können rechnete. Was war naturgemäßer, als daß Frankreich einem solchen Alliirten, der schon durch seine geographische Lage einer so viel kräftigeren Einwirkung auf Europa und namentlich gegen Oesterreich fähig war als Schweden, nun auch seinerseits zu einem festen Halt im Norden, der Basis des Ganzen, und wo möglich auch zum Eintritt in das Reich selbst verhelfe, sollte Gelegenheit dazu sich bieten, wodurch dann das Verhältniß um so größern Nachdruck gewinnen mußte. Das letztere freilich wurde nur sehr vorsichtig und nur ganz entfernt angedeutet; der Punkt war von zu großer Tragweite, um schon im ersten Anlauf ganz bloß gelegt und durchgesetzt zu werden. Und nicht minder vorsichtig berührte Peter die so eben zwischen Frankreich und den Seemächten geschlossene

Allianz, indem er darzuthun suchte, daß die von ihm angetragene jener durchaus nicht zuwiderlaufe. Holland im Gegentheil könne nur seinen eignen Vortheil darin erblicken, wenn der Kaiser nicht zu mächtig wäre; und England sei so schwankend und von Parteiungen zerrissen, daß wenn dieses sich später einmal wieder von dem Bunde lossagen sollte, Frankreich dann vollen Ersatz in der Verbindung mit Rußland finden würde. Peter sah voraus, daß jene Tripleallianz keine Garantie der Dauer in sich trage, und so nahm er es auf sich, Frankreich alles das zu erfüllen, was dasselbe je von Schweden sowohl als von England hoffen könne. So stark und unumwunden ausgesprochen war schon damals das mit gegen den Westen anschwellender Macht ebenmäßig wachsende Gefühl natürlicher Opposition Rußlands gegen Oesterreich; und auf solche Weise hoffte der Czar den Widerspruch sowohl dieses, als auch Englands gegen seine immer kühnern Flug nehmenden Wünsche brechen zu können.

Wäre Frankreich nicht innerlich so zerrüttet und erschöpft gewesen, hätte noch ein Ludwig XIV. auf dem Throne gesessen, und den Regenten nicht vor allem äußerste Friedensbedürftigkeit, Geldgier und daraus und aus seiner ganzen Lage entstehendes, nur den Augenblick berücksichtigendes Fürchten und Hoffen beherrscht: Europa hätte wohl jetzt schon eine Umgestaltung aller Beziehungen der Staaten unter einander erlebt, welche sich erst langsam aber unaufhaltsam im Laufe des Jahrhunderts entwickelte, dessen Anfang die ersten Keime dazu aufsprossen sah. Doch die Vorsehung gestattet nicht leicht solche plötzliche Eruptionen ganz neuer Zustände, und weiß sie durch die Stimmung in den Charakteren der einzelnen Menschen und durch die Verhältnisse selbst der reiferen Entwicklung der Zeit vorzubehalten, wo die Pforten der Zukunft fast schon geöffnet erschienen. Auch Rußland mußte dies erfahren. Seinem bis zu diesem Punkte so ungemein raschen Aufschwunge folgt jetzt eine Periode mühsamen Klimmens und Strebens, eine Periode mehr des Erhaltens und Behauptens als des Gewinnens. Das Feld der Waffen war siegreich durchschritten; die Verwandtschaft zu cultiviren, in welche es sich eingedrängt hatte, war ein seiner ganzen Natur nach nur mühevoll und langsam zu beackerndes.

Die Vortheile und Aussichten, welche sich in der Allianz mit Rußland eröffneten, blieben in Frankreich nicht unbemerkt. Auch baute man nicht so unbedingt auf England, um sich für den Nothfall nicht gern den Rücken zu decken. Aber was war Rußland? konnte man sich auf dasselbe verlassen? war seine Macht hinlänglich stark und fest begründet, um alle die Verheißungen zu erfüllen, welche es machte? Noch kein Vierteljahrhundert war verflossen, seit man es eigentlich erst kennen gelernt, wenige Jahre erst, seitdem es eine Rolle in Europa zu spielen angefangen hatte. Bei den Handelsbeziehungen, welche es anbot, wußte

man nicht, ob es Producte erzeuge, die Frankreich gebrauchen, und ob es Einwohner zähle, die Verlangen nach französischen Waaren tragen möchten. Ueberdies war Frankreich bereits im Besitz eines der Vortheile, durch welchen Peter seine Vorschläge mit am annehmlichsten zu machen suchte, nämlich einer Allianz mit Preußen. Schon Jahrs (1716) zuvor war eine solche[1]), aber im tiefsten Geheimniß, so daß auch Peter nichts davon wußte, abgeschlossen worden, wodurch Preußen und Frankreich sich gegenseitig den Westphälischen, den Utrechter und den Badener Frieden garantirten, und Preußen der Besitz von Stettin und überhaupt Zufriedenstellung durch den zu schließenden Frieden zugesichert wurde. Preußen hatte ebenfalls wohl im Mißtrauen gegen seine Alliirten, England und Rußland, eine Stütze bei Frankreich gesucht. Scheu, dem mit Schweden bestehenden Vertrage noch entgegen zu handeln, war es also nicht, was Frankreich abhielt, ähnliche Verpflichtungen gegen Rußland zu übernehmen, obwohl die von diesem gestellte Garantieforderung für seine schwedischen Eroberungen unter jenem Vorwande zurückgewiesen wurde. Was den Herzog von Orleans, außer den obigen Umständen, zurückhielt, sich näher mit Rußland einzulassen, war vor allem die Halbheit der Maßregeln, in welcher sich damals alles bewegte, um niemand zu einem offen feindseligen Betragen Anlaß zu geben, Furcht, die so hochgeschätzte Verbindung mit den Seemächten zu beeinträchtigen, und dann das Mißbehagen vor zu zahlenden Subsidien, auf welche der geldbedürftige Czar, dessen geringe Einkünfte[2]) eines ungeheuern Reichs von dem langen Kriege ganz verschlungen waren, allerdings einigen Anspruch machte. Der Bruch zwischen England und Rußland erweiterte sich mehr und mehr; die Entdeckung der Pläne von Goertz hatte wenigstens schweren Verdacht auf Peter gewälzt; und jenem, von dem man die Erhaltung des Friedens und eventuell den Thron hoffte, wollte man jetzt um keinen Preis irgend welchen, das glücklich erzielte Einverständniß störenden Anstoß geben. Mit Schweden hatte man in so langjähriger, vielfach nützlich befundener Verbindung gestanden, daß man dieses doch auch nicht so ganz und gar einer Macht opfern mochte, von der niemand recht wußte, was zu erwarten. Vor allem aber wollte man keine Verpflichtung eingehen, welche zu einer thätigen Theilnahme an dem Kriege im Norden, vielleicht gar zu einer Verallgemeinerung desselben und überhaupt zu Verwickelungen mit den Hauptmächten Europas führen konnte, deren Ende und Ziel gar nicht abzusehen war. Ebenso wenig mochte man sich jedoch der Vortheile ganz entschlagen, welche bei etwaigem gänzlichen Untergange Schwedens

1) Flassan 4. 413.

2) Voltaire giebt sie zu nur vier und zwanzig Millionen Livres jährlich an.

und namentlich eventuell Oesterreich gegenüber so höchst bedeutend werden konnten, noch der neuen Garantie, welche sich zur Erhaltung des Utrechter Friedens darbot. Und aus allen diesen Rücksichten entstand dann endlich ein zu Amsterdam (4. Aug. 1717) zwischen Frankreich, Rußland und Preußen unterzeichneter Allianztractat, welcher die Wünsche Peters zwar nicht in vollem Maße erfüllte, aber immerhin ihm eine später nach Umständen zu benutzende und zu erweiternde Basis gewährte. Bedeutend aber erscheint er vor allen Dingen auch deswegen, da er der erste Act ist, welcher Rußland förmlich und öffentlich in das System allgemeiner europäischer Politik einführt. Rußland garantirte mit seinen Alliirten den Utrechter und Badener, Frankreich dagegen den von jenem und Preußen mit Schweden erst noch zu schließenden nordischen Frieden; denn zu etwas mehrerem, zu einer sofortigen Garantie der russischen, Schweden abgenommenen Eroberungen hatte dieses sich nicht verstehen wollen. Verblieben jene Provinzen also Rußland durch den Frieden, so trat die Garantie ein; bis dahin aber war Frankreich zu nichts verpflichtet. In geheimen Artikeln wurde jedoch ferner, im Fall eines Angriffs auf einen der Alliirten, von den andern zu leistende Hülfe stipulirt, deren Stärke indessen dann erst näher verabredet werden sollte; der Punkt wegen zu zahlender Subsidien war ganz übergangen. In dem gegenwärtigen Kriege mit Schweden nahmen Rußland und Preußen Frankreichs Vermittlung in Anspruch; doch war auch hier wieder vorsichtig und ausdrücklich bestimmt, daß diese sich lediglich auf Vorstellungen zu beschränken, und nie bis zu Mitteln der Gewalt und des Zwangs zu schreiten habe. Frankreich aber versprach, nachdem der noch mit Schweden bestehende Vertrag mit Anfang des nächsten Jahres abgelaufen sein würde, keinerlei neue, dem Czar und Preußen direct oder indirect nachtheilige Verbindung eingehen zu wollen, noch ihm irgend welche Unterstützung weder an Geld noch an Truppen fernerhin zukommen zu lassen.[1])

In solchem Zustande des Schwankens, der Auflösung althergebrachter Verhältnisse und des Ungenügens — der ewigen Vorläufer unvermeidlicher, aber noch nicht vollzogener, geschweige denn klar erkannter Neubildungen — befand sich damals Europa. Frankreich, England, Spanien, Oesterreich und Schweden waren im zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr dieselben Mächte, welche sie im siebzehnten gewesen waren. Seit dem Westphälischen Frieden waren sie allgemach auf eine ganz andere Basis innerer und äußerer Bedeutung und Macht gekommen; und dies war jetzt zu einem vorläufigen, wenn auch bei weitem noch nicht zum endlichem Abschlusse gediehen. Dazu hatten Rußland und Preußen jetzt die Bühne betreten, und brachten ganz neue, noch ziemlich unbe-

1) Flassan 4. 445 pp.

rechenbare Factoren in das System. Und das Reich? Auf dessen Kosten hatte die Entwicklung denn freilich zumeist stattgefunden. Frankreich erscheint zwar noch als der Mittelpunkt aller politischen Gruppirungen, aber mehr aus alter Gewohnheit und momentanen Umständen, meist persönlicher Art, als, wie bisher, aus innerer Nothwendigkeit. Die Erschöpfung und Gährung seiner innern Zustände, welche einer Regierung wie der Ludwig XIV. nothwendig folgen mußte, bereitete die vollständigste Umgestaltung schon vor. Man mochte wohl sagen, daß mit jenem Ludwig auch Frankreich, wenigstens das Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts gestorben. Der Fall der Stuarts und der dann folgende gewaltige Aufschwung Englands hatte die ganze äußere Situation von Grund aus geändert. Frankreich stand jetzt nicht mehr allein mit Oesterreich, um über die Herrschaft der Welt zu kämpfen, und der Continent von Europa war jetzt nicht mehr der alleinige, kaum noch der vornehmste Schauplatz, auf welchem jener Streit fortan geführt werden mußte; Europa war überhaupt nicht mehr die Welt. Dort aber lag Frankreichs Schwergewicht; und in jenen großen Continentalkriegen hatte es seine alle Nebenbuhler erdrückende Bedeutung errungen und behauptet. England dagegen hatte einen Flug genommen, wohin so leicht keiner der europäischen Continentalstaaten ihm zu folgen im Stande war; weder in äußern noch innern Zuständen besaßen sie die dazu erforderlichen Elemente; und je weniger dies der Fall war, um so gewisser zogen seine Kiele auf allen Meeren magische Kreise, welche die entferntesten Gegenden wie die nächsten ihm verbanden, in deren Mitte eine Herrschaft sich aufbaute, von der die Welt bis jetzt noch kaum eine Ahndung gehabt hatte. Am weitesten ab von allem dem lag Oesterreich. Von der Stellung, die es noch im Anfange des Jahrhunderts durch die Krone Spaniens erringen zu können hoffte, war es ganz zurückgedrängt, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder in die Bahnen seiner alten innern Politik einzulenken, wie es das schon im Laufe des Krieges gethan hatte. Dadurch aber trat der unversöhnliche Zwiespalt des Reichsoberhauptes und des Erbherrn der österreichischen Staaten um so greller wieder hervor. Spanien und Schweden waren nur noch Schatten früheren Seins.

So lagen die Widersprüche werdender und zergehender Existenzen auf allen Seiten gehäuft. Ganz neue Elemente staatlicher Bildungen, Entwicklungen und der Beziehungen unter einander treten auf, denen man nicht sogleich genügen und folgen kann, sei es aus Mangel des erforderlichen Stoffs oder klaren Erkennens. Alles wirrt durch einander und drängt zu neuem Entstehen, dessen allererste Anfänge kaum noch gefunden. Nicht natürliche und daurende Richtungen und Interessen, die sich klar erkannt noch nicht herausgestellt haben, auch kein positives Wollen und Streben, welches nur auf jene sich hätte gründen können, bestimmen die Politik der

Verbindungen unter den leitenden Mächten, sondern momentanes Fürchten und Sorge, einer Verwicklung hier oder dort auszuweichen, oder der Fluth solcher romanhaften Pläne, wie Alberoni und Goertz sie faßten, einen Damm entgegenzuwerfen, Pläne, die nur in Zeiten chaotischer Gährung gefaßt werden konnten, und das Chaos zu verewigen drohten. Dennoch ist die Macht jener zu groß, wenn oft auch unbewußt, um sich ihrer ganz entschlagen zu können. Und dadurch entstehen denn solche Zwittergestaltungen, welche bei dem ersten, nicht zu umgehenden ernsten Conflicte nothwendig aus einander fallen mußten. Wo nur Einzelheiten den einzelnen Augenblick bestimmten, und in diesen Einzelheiten der größte Widerspruch waltete, dieses hierher, jenes dorthin zog, that man natürlich auch oft in einem und demselben Augenblicke die widersprechendsten, fast unter einander sich aufhaltenden Schritte. Frankreich und England vergessen einen Augenblick den alten Haß, und schließen sich an einander an, weil beide ihre Throne wanken oder doch nicht hinlänglich befestigt fühlen. Aber England neigt sich zu dem alten Rivalen Frankreichs, zu Oesterreich, und verbindet sich mit diesem von neuem, sowohl um momentaner Interessen willen, als auch um auf alle Fälle der erprobten Verbindung nicht verlustig zu gehen. Und Frankreich, obwohl vor allem friedensbedürftig und seine Position im Norden durch Schwedens Fall zerrüttet sehend, sucht einen neuen Halt gegen Oesterreich, wie auch eventuell gegen England, in Rußland welches schon jetzt mehr oder weniger versteckt gegen England reizt. Die ganze Haltung der beiden westlichen Mächte verräth trotz der Allianz das lebhafteste Mißtrauen. Rußland von England verlassen, wird durch Frankreich auf die europäische Bühne geführt, von der England dasselbe gern ausgeschlossen hätte. Die Entfremdung zwischen beiden nimmt zu, jemehr England unter dem Drange augenblicklicher und dauernder Interessen sich wieder Oestreich nähert; und als natürliche Folge wird, wie wir bald sehen werden, auch die Stimmung eine gereiztere, als sie es ohnehin schon durch das drohende Anschwellen des ersteren im Norden und Osten sein mußte. Die Allianz mit Frankreich giebt ihm vollends den gefährlichsten Character. Selbst Preußen, welches Rußland, so lange Schweden noch einen Fußbreit Landes an der Ostsee besitzt, nach sich ziehen zu können glaubt, traut doch keineswegs ganz unbedingt, und sucht vorab Schutz und Garantie in Frankreich. Oesterreich aber, mit dem ihm im Utrechter Frieden gefallenen Loose unzufrieden, gegen den alten Alliirten England gereizt, ohne ihn ganz von sich stoßen zu können, zieht sich in sich selbst zurück, nähert sich Frankreich jedoch schon jetzt wenigstens so weit, um dasselbe gegen Spanien und zu einem Bruche des mißliebigen Friedens zu reizen, und sucht inzwischen eine Entschädigung und wohl auch eine bessere Position gegen das andrängende Rußland auf Kosten der Türkei in der Moldau und Walachei.

Und so war denn auch die Pforte mit in das stürmische Meer regellos durch und gegen einander rollender Wogen hineingezogen. Im Orient suchten alle diese widerspänstigen Bestrebungen schon einen Ausdruck.

England, gleich zu Anfang des mit Oesterreich drohenden Krieges von der Pforte selbst um seine Vermittlung angegangen [1]), hatte, nachdem jener nun doch ausgebrochen war, mit seinen Bemühungen den Frieden bald möglichst wieder herzustellen, nicht nachgelassen. Der ganze Zwist war ihm namentlich um Oesterreichs willen höchst ungelegen, welches England nicht im Osten beschäftigt zu sehen wünschte, wo alle Aussicht vorhanden zu sein schien, daß es seiner ehestens wieder im Westen bedürfen

1) v. Hammer wälzt die ganze Schuld des Bruchs auf die Pforte, als wenn diese und namentlich der Großwesir Alipascha den Krieg durchaus gewollt habe. Aus dem Kriegsmanifeste der Pforte, vom 18. Juli 1716, welches ich im Archiv zu Hannover fand, geht jedoch durch manche detaillirte Umstände hervor, daß die Pforte keineswegs so kriegslustig, vielmehr Oesterreich es war, welches zum Kriege drängte. Man wird einwenden, daß die Pforte ein Interesse dabei gehabt habe, die Sache in ihrem Kriegsmanifest so darzustellen; doch Ton und Fassung desselben dieses wiederlegen. Der hannoversche Gesandte, welcher es von Wien einschickte, macht in seinem begleitenden Berichte ebenfalls die Bemerkung, daß die Pforte nach Erwägung aller dieser Umstände doch vielmehr zum Kriege gezwungen, als freiwillig dazu schreitend erscheine. Noch beweisender für den anfangs aufrichtigen Wunsch der Pforte, den Frieden mit Oesterreich erhalten zu sehen, ist der oben erwähnte Umstand, daß die Pforte noch in den ersten Monaten des Jahres 1716, also jedenfalls noch vor wirklich ausgebrochenen Feindseligkeiten und vermuthlich selbst noch vor Empfang des Schreibens Eugens vom 2. April 1716, welches den Kriegslärm zunächst wachrief, England schon um seine Vermittlung sowohl mit Oesterreich als auch mit Venedig anging; v. Hammer erwähnt dessen ebenfalls nicht. Nachdem man in Constantinopel merkte, daß Oesterreich durchaus Krieg wolle, war dann freilich auch Alipascha nicht mehr zurückzuhalten. Ich stütze mich hier wiederum auf ein im Archiv befindliches Rescript Georg I. an seine Geheimräthe zu Hannover d. d. London $^{18}/_{19}$ Mai 1716, worin er diesen nachrichtlich und abschriftlich eine dem Gesandten zu Wien, Baron von Huldeberg, gegebene Instruction von demselben Datum mittheilt. Huldeberg hatte am 9. Mai 1716 einen mit Depeschen des englischen Gesandten Sutton aus Constantinopel angekommenen Courier weiter spedirt, und darauf wird ihm nun geantwortet, er würde von jenem Courier schon erfahren haben — „daß der Großsultan die Mediation wegen Verhütung des Krieges zwischen dem Kaiser und ihm und wegen Errichtung eines Friedens zwischen der Pforte und der Republik Venedig Uns (Georg I.) antragen lassen, welchen Antrag Wir acceptirt und Unserm Ambassadeur Sutton aufgegeben, solches dem türkischen Hofe kundzumachen;“ — dem Kaiser und Venedig würden ehestens förmliche Notificationsschreiben zugehen, und wenn sie darauf eingehen wollten, würde es wünschenswerth sein, wenn sie je eher je besser Propositionen machten und Bevollmächtigte ernennten.

würde. Aber weder in Wien, wo man England mißtraute und mit ihm haderte, vor allen aber erobern wollte, noch in Constantinopel, nachdem Alipascha sich einmal in den Kriegssattel geschwungen hatte, fanden derartige Anträge dem Frieden günstige Stimmung. Und auch im zweiten Kriegsjahre (1717), als England seine Anwürfe in Wien erneuerte, wurde es mit der Antwort kurz abgewiesen, daß vor Belgrads Eroberung vom Frieden keine Rede sein könne. Holland stand jenem gewohntermaßen hier bald zur Seite. Dagegen suchte Frankreich das Kriegsfeuer zu unterhalten, welchem der Brand im Osten besonders auch deswegen gerade jetzt willkommen war, weil es hoffte, Oesterreich würde dadurch von irgend einem Conflicte und Bruch des Utrechter Friedens im Westen abgehalten werden. Dazu war jetzt Rakoczy, den die Pforte hatte einladen lassen, herbei gekommen, und vom Sultan in Adrianopel feierlich als Fürst von Siebenbürgen empfangen worden. Ein spanischer Gesandter begleitete ihn, durch welchen Alberoni, mit dem Rakoczy ebenfalls in Correspondenz stand, einen Allianzvertrag mit der Pforte, zu gleichzeitigem Angriff auf Oesterreich wollte unterhandeln lassen. Die Bestrebungen und Einbläsereien dieser überwogen eine Zeitlang entschieden alle Anstrengungen Englands und Hollands.

Nun fiel Belgrad, und mit ihm der Großwesir Chalilpascha und der Kriegsmuth der Türken. Oesterreich hatte also das Ziel erreicht, welches es sich zu Anfang des Jahres gesteckt hatte; und mächtige Beweggründe riethen ihm überdies, nunmehr einer schleunigen Beendigung des Krieges zuzustreben. Denn Alberoni, weder durch die Entdeckung seiner Pläne, noch durch den Abschluß der Triplealliance irre gemacht, hatte, unter dem Vorwande, Venedig gegen die Ungläubigen zu Hülfe kommen zu wollen, die spanische Flotte eifrigst gerüstet; und diese war jetzt plötzlich auf Sardinien gelandet (22. Aug. 1717), und hatte die Insel dem Kaiser entrissen. So waren denn die Utrechter und Badener Schlüsse thatsächlich gebrochen; und niemand mochte absehen, wann und wie dies enden würde. Die französisch-russisch-preußische Allianz mußte ebenfalls manche Besorgniß erregen.

Unmittelbar nach dem Falle Belgrads kamen unter der Hand schon Friedensvorschläge aus dem türkischen Lager an Eugen, welche sogar den Besitz Belgrads anboten; doch scheint es ungewiß, ob unter Autorität und mit Vorwissen des neu ernannten Großwesirs, des Nischandschi Mohammedpascha. Einen Monat später erscheint indessen auch dieser selbst (19. Oct. 1717) durch das Mittel der englischen Gesandtschaft an Eugen, Waffenstillstand und Vermittlung in Vorschlag zu bringen, ohne jedoch Belgrads zu erwähnen. Von Wien kam darauf die Weisung zum Abschluß auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes, in welchen man die Walachei, die heiligen Orte zu Jerusalem und die Auslieferung der

ungarischen Rebellen mit einbegriff. Waffenstillstand und Vermittlung wurde mit Stillschweigen übergangen. So kamen die Unterhandlungen in Gang, zu deren gedeihlicher Förderung Mohammedpascha aber nicht der Mann war. Während er sich Oesterreich gegenüber schwach und fürchtend zeigte, und dessen Forderungen dadurch steigerte, lieh er andererseits fortwährend den Einflüsterungen Rakoczys und des spanischen Gesandten Boissemene sein Ohr; und selbst noch, als die Pforte schon die förmliche Annahme der Vermittlung Englands und Hollands und die Ernennung von Bevollmächtigten zur Friedensunterhandlung beschloß, wurden jenem (4. Jan. 1718) bündige Zusicherungen von Hülfe und Unterstützung zu Theil. Erst als der bereits erwähnte Damad Ibrahimpascha die Siegel übernahm (9. Mai 1718), welcher die Seele der Friedenspartei, kam Ordnung und Nachdruck in das Geschäft. Dieser wies Rakoczy zur Ruhe, den spanischen Gesandten ganz ab, und so kam man denn endlich zur Beschickung eines förmlichen Friedenscongresses in Passarowicz, unweit des Einflusses der Morawa in die Donau, überein.

Den Abschluß eines Waffenstillstandes hatte Eugen verweigert unter dem Vorwande, daß ein solcher dem Congresse selbst vorbehalten bleiben müsse, und überhaupt wegen der Aussicht auf nahen Frieden kaum nöthig sei. Dagegen aber hatte man in Wien, trotz der lebhaften Einrede Eugens, die Vermittlung Englands und Hollands endlich zugelassen; und die Gesandten der beiden Mächte in Constantinopel, Sir Robert Sutton und Graf Colyers, erschienen, um in jener Eigenschaft an den Verhandlungen theilzunehmen, welche Seitens Oesterreichs durch den Grafen Virmont und den Hofkriegsrath Talman, Seitens der Pforte durch den Silichdar Ibrahim und den Aufseher der Artillerie Mehemed Aga, und Seitens Venedigs durch den Ritter Ruzzini, der schon in Carlowicz mit anwesend war, geführt werden sollten. Denn auch über die Gleichzeitigkeit des Friedensschlusses mit Venedig hatte man sich endlich verständigt, welche Oesterreich als unabweisliche Bedingung aufstellte, nachdem die Pforte vergebens sich dem zu entziehen gesucht, und auch Venedig viele Einwendungen gegen die Basis des gegenwärtigen Besitzstandes erhoben hatte, welche ihm Morea nahm. Es mußte sich bei dem ziemlich unbestimmten Versprechen durch Zurückstellung oder Austausch zu gewährender Entschädigung beruhigen. Russische Einwirkungen hielt man auf allen Seiten entfernt, und namentlich und ausdrücklich auf Seiten des kaiserlichen Hofes.

Die österreichischen Forderungen gingen bei Eröffnung (5. Juni 1718) des Congresses nun aber sehr weit. Die kaiserlichen Bevollmächtigten verlangten die Auslieferung Rakoczys und der übrigen ungarischen Rebellen, die heiligen Orte in Jerusalem für die lateinische Geistlichkeit, und den gegenwärtigen Besitz wollten sie dahin interpretiren, daß ganz Serbien mit Nissa und Widdin, als Anhängsel Belgrads, die ganze

Moldau und Walachei, als Anhängsel Belgrads und Temeswars, und in Bosnien die Unnagränze mit Bihacz in Folge der dort gemachten geringen Eroberungen und als Entschädigung für Kriegskosten abgetreten werden müßte. Nicht minder unannehmbar waren die venetianischen Ansprüche. Das eroberte Butrinto, Prevesa, Vouiza und die dalmatinischen Schlösser nebst Gebiet wollte die Republik behalten, und forderte überdies die Zurückstellung von Suda, Spinalunga, Tino, Cerigo und Morea, oder wenn die Türken das letzte nicht herausgeben wollten, die Erweiterung des venetianischen Gebietes in Albanien bis zum See von Skutari, dieses, Antivari und Dulcigno mit einbegriffen. Man nannte das ebenfalls Besitzstand und Entschädigung für Kriegskosten.

Bis zur Annahme solcher Bedingungen, welche die angenommene Basis des uti possidetis denn allerdings ziemlich rücksichtslos verletzten, war die Pforte indessen doch noch nicht gedemüthigt. Der Sultan erklärte, lieber den Kopf verlieren zu wollen, als darauf einzugehen. Das von ihr eroberte und behauptete Morea und so vieles von den Oesterreichern geforderte und nicht eroberte freiwillig aufzugeben, war ungerecht, die Forderung der Auslieferung Rakoczys entehrend. Der gänzliche Abbruch der Verhandlungen und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten schien vor der Thüre, da ja nicht einmal ein Waffenstillstand war abgeschlossen worden. Die beiderseitigen Rüstungen hatten ebenfalls nicht geruht. Der Großwesir stand mit dem Heere schon bei Sofia, Eugen mit dem seinigen im Lager bei Semlin. Die unausgesetzten Bemühungen der vermittelnden Mächte, die wirklich und aufrichtig dem Frieden geneigte Gesinnung des Großwesir und vor allem die Wendung, welche die Dinge im Westen Europas nahmen, geboten indessen doch noch dem schon erhobenen Schwerdte von neuem Einhalt. Das Vordringen Spaniens, welches nun schon Sicilien angriff, stimmte die Forderungen Oesterreichs bedeutend herab, und machte es geneigt, auf billigere Bedingungen hin rasch abzuschließen, und Venedigs Ansprüche nicht länger zu den seinigen zu machen, überhaupt sich durch dieses nicht aufhalten zu lassen. Dazu bereitete die Quadrupelallianz Englands, Frankreichs, Oesterreichs und Hollands gegen Spanien sich vor, und vor dieser seltsamen Erscheinung verstummten die französischen Kriegsbläsereien im türkischen Lager, welche ohnehin schon matter geworden waren, nachdem man gemerkt, daß man Spanien dort auf demselben Boden begegne und in die Hände arbeite. Von Entschädigung für Kriegskosten und von ganzen Ländern als Anhängsel eroberter Festungen war fortan keine Rede mehr. So näherte und verständigte man sich denn jetzt verhältnißmäßig sehr rasch. Zwar machten die Türken nun Miene, nachdem sie den Umschwung in der Stimmung gewahrten, einige, namentlich den Venetianern bereits zugestandene Forderungen wieder zu-

rückziehen zu wollen; doch legten die Vermittler sich auch auf dieser Seite ernstlich ins Mittel, und machten jenen begreiflich, daß einmal Zugestandenes nicht wieder zurückgenommen werden könne. Die Türken hatten gemeint, in Betreff der Venedig durch die Präliminarien zugesicherten Genugthuung sei schon Hinreichendes dadurch gewährt, daß man die Republik zu den Friedensverhandlungen zugelassen habe, und ein Ueberschuß durch versprochene Handelsvortheile.

Nach siebenwöchentlichen Unterhandlungen konnte also endlich der Frieden zu Passarowicz (21. Juli 1718) unterzeichnet werden. Oesterreich erhielt die sogenannte kleine, zwischen Aluta und Donau belegene Walachei. Im übrigen behielten Moldau und Walachei ihre alten Gränzen unter türkischer Herrschaft. An der Donau lief die Gränze weiter bis zehn Stunden stromaufwärts oberhalb der Mündung des Timok in dieselbe. Von dort ging sie längs dem östlichen Gebirge Serbiens auf Parakin, welches dem Kaiser blieb, dann auf Istolaz und längs der kleinen Morava bis Csacsak, welches die Türken ebenfalls, wie auch Istolaz, abtraten. Das rechte Ufer der Drina behielten die Türken bis Bilana, einschließlich Zokol; eine von Schachak über Bedka auf Bilana gezogene Linie bestimmte hier die österreichische Gränze. Bilana, die Mündung der Drina in die Sava und also der bei weitem größte Theil des nördlichen Serbiens waren kaiserlich, die kleine Walachei, Temeswar, Belgrad, Orsova, Semendria. Weiterhin bildeten, wie schon im Carlowiczer Frieden, Sava und Unna die Gränzscheide gegen Bosnien, bis zu dem Punkte, wo die venetianische begann; doch behielt der Kaiser auch hier noch die auf dem rechten Ufer der Sava in Bosnien genommenen festen Plätze, so wie auf dem rechten östlichen Ufer der Unna Jassenoviz, Dobiza und Alt-Novi.

Zu neuen Stipulationen zu Gunsten der Katholiken, deren Schutz Oesterreich sich so gern förmlich hätte zusprechen lassen, und im Betreff der heiligen Orte wollten die Türken sich auf keine Weise herbeilassen. So wurden lediglich die Bestimmungen des Carlowiczer Friedens, welche früher ertheilte Privilegien bestätigten, erneuert, alles andere auf gelegenere Zeit verschoben.

Ebenso fest hielt die Pforte in Beziehung auf die von Oesterreich geforderte Auslieferung Rakoczys und der übrigen ungarischen Rebellen. Es ging das gegen Gesetz und Glauben, und Oesterreich mußte sich mit einem ihre Fernhaltung von der Gränze bestimmenden Artikel begnügen.

Der Frieden wurde auf die Dauer von vierundzwanzig Mondjahren geschlossen.

Außer einigen in dem Friedenstractat selbst enthaltenen Bestimmungen, die Freiheit des gegenseitigen Handels auf dem Fuße der begünstigtsten Nationen für kaiserliche Unterthanen, das Recht zur Ansiel-

lung kaiserlicher Consuln in den Staaten des osmanischen Reichs, wo überhaupt Consuln schon zugelassen; und Schutz gegen und Ersatz für den durch die Raubstaaten zugefügten Schaden im allgemeinen feststellend, wurde nun aber auch ein besonderer Handelstractat abgeschlossen und wenige Tage später (27. Juli) unterzeichnet, den wir nicht ganz übergehen dürfen. Der Handel und die Schifffahrt auf der Donau stand den österreichischen Kaufleuten offen. Von den Landungsplätzen durften sie ihre Waaren auf der Achse nach jedem Theile des osmanischen Reichs schaffen. Die Mündung der Donau aber war den österreichischen Schiffen gesperrt, das Auslaufen in das Schwarze Meer untersagt. Nach der Krim oder andern dortigen Häfen bestimmte Frachten mußten in Braila, Isakdschi oder Kilia in türkische Böden umgeladen werden. So eifersüchtig suchte man auf dieser schwachen Seite allen fremden Einfluß abzuschneiden. Der Transithandel von Persien durch die osmanischen in die kaiserlichen Staaten wurde gegen eine Abgabe von fünf Procent freigegeben, die Auslieferung der Verlassenschaft österreichischer in der Türkei verstorbener Kaufleute versprochen.

Wie im Carlowiczer Frieden, so fuhr auch jetzt wieder Venedig entschieden am schlechtesten, obwohl der Krieg angeblich um seinetwillen, um es vor Verlust zu schützen und die Pforte zur Genugthuung zu zwingen, war unternommen worden. Oesterreich ließ dasselbe am Ende der Unterhandlungen ganz im Stich, um nur selbst zum Schluß zu kommen; und nur den Bemühungen Suttons und Colyers hatte Ruzzini es zu danken, daß wenigstens in Dalmatien und Albanien die wirklich gemachten Eroberungen in einigem Zusammenhange behauptet wurden. Die auf der Seite der Herzegowina eroberten Schlösser Imoschi, Tiscovatz, Sternizza, Unista, Prolok und Errano wurden durch eine Linie verbunden und verblieben mit dem seewärts belegenen Striche und einem Gebiete von einer Stunde im Umkreis der Republik; ebenso Butrinto, Prevesa und Voniza. Die Verbindung des türkischen Gebiets mit dem der Republik Ragusa mußte Venedig von neuem zugestehen, und die, um sie herzustellen, nothwendigen Abtretungen machen. Von allen durch die Türken gemachten Eroberungen erhielt Venedig aber nur die eine Insel Cerigo zurück; aller übrigen, Candias, Moreas, geschah in dem Friedensinstrument nicht einmal mit einem Worte Erwähnung; statt aller weiteren Entschädigung und Genugthuung, welche Oesterreich aufangs so bestimmt gefordert und die Pforte in den Präliminarien zugestanden hatte, mußte die gewährte Handelsfreiheit gelten, welche Venedig indessen noch nicht einmal den begünstigtsten Nationen, Frankreich und Holland, gleichstellte. — Der Frieden wurde ohne Bestimmung der Dauer geschlossen; und er war in der That auch der letzte zwischen Venedig und der Pforte, und blieb in Kraft und die Gränzen unverändert, so lange die Republik noch bestand.

So hatte denn wiederum Venedig die Zeche bezahlen müssen; das gewöhnliche Loos der Schwachen. Oesterreich hatte die wichtigsten festen Plätze, darunter Belgrad und Temeswar, die kleine Walachei, einen großen Theil Serbiens mit leidlich sicherer Gränze und die vortrefflichste, zur Basis neuen Angriffs geeignetste in Bosnien gewonnen; und wurden diese und die Verluste der Pforte in Dalmatien und Albanien auch nicht völlig aufgewogen durch den ungeschmälerten Wiederbesitz Moreas und Candias, so war dies doch eine sehr bedeutende und namentlich osmanischem Stolze besonders schmeichelhafte Entschädigung. Hatten nun doch Rußland und Venedig beide ihren Hauptantheil an der Beute des Carlowiczer Friedens wieder herausgeben müssen. Oesterreich zwar hatte sich nicht allein in seinem Besitze behauptet, sondern diesen auch noch sehr wesentlich erweitert. Allein, hier mußten die wechselnden Launen des Kriegsglücks die Schuld tragen. Und trotz der Niederlagen von Peterwardein und Belgrad brauchte man an dem Glanze der eigenen Waffen nicht zu verzweifeln. Gegen jene konnte man das Lager am Pruth, Korinth, Nauplia und Modon aufführen. Und wo von vier Gegnern der eine, Polen, selbst um Frieden gebeten, wo man mit zwei andern in je einem Feldzuge fertig geworden: was war da nicht von Zeit und Umständen gegenüber dem vierten zu erwarten?

Die Hoffnung war in der That nicht so ganz eitel. Die Hauptgefahr, und von welcher Seite diese drohte, erkannten die Türken aber noch immer nicht.

Vierter Abschnitt.

Die russisch-türkische Theilung Persiens.

Während im Osten der Frieden wieder hergestellt wurde, brannte auch im Norden das Kriegsfeuer tiefer und tiefer herab, und im Westen traf man die kräftigsten Anstalten, um die plötzlich auflodernde Flamme rasch und ehe sie weiter greifen konnte, zu ersticken. Doch unter wie wunderbaren politischen Erscheinungen geschah alles dies, welche klar genug zu erkennen gaben, daß man nicht am Schluß eines wohlconsolidirten Bildungsprocesses, sondern im Anfange einer ganz neuen, noch sehr formlosen Epoche stehe. Man suchte, fand und verlief sich in den augenblicklichsten Wendungen des Kaleidoskops, wie chemische Auflösungen unter den Einwirkungen verschiedener Salze. An eine feste Krystallisation war noch nicht zu denken. Wie die Interessen und Zustände der meisten tonangebenden Staaten selbst, so waren auch die Verbindungen und Verwandtschaften, welche durch sie bedingt sind, schwankend, unklar und unsicher.

Die Tripleallianz Englands, Frankreichs und Hollands war besonders auf Betrieb des erstern, um das die Verträge so keck umstoßende Spanien zu zähmen, in eine Quadrupelallianz umgeschaffen worden. Zunächst hatten Frankreich und England ein Ausgleichungsproject zwischen Oesterreich, Spanien und Savoyen entworfen, (Paris 18. Juli 1718) um endlich im Guten oder Bösen eine Schlichtung dieser Europa in steter Unruhe erhaltenden Reibungen und Anerkennung der beiderseitigen Kronen zu erzwingen. Der Kaiser, welchem dadurch Sicilien für das an Savoyen abzutretende Sardinien, überhaupt ein annehmbares Abkommen in Italien zugetheilt wurde, und den jetzt seine pragmatische Sanction schon stärker zu beschäftigen anfing, ging ohne Zaudern darauf ein. So entstand die berühmte Allianz, (London 2. Aug. 1718) welche zwar erst im nächstfolgenden Jahre durch den Beitritt der Geneneralstaaten (16. Febr. 1719) zur eigentlichen Quadrupelallianz wurde, unter welchem Namen die Geschichte sie kennt. Durch die geringe, beim Abschluß ihm bewiesene

Rücksicht verletzt, und aus Sorge die Handelsverbindung mit Spanien zu beeinträchtigen, hatte Holland mit seiner Accession gezögert. — Wer hätte noch vor kaum einem Decennium es für möglich halten mögen, Frankreich mit England, Oesterreich und Holland und zwar gegen Spanien verbunden zu sehen?

Seinen nächsten Zweck erfüllte der seltsame Bund indessen völlig und rasch. Der Herzog von Savoyen, dem Sardinien bei weitem nicht Sicilien aufwog, fügte sich bald (10. Nov. 1718), wenn auch widerstrebend. Und Spanien, wo der Cardinal Alberoni das Spiel bis auf die letzte Karte zu spielen entschlossen war, sah, nach der Vernichtung seiner Flotte durch die englische bei Messina (11 Aug. 1718) und nach der Einnahme St. Sebastians durch die Franzosen (17. Aug. 1719) und Vigos durch die Engländer (21. Oct. 1719), ebenfalls keinen Ausweg mehr als Unterwerfung unter die Bedingungen der Quadrupelallianz. (26. Jan. 1720). Alberoni, jetzt, nach dem gänzlichen Scheitern aller seiner Pläne, nur noch ein Abenteurer, wurde entlassen, den Franzosen ausgeliefert, und nach Italien verbannt. Hier verfiel er in Rom nun gar noch einer Anklage wegen seines mit den Ungläubigen gepflogenen Einverständnisses, von der er jedoch völlig freigesprochen wurde. Sein langes Leben verzehrte sich dann in kleinern Intriguen († 1751), nachdem er von dem großen Theater Europas, welches er so mächtig erschütterte, ausgeschlossen war; das unvermeidliche Loos derer, welche die Räder der Zeit und der Geschichte zurückdrehen möchten, wenn ihnen nicht als günstiges Schicksal wenigstens ein rascher Untergang im Sturm der Ereignisse selbst mit dem Scheine der Hinopferung beschieden ist.

So war auch hier der Frieden wiederhergestellt, den ewigen Erschütterungen vorläufig ein Ziel gesetzt, nicht aber der politischen Verwirrung, die bald alles wieder in Bewegung setzte, und Europa kaum von Jahr zu Jahr zur Ruhe kommen ließ, der es doch so sehr bedurfte. Die allseitige Anerkennung der von der Quadrupelallianz vorgeschriebenen Bedingungen wurde zugleich auch das Signal zur Auflösung und Umgestaltung aller Verbindungen, welche sie erzwungen hatten.

Im Norden neigten sich die Dinge ebenfalls zum Schluß. Hier war das, überall wo es sich zeigte, Wetter und Sturm heraufführende Gestirn, oder besser Meteor Karl XII. in dem Graben vor Friedrichshall erloschen (11. Decbr. 1718). Die Kugel, welche ihn darniederwarf, riß auch ein Hauptglied aus der Kette der Projecte Alberonis, indem die Conferenzen auf der Insel Aland, wo Schweden und Rußland schon im sechsten Monat den Frieden unterhandelten, erst ins Stocken kamen, dann endlich (24. Sept. 1719) ganz abgebrochen wurden. Goertz war hier mit seinen Plänen bereits ziemlich weit vorgedrungen, durch tausend Gefahren und Hindernisse seiner Lage und seines Vorhabens mit un=

glaublicher Ausdauer und Geschicklichkeit sich durchwindend, immer nur das Eine, Frieden und enge Verbindung mit Rußland im Auge behaltend. Die Thronbesteigung Ulrika Eleonorens durchschnitt alles. Diese neigte sich wieder zu Frankreich hin, hoffte durch dieses eine Verständigung mit England zu erreichen, und selbst auf Beistand des Kaisers, und dachte so, die verlorenen Ostseeprovinzen vielleicht noch von Rußland zurückgewinnen zu können. Ueberdies waren alle Anhänger der ältern, durch die Schwester Hedwig Sophie thronberechtigten holstein-gottorpschen Linie erbitterter Verfolgung verfallen, obwohl der Gemahl jener doch das Leben und der Sohn den eigenen ererbten Besitz um Schwedens willen eingebüßt hatten. Und so war es denn um Goertz von allen Seiten geschehen. Die Seele der Unterhandlungen mit Rußland; der frühere Minister und treue Anhänger des jungen Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, dessen Erhebung und Größe man sich gern als die Haupttriebfeder aller jener kühnen Entwürfe vorstellt; dem schwedischen Senate, der sich alle Regierungsgewalt und selbst die Besetzung des Thrones nach freier Wahl anmaßte, durch seine freilich vielfach sehr willkürliche und rücksichtslos verderbliche Geschäftsführung unter Karl XII. tödtlich verhaßt: so konnte seiner kaum ein anderes Loos harren als das Richtschwerdt und schimpflicher, unverdienter Tod.

Dies war denn also das Ende von Unternehmungen, welche Europa wie eine weiche Masse in beliebiger Form ummodeln wollten. Mit Karl, Goertz und Alberoni, Namen, die, jeder in seiner eigenthümlichen Sphäre, wohl neben einander genannt werden mögen, war alles begraben, spurlos zerstoben und fast vergessen.

Das Geheimniß der Alander Conferenzen indessen war nicht undurchdringlich geblieben, wie große Mühe man sich dort auch gab, alles auf das dichteste zu verschleiern. Genug war verlautet, um das schon gegen Rußland so rege Mißtrauen doppelt aufmerksam zu machen; und um dieses bis zum Grade größter Empfindlichkeit zu steigern, war besonders die französich-russische Allianz geeignet. In Wien ging man sogar so weit, den russischen Residenten aus den kaiserlichen Erblanden auszuweisen (4. Febr. 1719)[1], nachdem kurz zuvor eine Allianz zwischen dem Kaiser, für seine Erblande, Georg I., als Churfürsten von Hannover, und August II., als Churfürsten von Sachsen, war abgeschlossen worden (5. Jan. 1719), um ihre deutschen Staaten gegenseitig gegen Angriffe vom Norden her zu schützen. Selbst Ungarn und Polen, diese am meisten bedrohten Punkte, wurden in jene Garantie mit einbegriffen, wie auch die Erhaltung Augusts auf dem polnischen Throne; und obwohl dieser nur als Churfürst von Sachsen an der Verbindung theilnahm, versprach

1) Tagebuch Peters 2. 95.

er doch auch Truppenstellungen als König von Polen. Beweis genug, wohin man eigentlich zielte. Der Haß gegen das schwer gedemüthigte Schweden räumte nach und nach selbst in Polen der Sorge vor dem fast willkürlich schaltenden Rußland den Rang ein. Frankreich dagegen, seiner friedlichen Politik treu und mit allen streitenden Mächten in Verbindung und Allianz stehend, unterzog sich willig dem Vermittlungsgeschäft.

Eine englische Flotte war bereits in der Ostsee erschienen, um Schweden und Stockholm selbst vor russischer Invasion zu schützen. Das Zögern der neuen Regierung, rasch mit England abzuschließen, hielt jene zwar ab, die furchtbaren Verwüstungen (Juli und August 1719) der an der schwedischen Küste gelandeten Russen zu verhindern; doch kam dann unter französischer Vermittlung der Frieden England=Hannovers mit Schweden rasch zu Stande (Stockholm 20. Nov. 1719), welcher jenes im ungeschmälerten Besitze der Herzogthümer Bremen und Verden ließ, so wie Schweden diese im Frieden zu Osnabrück erworben hatte. Englands Haltung und Sprache war gegen Rußland nun sehr drohend; und etwa zwei Monate später (1. Febr. 1720) wurde schon zu Stockholm eine Allianz unterzeichnet, welche, außer dem Beistande einer englischen Flotte, Schweden auch noch alle anderweite Verwendung bei den Verbündeten Englands zur Erreichung eines billigen Friedens mit Rußland versprach, „da es sowohl den protestantischen Glauben, den Handel Schwedens und Englands und selbst die ganze Christenheit nahe angehe, daß der Czar nicht Herr der Ostsee sei.“[1]) An demselben Tage wie dieser Allianztractat wurde unter englisch=französischer Vermittlung auch der Frieden Schwedens mit Preußen abgeschlossen, welches letztere gegen den Besitz Stettins aller ferneren Unterstützung Rußlands entsagte. Polen, fast ganz in der Gewalt Rußlands, durfte nicht an einen förmlichen Friedensschluß denken, und mußte sich mit einem, Peter ebenfalls Geheimniß bleibenden Waffenstillstande (7. Jan. 1720) begnügen, welcher als Basis künftigen Friedens August den polnischen Thron und Stanislaus den Königstitel zusicherte, zugleich aber Einverständniß über dem Uebergewicht des Czaren zu setzende Gränzen verabredete. — Am meisten Schwierigkeit jedoch machte die Verständigung Schwedens mit Dänemark. Um Hannover und Preußen zu befriedigen, waren schon so bedeutende Stücke der schwedischen Besitzungen in Deutschland vorweggenommen, daß, wenn auch Dänemark diesem Beispiele folgend, seine Eroberungen behalten wollte, Wismar, Stralsund, Rügen und einen Theil Pommerns, Schwe-

1) Quemadmodum Protestantium Religioni, Commercioque Regnorum Sueciae et Magnae Britanniae totique Christiano Orbi maxime interest, ne Mare Balticum sub arbitrio sit Czari Moscoviae. — Dumont. 8. 2. 21.

den fast ganz aus dem Reiche würde verdrängt gewesen sein; und dies wollte man doch keineswegs, wie die Dinge jetzt lagen. Der Schwächste mußte also wieder leiden, und Dänemark seine Eroberungen herausgeben. Dagegen aber wurde ihm der Herzog von Holstein-Gottorp nun vollständig geopfert, unter Englands und Frankreichs Garantie, der Schweden nun indirect nicht entgegen handeln zu wollen versprach, da man doch einige Scham fühlte, solchen Familienverrath öffentlich auszusprechen. So wurde auch der Frieden mit Dänemark geschlossen (Stockholm 14. Juni 1720), welches ebenfalls jeder Förderung russischer Unternehmung absagte.

Rußland stand also wieder ganz allein in Europa, von allen seinen Verbündeten verlassen, mit Ausnahme der schwachen und ungenügenden Verbindung mit Frankreich. Doch Peter wich in Betreff Schwedens keinen Fußbreit zurück; und das, was der letzte Schlußstein der Vereinigung des gesammten Europa gegen ihn geschienen hatte, die an dem Herzog von Holstein-Gottorp begangene Treulosigkeit, wurde das hauptsächlichste Mittel in seiner Hand, um mit allen Ansprüchen siegreich den Kampf beschließen zu können. Der junge Herzog Karl Friedrich hatte sich ganz in die Arme Rußlands, dessen jetziges Herrscherhaus er begründete, geworfen, und auch den Schutz Kaiser Karl VI. gegen den an ihm begangenen Raub von Reichsland angerufen. Das Reichsoberhaupt konnte dem unmöglich sich entziehen; und schon im nächsten Jahr (1721) hielt Dänemark selbst es für gerathen, einen Theil wieder herauszugeben. So fand sich hier wieder ein Berührungspunkt zwischen Oesterreich und Rußland. Die stärkste Gegenwirkung geschah jedoch in Schweden selbst. England, trotz seiner in die Ostsee geschickten Flotten, sah sich nicht im Stande, die in der schwedischen Allianz übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, ja, Schweden auch nur vor neuem Unfall und Verlust zu schützen. Eine mächtige Partei begünstigte überdies die Ansprüche des Herzogs von Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron; und so zog Friedrich I. von Hessen-Cassel, welcher jenen nach Abdication seiner Gemahlin Ulrike Eleonore bestiegen hatte, es vor, sich von der ungenügenden Kriegshülfe Englands der französischen Vermittlung zuzuwenden, um sich den Frieden mit Rußland zu verschaffen, ehe dieses Zeit und Mittel fände, in Verbindung mit der holsteinschen Faction seinem Schützling die Krone aufzusetzen. So wurden neue Unterhandlungen eröffnet; und der Frieden zu Nystadt (10. Sept. 1721) schloß endlich den letzten Act jener erbitterten Kriege. Peter aber blieb in der That als unbezweifelter Sieger stehen; und England und die Christenheit mußte es sich dennoch gefallen lassen, Rußland mit dem Besitze Lieflands, Esthlands, Ingermanlands und noch eines Strichs von Finnland die sicherste Basis zur Herrschaft nicht nur über die Ostsee, sondern über den ganzen Norden

legen zu sehen. Der Riese, welchen man unter eigenen Händeln unbeachtet hatte wachsen lassen, oder wohl gar unvorsichtig und begehrlich hatte großziehen helfen, ließ sich mit Ruthenstreichen nicht wieder in seine Wüste bannen. Wohl mochte der Czar seinen Unterhändlern dankend und glückwünschend schreiben, „ihr habt einen Tractat zu Stande gebracht, der nicht besser hätte ausfallen können, wenn wir ihn selbst aufgesetzt, und den Herren Schweden nur zur Unterschrift zugeschickt hätten.“ [1])

Die nächsten Ergebnisse dieser Ent- und Verwicklungen im Norden und Westen Europas für den Orient waren, daß Oesterreich wieder mehr und mehr von ihm abgezogen wurde, Rußland dagegen freiere Hand bekam, und seine Aufmerksamkeit wie seine Kräfte ihm wiederum in erhöhterem Maße zuwandte, während Englands und Frankreichs Stellung, wie in dem ewigen Allianzenwechsel des Westens, so auch im Osten unklarer und schwankender wird. Jenes ist nicht mehr der natürliche Friedensstifter, dieses nicht mehr der unablässige Kriegsbläser. England, um seiner Eifersucht gegen Rußland willen, tritt vielmehr häufig reizend und stachelnd auf, während Frankreich die im Westen übernommene Vermittlerrolle auch im Osten weiterzuspielen sucht; und das Ungenügende und Unzuverlässige ihres Verhältnisses unter einander findet hier ebenfalls seinen Ausdruck. Das Auftreten Rußlands als europäische Macht mit entscheidendem Gewicht auch im Oriente hatte vollends alle Beziehungen umgestaltet. Wie aber sollten die Staatsmänner der Pforte sichern Course und alle die unglaublich rasch wechselnden Zeichen der Windrose mit ebenso rascher Segelstellung auffangend dieses wirre Meer europäischer Politik beschiffen, in welches sie wider ihren Willen immer tiefer hineingezogen wurden, und welches fähigere Köpfe als die ihrigen unrettbar zu Schanden machte!

Der Großwesir Ibrahim, weise, friedliebend, vorsichtig und vom Sultan, seinem Schwiegervater, im vollsten Besitz der Regierungsgewalt belassen, ließ vor allem sich angelegen sein, die durch den Krieg fast aufgehobene Ordnung in den Finanzen und Zucht im Heere, wo es zumal nach erlittenen Niederlagen unter den Janitscharen, wie gewöhnlich, fortwährend meuterte, herzustellen. Nach außen war seine Sorge noch immer vorzüglich gegen Oesterreich gerichtet, welches man nun in zwei Kriegen zu großem Schaden als einen furchtbaren Gegner hatte kennen gelernt; und so suchte Ibrahim sich auch vornehmlich von dieser Seite zu decken, wo das Reich des Islams den letzten Stoß empfangen, bekannter, nicht immer empfehlenswerther Regel folgend. Schreiben wurden an Polen und Rußland erlassen, um diesen für ihr ruhiges,

1) Peters Tagebuch 2. 226.

unparteiisches Verhalten während des letzten Krieges zu danken, und die Hoffnung aussprechend, daß sie auch künftig auf gleiche Weise und als gute Freunde der Pforte sich bewähren würden. Auf diese Weise schmeichelte der Großwesir sich, eine etwaige Verbindung Oesterreichs mit jenen zu gemeinsamem Ueberfall hintertreiben zu können, welche er nach dem Vorgange am Schluß des letzten Jahrhunderts und nach dem Spruche des Propheten, daß die Ungläubigen alle nur ein Volk, stets befürchten zu müssen glaubte. Wie wenig bei den damaligen Zeitumständen daran zu denken, das einzusehen, dazu hätte freilich tiefere Einsicht in die europäischen Staatshändel gehört, als Ibrahim besaß. Polen suchte er noch besonders sich zu nähern, und dieses zu Gunsten Rakoczys zu interessiren; auf Rakoczys Rath auch Freundschaft mit Preußen, wo es jedoch nur erst zu Becomplimentirungen kam; und endlich und namentlich, mit Frankreich. Englands Einfluß und das Vertrauen zu ihm war in Constantinopel seit der Erneuerung der Verbindung desselben mit dem gefürchteten Oesterreich, deren Einwirkung man doch auch in Passarowicz hatte verspüren müssen, bedeutend gesunken. Daneben hörte man mit Besorgniß von einer zwischen Rußland und Frankreich geschlossenen Allianz. Und unter solchen gegentheiligen Eindrücken neigte man sich doppelt zu diesem hin. Einmal, weil man dasselbe zu lange schon als einen erbitterten Gegner Oesterreichs gekannt hatte, um an eine ernstliche Verbindung zwischen diesen beiden glauben zu können, und dann um es von Rußland abzuziehen, in welchem man doch immer nicht den drohenden Feind verkannte, wenn auch freundliches Benehmen mit demselben suchend. So wurde Frankreich, um es zu gewinnen, endlich auch wenigstens theilweise Erfüllung des schon vor dreißig Jahren gegebenen Versprechens gewährt: die Zurückstellung der der lateinischen früher von der griechischen Geistlichkeit genommenen heiligen Orte zu Jerusalem an jene, und das Recht dieselben auszubessern. Dadurch wollte die Pforte zugleich der unangenehmen Verlegenheit vorbeugen, ähnlichen Ansprüchen von Oesterreich und Rußland begegnen zu müssen, wie sie namentlich von ersterm zu erwarten waren, da der Passarowiczer Frieden jenen Punkt zwar nicht erledigt, aber doch die Erörterung und Feststellung zu gelegener Zeit zugesagt hatte. Man entging ihnen auch nicht, und mußte Oesterreich ebenfalls Fermane zu Gunsten der Geistlichen in Jerusalem ertheilen, wie auch für die Katholiken auf Chios. Dem Kaiser war so leicht nichts abzuschlagen. Selbst die ungarischen Rebellen wurden auf sein Anstimmen weiter entfernt.

Rußland nahm dies beharrliche Vorschreiten Oesterreichs gegen die Türkei mit der größten Unruhe und Eifersucht wahr. Doch hatte dasselbe um jene Zeit noch viel zu viel im Norden zu thun, wo damals

auch England es mit seinen Flotten ernstlich bedrohte, um nicht irgend eine neue Verwicklung im Süden zu scheuen, und allen bedenklichen Mißhelligkeiten mit der Pforte vorzubeugen. Doch schien es gerathen, sich wenigstens in Erinnerung zu halten, um so mehr, da dadurch der doppelte Zweck der Erhaltung des Friedensstandes und der Geltendmachung eines Einflusses in Constantinopel, um dem österreichischen das Feld nicht ganz allein zu überlassen, erreicht werden konnte. Das Recht, einen ständigen Gesandten dort zu halten, welcher den vielfachen zur Ausführung des Passarowiczer Friedens gegenseitig stattfindenden Beschickungen ein Gegengewicht hätte geben mögen, stand ihm noch immer nicht zu. So mußte denn einer der stets erneuten Streif- und Raubzüge der krimschen Tartaren, die nie versiegende Quelle von Streit und Zwietracht, die Veranlassung zu einer Beschickung der Pforte geben, wobei dann auch eine Erneuerung der Friedensschlüsse vom Pruth, von Constantinopel und Adrianopel und Umgestaltung derselben zu einem ewigen Frieden begehrt wurde (12. Juni 1719), obwohl die fünf und zwanzigjährige Frist noch nicht zur Hälfte abgelaufen war, und wiewohl doch nichts weniger in der Absicht Peters lag, als sich bei den dort bestätigten Verlusten länger, als die äußerste Nothwendigkeit es erfordern würde, zu beruhigen. Dem widerstrebte England. Der englische Botschafter Stanyan suchte dem Großwesir Ibrahim die von Rußland drohenden Gefahren klar zu machen, wie dieses Schweden und Polen zu vernichten strebe, und welche Mittel es dazu in Bewegung setze, die nothwendig auch die Pforte mit in das Verderben ziehen müßten. Ja, er gab dem Czaren sogar die Absicht Schuld, Rakoczy auf den polnischen Thron setzen zu wollen, um dadurch alles in Verwirrung zu bringen; auch das Einverständniß Rußlands mit den Griechen berührte er, doch vorsichtig, um nicht etwa Anlaß zu einer Christenverfolgung zu geben. Mag der Zweck dieser Bemühungen nun einfach Durchkreuzung der Einfluß suchenden Unterhandlungen Rußlands und Entfernung des russischen Gesandten, Alexis Daschkoff, von der Pforte gewesen sein, welche Stanyan allerdings befürwortete, oder mögen sie weiter gegangen sein bis zu einem Versuche, die Türkei mit in das Bündniß Karl VI., Georg I. und August II. zu ziehen, und dieselbe so zu einer Rußland einigermaßen von Schweden ablenkenden Haltung zu vermögen, wie es fast scheinen möchte[1]): jedenfalls war bei dem freundliches Benehmen nach allen Seiten begehrenden Großwesir wenig Entscheidendes auszurichten. Den politischen Deductionen Stanyans wurde entgegnet, die Kriege in Nord und West gingen die Pforte nicht an, welche, mit aller Welt in Frieden, bloßer Zuschauer bleiben werde. Die Entfernung Daschkoffs wurde aller-

1) v. Hammer 7. 255.

dings versprochen, und dieser erhielt in der That auch die Weisung zur Abreise; doch er blieb, unterhandelte und erhielt die Erneuerung und Umarbeitung der früheren Tractate zum ewigen Frieden (16. Nov. 1720), und zwar mit drei sehr wichtigen Zusätzen. Zunächst wurde Rußland das Recht einer ständigen Gesandtschaft in Constantinopel gewährt; sodann der von dem Tatarchan der Krim geforderte Tribut, welcher Punkt in Adrianopel unerledigt geblieben war, gänzlich und für immer aufgehoben; vor allem wichtig aber war der Polen betreffende Artikel. Die früheren Verträge hatten Rußland einfach jede Einmischung und Truppenansammlung in Polen untersagt. Dies wurde jetzt dahin abgeändert, daß der Czar zwar von neuem jeder Beraubung Polens und jedem Eingriff in die Regierung entsagte, aber mit dem Zusatze, daß, da sowohl Rußland als die Pforte das lebendigste Interesse daran hätten, die polnische Krone nicht erblich werden und die Verfassung Polens nicht schmälern zu lassen, also, mit andern Worten, die Anarchie dort zu perpetuiren, beide Theile dies mit allen ihnen zuständigen Mitteln verhindern wollten, und beiden Theilen, falls eine fremde Macht dahin zielende Versuche mache, vielleicht Truppen nach Polen schicke, das Recht zustehen solle, alle ihnen diensam scheinende Mittel dagegen zu ergreifen, also ebenfalls einzumarschiren. Was war damit nicht alles zugestanden, wenn es überhaupt eines Zugeständnisses bedurfte!

Wie am Schwarzen Meere, von dem es freilich zeitweilig wieder ausgeschlossen war, so suchte Rußland nun auch am Caspischen Meere sich weiter auszudehnen. Darauf waren Peters Gedanken schon lange gerichtet gewesen. Eine mächtige Flotte sollte auf jenen Gewässern erscheinen, die Pforte umgangen, und der Handel Persiens und Indiens, überhaupt der Hauptglieder Asiens, auf jenem Wege nach und durch Rußland geführt werden. Um dies zu erzwecken, war schon die Herstellung einer Verbindung der Wolga mit dem Don unternommen, und überhaupt vielfache Einleitung getroffen worden. Das Caspische Meer hatte Peter genau untersuchen lassen, und einen Handelsvertrag mit Persien geschlossen (1718), welchem zufolge alle nicht im Lande selbst verarbeitete Seide durch die armenischen Kaufleute Astrachans nach Rußland gebracht werden sollte. Eben um dieselbe Zeit ging Peter auch neue und engere Handelsverbindungen mit China ein. Seine Thätigkeit rastete auf keiner Seite.

Die Zustände Persiens reizten zu und erleichterten alle gegen dasselbe beabsichtigten Unternehmungen. Doch nicht allein Rußland, sondern auch die Pforte hatte ein aufmerksames Auge auf die Ohnmacht und innere Zerrüttung jenes Reichs gerichtet. Und so fand sich denn hier im fernen Osten bald wieder der Reibungspunkt, den man am Schwarzen Meere auf ewige Zeiten zur Ruhe gebracht hoffte.

In Persien sank die Dynastie der Ssaffi vom Throne, und das Reich zerfiel in furchtbaren Kämpfen. In Afghanistan hatte einer der mächtigsten Häuptlinge Mir Weis, den Statthalter von Kandahar Gurginchan ermordet (1709), und sich der Herrschaft bemächtigt, die er zu einer ganz unabhängigen machte. Der schwache Schah Husein vermochte dem nicht zu steuern. Ihm folgte nach seinem Tode (1715) der Bruder Abdullah, der aber bald unter dem Dolche seines Neffen Mahmud, dem Sohne Mir Weis, fiel.[1]) Dieser trachtete nach höheren Dingen, als dem bloßen Besitz Afghanistans. Er sammelte ein Heer aus den eigenen und angränzenden, zu allem was Beute versprach stets bereiten Stämmen um sich, und rückte bald mit gewaltiger, durch Glaubenshaß und Unterdrückung fanatisirten Streitmacht vor Isfahan, wo er den in Weichlichkeit versunkenen und um der Grausamkeit und Habsucht seiner Räthe willen verhaßten Schah Husein leicht entfernte (21. Oct. 1722). Zugleich brach der Aufruhr in Georgien los, wo sich Wachtang V., der Herrscher von Karthli, empört hatte, und in der Gränzlandschaft Schirwan, deren Bewohner, Sunniten wie die Osmanen, in Constantinopel um Schutz gegen die Verfolgungen der Schii, der Perser, baten. Auch die Lesgi standen auf, da die zur Gränzvertheidigung bewilligten jährlichen Subsidien ihnen nicht zugingen, und zogen raubend und plündernd hinab bis gegen Derbend. So war das ganze Reich in voller Auflösung nach allen Seiten.

Bei einem jener letzten Züge war auch die Stadt Schamachie, westlich unfern Baku und des Caspischen Meeres belegen, überfallen, wo Peter, unter Schah Huseins Bewilligung und Schutz eine russische Handelscompagnie begründet hatte, deren Kaufleute jetzt erschlagen und die Magazine, von bedeutendem Werthe, ausgeplündert wurden. Für diesen Frevel und für von den Usbegen in Chuaresm an den von China kommenden russischen Karawanen begangenen Raub forderte Peter Genugthuung von dem Schah Husein. Doch wie sollte dieser, der schon auf seinem Throne zitterte, solche gewähren. Er bat vielmehr, da er von den Rüstungen des Czars hörte, dieser möge bei der Gelegenheit auch ihm zu Hülfe kommen gegen den Usurpator Mahmud den Afghanen. Peter säumte also nicht, sich zu diesem neuen Unternehmen in Bewegung zu setzen. Er selbst ging die Wolga hinab nach Astrachan (Juli 1722), wo er bald genügende Streitkräfte zu Wasser und zu Lande vereinigte, und, da nun auch Mahmud die verlangte Genugthuung verweigerte, bemächtigte er sich Derbends (Sept. 1722) und des nördlichen Daghistan. Mahmud, der obwohl Herr des größten Theils Persiens, doch noch mit Husein und dessen Anhängern zu kämpfen hatte, suchte vergebens zum Entsatze herbeizueilen.

---

1) Malcolm history of Persia 1. 409 pp.

Dieses plötzliche Vordringen Rußlands brachte nun auch die Pforte in Allarm, welche die neu drohende Gefahr vollkommen fühlte, und daß sie um der eigenen Sicherheit willen fremde Herrschaft am Caspischen ebenso wenig als am Schwarzen Meere dulden dürfe. Ueberdies hatte auch sie ihre Absicht darauf gerichtet, den Verfall des persischen Reichs zum Schadenersatz der Einbußen in Europa und zum Wiedergewinn früher verlorener Provinzen zu benutzen, darunter namentlich des jetzt schon von den Russen besetzten und bedrohten Daghistans und Schirwans. So hatte sie letzterm, auf dessen Ansuchen, in der That bereits einen Chan als Statthalter der Pforte gegeben, und also gewissermaßen Besitz ergriffen. Und nun kamen die Lesgi, welche den Raub in Schamachie begangen und als nächste Veranlassung des Krieges die herannahende Züchtigung durch russische Waffen fürchteten, ebenfalls mit Bitten um türkischen Schutz und Hülfe. Dem allen konnte und durfte die Pforte sich nicht entziehen, wo der Ruf an sie im Namen des wahren Glaubens und des Kampfes gegen Ketzer erging. Was würde aus ihrem Ansehn in jenen ohnehin kaum beherrschten Gegenden geworden sein! Die in der Nähe stehenden Befehlshaber erhielten deswegen Auftrag, sich der Lesgi anzunehmen, und namentlich der Beglerbeg von Kars, Mustafa-pascha, gegen Schirwan zu marschiren, um dieses zu decken, und die Russen zu beobachten.

In Constantinopel redete und rüstete man schon zum unvermeidlichen Kriege mit Rußland; denn außer jenem unmittelbaren Zusammenstoß drohenden Conflicte am Kaukasus, waren auch bereits seit einem Jahre die alten, nie abreißenden Klagen wieder im Gange über vertragswidrigen Festungsbau in der Kabardei, Einmischungen in die Angelegenheiten der Tartaren und andere weitere Uebergriffe Rußlands gegen das Schwarze und Asowsche Meer. Bis zum offenen Bruche mit der Pforte wollte Peter es jetzt jedoch noch nicht kommen lassen, und brachte deswegen eine Conferenz russischer und türkischer Bevollmächtigten unter Vermittlung Frankreichs und dessen Gesandten, des Marquis de Bonac, zur Ausgleichung der Streitigkeiten in Vorschlag. Hier aber entfernte man sich viel mehr von einander, als daß sich der Vereinigungspunkt gefunden hätte; denn während die russischen Forderungen auf nichts geringeres gingen als auf das ganze Ufer des Caspischen Meeres, welches als nothwendige Folge der durch die russische Flotte behaupteten Oberherrschaft über das Meer selbst in Anspruch genommen wurde, erklärte die Pforte ihren Entschluß, Georgien, Daghistan, Schirwan und Aserbeidschan als alte osmanische Erbländer wieder an sich bringen zu wollen. Und als nunmehr die Nachricht einlief, daß Rußland außer Derbend jetzt auch schon Baku besetzt habe, und Gilan und Masenderan, die ganze Südküste nebst Asterabad bedrohe, säumte die Pforte ebenfalls nicht, die

Statthalter von Erserum und Trapezunt eiligst gegen Georgien und Schirwan zu entbieten, und den ketzerischen Persern den Krieg zu erklären (6. Aug. 1723).

So rückten denn vom Norden die russischen Truppen, dem Caspischen Meere entlang, in Persien ein, die osmanischen vom Westen, sich nach und nach in den Besitz Georgiens setzend. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich.

Inzwischen hatte, wie früher Schah Husein selbst, so auch dessen Sohn und rechtmäßiger Thronerbe, Tahmasip, welcher, bei der Gefangennehmung seines Vaters von Isfahan entflohen, in Kaswin weilte, sich unter den Schutz Rußlands begeben, und suchte durch dieses und unter dem Versprechen aller gewünschten Abtretungen sich wieder auf den väterlichen Thron zu schwingen. Dem dankte auch Rußland die fast ohne Schwerdtstreich bewerkstelligte Einnahme Derbends und Bakus, welche, von Tahmasip dazu aufgefordert und den Tyrannen Mahmud fürchtend, sich willig ergaben. In der That wurde ein förmlicher Schutzvertrag (2. Oct. 1723) abgeschlossen, vermöge dessen Tahmasip dem Czar Derbend, Baku, sammt den südlichen Uferlandschaften des Caspischen Meeres, Gilan, Masenderan und Astrabad abtrat, der Czar dagegen aber ein Heer gegen den Usurpator Mahmud versprach. In Constantinopel suchte Tahmasip ebenfalls Hülfe. Hier war ihm jedoch Mahmud zuvorgekommen, welcher, vorstellend, daß die Afghanen wie die Osmanen Sunni, also durch den gemeinsamen Glauben gegen die ketzerischen Perser vereint seien, namentlich den Krieg gegen Rußland anzufachen bemüht war, von dem er am meisten für seinen usurpirten Thron fürchtete. Dem arbeitete Bonnac mit Entwicklung von Legitimitätsprincipien entgegen, die indessen auf die Türken, welche ihre eigenen Herrscher selbst so oft ohne Umstände entfernten, herzlich wenig Eindruck machten. Kräftiger für denselben sprach die gänzliche Gleichgültigkeit in Betreff dieses Punktes, und wer den Thron inne habe, wenn die gewünschte Gränzerweiterung nur erlangt wurde. So erreichte zwar Mahmud, der keine Abtretungen machen sondern Krieg gegen Rußland wollte, keine Anerkennung, aber ebenso wenig Tahmasip Hülfe und Beistand, um so weniger, da dieser einen Theil dessen, worauf die Pforte selbst Anspruch erhob, bereits Rußland zugesprochen hatte. Bei alle dem standen Mahmuds Aussichten auf etwaigen späteren Erfolg bei der Einheit des Glaubens und des Hasses gegen Rußland immerhin noch am besten.

Der Statthalter von Erserum, Ibrahimpascha, hatte während dessen Tiflis (Juli 1723), der Statthalter von Kars, Mustafapascha, Gendsche (Elisabethpol) (Oct. 1723), beide also fast ganz Georgien besetzt, und wendeten sich nun gegen Schirwan. Weiter im Süden brach Hasanpascha, der Statthalter von Bagdad, gegen Kermanschahan auf (Nov.

1723) und bemächtigte sich dieses mit der Umgegend bis gegen Hamadan und bis in das nördliche Loristan. Die Russen befestigten sich in Derbend und Baku, und rückten den Küsten entlang weiter nach Süden vor, wo die Stämme Gilans und Masenderans sie als Befreier von dem unerträglichen Joche Mahmuds begrüßten, der alles verwüstete, um den Russen den Aufenthalt unmöglich zu machen, und nur Blut als den alleinigen Kitt seines Thrones erkannte.

In Constantinopel wurde nun in großem Diwan die Frage berathen (Decbr. 1723), ob nicht Rußland der Krieg zu erklären. Die meisten Stimmen waren in der That dafür. Allein abermals schlug der französische Botschafter Marquis de Bonnac, sich ins Mittel, und seinen Bemühungen gelang es, daß die vor einem halben Jahre abgebrochenen Unterhandlungen zwischen den beiden Mächten wieder aufgenommen wurden. Seine Vorstellungen bei der Pforte waren freilich seltsamer Art, doch trafen sie den rechten Punkt, um welchen sich alles handelte, und wo eine Verständigung verhältnißmäßig leicht möglich. Er meinte, zwischen Rußland und der Pforte gäbe es im Grunde ja gar kein streitiges Object, da jenes nur die Küsten des Caspischen Meeres für sich begehre, und der Pforte Georgien und Armenien, wonach diese trachte, gern und willig überlassen werde. Eine Machtvergrößerung Rußlands an und für sich sei aber dem osmanischen Staatsinteresse durchaus nicht zuwider, da ein starkes Rußland den natürlichen Feind der Pforte, den Kaiser, im Zaum halten würde. Besonders diese letztere Argumentation mochte in den Ohren des Großwesirs Ibrahim sehr wohlklingen; und faßte Bonnac die leichte Vereinbarkeit der russischen und türkischen Ansprüche auch ein wenig von der rosenfarbenen Seite auf, da die Pforte Schirwan mit Baku doch ebenfalls für sich begehrte, und keineswegs so gleichgültig gegen Rußlands Ausdehnung an den Ufern des Caspischen Meeres war, so war doch schon unendlich viel für die Aussicht auf Erhaltung des Friedens gewonnen, wenn man nur wieder zu unterhandeln anfing und zwar auf Kosten eines Dritten. Jedenfalls war dann nur von zu machendem Gewinn, nicht von Verlust und Aufopferung die Rede. Freilich aber verständigt man sich oft leichter über diese als über jenen; und so stritt man auch hier noch volle sechs Monate über die Vertheilung des zu begehenden Raubes herum. Rußland stützte sich auf seinen mit Tahmasip geschlossenen Abtretungsvertrag, und verlangte demzufolge die gänzliche Ausschließung der Türken vom Caspischen Meere, eine feste Abgränzung zwischen deren und seinem Gebiet, Einhalt fernerer Eroberungen und Anerkennung Tahmasips. Auf solche Weise wollte es zugleich als Schiedsrichter zwischen Persien und die Pforte treten. Die osmanischen Bevollmächtigten ließen sich indessen auf nichts derartiges ein; sie erklärten, der Tractat Peters mit Persien gehe sie nicht an, und

könne sie nicht hindern, gerechte Ansprüche auf früher abgerissene Länder bei so guter Gelegenheit durchzusetzen. Selbst Bonnac hielt die russischen Forderungen für zu weit gehend. Und so drohte man denn schon wieder mit Krieg, und die Pforte sendete bereits eine Flotte nach Assow ab, um dort die Festungswerke auszubessern. Allein man war sich doch schon zu nahe gekommen, und die Aussicht auf solche Beilegung des Streits zu lockend, als daß es irgend einem von beiden rechter Ernst damit gewesen wäre, sich um ein etwas Mehr oder Weniger der einem andern abzunehmenden Beute in einen Krieg zu stürzen, der dann nicht auf jene Gegenden beschränkt bleiben konnte. Die Pforte also gab endlich die Gränze in Schirwan nach, und ließ sich vom Caspischen Meere ausschließen; Rußland dagegen stand von seiner Forderung ab, die Türken auf das bereits Eroberte zu beschränken, und opferte den weitern Erfolgen ihrer Waffen das Erbtheil des armen Schützlings Tahmasip. So wurde unter französischer Vermittlung ein förmlicher Theilungstractat des nordwestlichen Persiens geschlossen (24. Juni 1724), auf welchen in Paris eine Medaille geprägt wurde, Frankreich mit den Attributen der Weisheit und der Gerechtigkeit darstellend, mit der Legende **Virtutis et Justitiae fama.** [1]) Ein wunderliches Vorspiel der Tragödie Polens.

Rußland verblieb durch diesen Vertrag der Besitz Daghistans und des Küstenstrichs von Schirwan bis zum Einflusse des Araxes in den Kur. Von hier wurde dann eine gerade Linie über Ardebil, im Osten Aserbeidschans, auf Hamadan (Ecbatana) in Irak und so auf Kermanschahan in Kurdistan gezogen, und alle westlich von dieser belegenen Theile des persischen Reichs, Georgiens, Schirwans, Eriwans, Moghans, Karabaghs, Aserbeidschans, Iraks und Kurdistans der Pforte zugesprochen; das heißt, das Recht sie zu erobern, wenn sie das vermochte. Denn von diesem so bedeutendem Striche Landes, war doch erst der kleinere Theil im wirklichen Besitz ihrer Waffen, während der bedeutend kleinere, aber ungleich wichtigere Erwerb der Russen, von diesen vollkommen beherrscht wurde. Auf Gilan, Masenderan und Astrabad erhob Rußland keinen weitern Anspruch, da Peter wohl einsah, mit einem wie unverhältnißmäßigen Kraftaufwand die Behauptung solchen Besitzes verknüpft sein würde. Jene, so wie alles östlich der türkischen Gränzlinie Belegene sollte das Erbe Tahmasips sein, den man mit vereinten Kräften gegen Mahmud zu unterstützen und in die Herrschaft wieder einzusetzen versprach, falls er in die Lostrennung der von Rußland und der Pforte beanspruchten Provinzen willige; mache er aber Schwierigkeiten oder widersetze sich gar, so wollte man sich verbinden, Persien zu beruhigen, und dort irgend ein würdig befundenes Individuum aus den einge-

1) Flassan 5. 14.

borenen Persern auf den Thron zu setzen, der dann geehrt, frei und unabhängig regieren würde, ohne daß die beiden intervenirenden Mächte sich auf irgend eine Weise weiter in die innern Angelegenheiten Persiens mischten. — Wirklich ein wahres Monstrum eines Vertrags, der indessen auch den Räubern zu geringem Heil ausschlug.[1])

Während dieser Unterhandlungen in Constantinopel hatten die Türken den Feldzug gegen Persien schon wieder eröffnet, und drangen immer weiter vor, sich allmälig in Besitz der von ihnen begehrten Landschaften setzend, unbekümmert ob sie Anhängern Mahmuds oder Tahmasips begegneten. Und in der That möchte ein solcher Unterschied auch schwer zu machen gewesen sein, da sich außer diesen beiden Thronprätendenten nun auch noch eine Menge kleiner Häuptlinge aufwarfen, die unter dem Namen von Statthaltern nach unabhängiger Herrschaft strebten.

Vor dem zum Seriasker gegen Tebris ernannten Abdullah Köprili, dem Sohne und Bruder der Großwesire Mustafa und Numan, war nach hartnäckiger Vertheidigung Choi in Aserbeidschan gefallen (12. Mai 1724). Nachdem dieser sich hier und in der Umgegend befestigt hatte, drang er siegreich bis Tebris vor, dessen Belagerung er aber nach einmonatlicher Umzingelung wegen vorgerückter Jahreszeit wieder aufheben mußte (30. Sept. 1724). Für heuer war die Tulpe des Sieges aufgeblüht; die Entfaltung der Rosenknospe der Herzenswünsche wurde vom nächsten Frühjahre erwartet: wie Tschelebisade, der Reichsgeschichtsschreiber, es ausdrückt.[2])

In Georgien hatte Mohammed Kulichan, unter dem Namen eines Statthalters Tahmasips, sich festzusetzen und Goris zu bemächtigen gesucht; doch wurde er von Redschabpascha, dem Statthalter von Tiflis angegriffen, und über den Kur zurückgejagt, während Arifi Ahmedpascha, der Statthalter von Diarbekr, als Seriasker zur Eroberung Eriwans aufbrach. Nach fast dreimonatlicher Belagerung fiel auch dieses (28. Sept. 1724), nachdem die Eroberung den Türken nahezu zwanzig tausend Mann, ein Drittel ihres Heeres, gekostet hatte.

Nicht minder hold war das Glück den Waffen der Osmanen im Süden. Hier hatte sich nach Hasanpaschas Tode, welcher im vorigen Jahre Kermanschahan eingenommen hatte, der bisherige Pascha von Basra, Ahmedpascha, an jenes Stelle zum Seriasker ernannt, vor Hamadan gelagert, einem der wichtigsten und festesten Plätze des Reichs, und nach zweimonatlicher Belagerung, nachdem ein großer Theil der Werke durch Minen zertrümmert war, und nach verzweifeltem Sturm und Gegenwehr dasselbe erobert (1. Sept. 1724). Mit diesem Punkte

1) Koch und Schoell 15. 302.

2) v. Hammer 7. 324.

beherrschten die Türken die ganze Umgegend, welche Latifmirsa, ein Verwandter Tahmasips, durchstreifte, der aber angegriffen und geschlagen wurde.

So glänzende Fortschritte versetzten ganz Constantinopel in die lebhafteste Freude. Nach so vielen Niederlagen, Verlusten und Demüthigungen im Westen, schien die Sonne osmanischer Triumphe endlich im reinen Osten wieder aufzugehen. Feuerwerke, Feste und Beleuchtungen feierten jeden Sieg; die Ueberbringer so glücklicher Botschaft wurden hoch geehrt, und Lob über Lob „den Kämpen des Sieges, den Streitern des heiligen Krieges, welche für Glaubin und Reich auf Steinen sich betten, auf hartem Grund statt Teppichen," gespendet. Denn man betrachtete und führte den Krieg als einen Glaubenskrieg gegen die ketzerischen Schiiten, welche dem wahren Muselmann noch verhaßter sind als die Ungläubigen, die Christen selbst.[1]) Kaiserliches Handschreiben versicherte jene der höchsten Huld. „Meiner Diener, welche in diesem glänzenden Siege ihr Leben nicht geachtet, ihre Möglichkeit gethan, Gesicht sei weiß! mein kaiserliches Brod auch allen rechtmäßiger Genuß."[2])

Die Eroberung des durch den Theilungstractat der Pforte zugesprochenen Gebiets hatte durch die Wegnahme so vieler fester Plätze nun eine so feste Basis gewonnen, daß dem nächstjährigen Feldzuge verhältnißmäßig nur noch wenig zu thun übrigblieb. Nur das feste Tebris setzte noch ein schwer zu nehmendes Bollwerk entgegen. Vor dieses legte sich also auch wieder Abdullah Köprili, nachdem er in seinen in der Nähe behaupteten Winterquartieren eine gewaltige Macht von siebzigtausend Mann zusammengebracht hatte. Die Perser aber hatten nicht minder alles zur Vertheidigung aufgeboten. Jedes der neun Stadtviertel war in eine besondere Festung umgewandelt. Und so kostete es viertägigen Sturm, den Persern dreißigtausend, den Türken zwanzigtausend Mann, ehe der Platz sich ergab (3. Aug. 1725). Damit war jedoch ganz Aserbeidschan in den Händen der Osmanen; denn die Chane von Urmia, Talisch, Ardebil und Meragha, nebst mehreren anderen, unterwarfen sich nun bald freiwillig.

Zu gleicher Zeit vollendeten auch die beiden andern, gegen Persien befehligten Seriasker von Hamadan und von Schirwan ihre Eroberungen, indem dieser, Mustafapascha, die georgische Festung Lori nahm, jener Ahmedpascha, die Perser bei Nuhawend und Churremabad schlug, und sich des nördlichen Loristan bemächtigte. So waren die Türken am Schlusse dieses Feldzuges Herren des ganzen westlich der Demarcationslinie belegenen Gebiets, ja noch eines mehreren im Norden von Loristan.

1) Einen interessanten Beleg dazu bei v. Hammer 7. 299.

2) v. Hammer 7. 320.

Ströme Bluts hatten diese Siege erkauft. Doch mehr noch als den Anstrengungen der Feldherrn und ihrer Heere mußte die Pforte sie der furchtbaren Zerrüttung Persiens im Innern danken. Der Kampf Mahmuds und Tahmasips dauerte hier noch immer fort, und von einer dem letztern zu gewährenden Hülfe seitens Rußlands und der Pforte, worauf in dem Theilungstractate doch Rücksicht genommen, war so wenig die Rede, als seine Einwilligung oder Nichteinwilligung in die Zerstücklung des Reichs von irgend welchem Belang sein konnte. Mahmud aber war der entsetzlichen, auf seinem Geist und Gemüth lastenden Blutschuld erlegen, durch welche, mit dem Morde aller Großen des Reichs er sich auf dem Throne hatte befestigen wollen. Er zitterte vor der Rache seines Vetters Eschref, dessen Vater, seinen Oheim, Abdullah er ermordet hatte, um sich der ersten Anfänge der Herrschaft zu bemächtigen, nicht minder vor seinem eignen Feldherrn Amanullah und dem Heere, welches Mahmud schon gezwungen hatte, Eschref zum Nachfolger anzuerkennen. Von Furcht und Gewissen gequält sperrte der Tyrann, altem Brauche und Glauben folgend, sich in eine Höhle ein, um Buße zu thun. Aber nur um so blutiger brach er wieder hervor, köpfte mit eigner Hand Verwandte, Brüder, Söhne des noch immer gefangen gehaltenen Schah Husein, der selbst Zeuge dieses Gemetzels sein mußte, und verfiel dann in wirklichen rasenden Wahnsinn. Von allen verlassen wüthete er nun gegen sich selbst, den eigenen Leib zerfleischend, bis er endlich auf Eschrefs Befehl mit dem Strange erwürgt wurde (8. April 1725).

Eschref begann seine Herrschaft in Isfahan ebenfalls sofort mit Blut und Hinrichtungen. Ueber achthundert Köpfe fielen seiner Furcht oder seiner Rache. Doch nahmen die Fortschritte Tahmasips seine Aufmerksamkeit bald in Anspruch, welcher Kum, nördlich von der Residenz belegen, belagerte. Eschref schickte diesem seinen Feldherrn, Seid Alichan, entgegen, der aber in einer Schlacht bei Bedrije, zwischen Kum und Kaschan, geschlagen wurde, worauf Eschref selbst Isfahan verließ, und sich nach dem nahen Ferrahbad, an der Gränze Loristans, zurückzog. Um so mehr mußte er darauf denken, sich wo möglich der sonstigen Feinde zu erledigen; und zu solchem Zwecke schickte er denn auch eine Gesandtschaft nach Constantinopel (Januar 1726), welche die Zurückstellung der von Persien abgerissenen Provinzen verlangen, und vorstellen sollte, wie der Krieg der Osmanen, gegen die Afghanen ein ungerechter, weil beide Sunni. Aehnliche Religionsscrupel hatte er schon unter die in Persien stehenden türkischen Heere einzuschwärzen gewußt, und es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß man in den dortigen Lagern, von Strapazen ermüdet und durch strenge Maßregeln der Pforte, welche die eroberten Länder nicht wollte verwüsten und von den Truppen ausplündern lassen, gereizt, die Frage zu erörtern anfing, ob dieser Krieg

gegen rechtgläubige Moslimen auch gesetzmäßig. Doch war es ihm in der That wohl weniger um die wirkliche Wiedererlangung jener Länder, als darum zu thun, durch deren definitive Abtretung die Pforte zu vermögen, ihn als Schah von Persien anzuerkennen. Die Pforte durch solch übermüthige Sprache gereizt, was am Ende deren letzter Zweck und Absicht auch sein mochte, antwortete jedoch mit einer erneuten Kriegserklärung (24. Febr. 1726); denn auch der Punkt der Gemeinsamkeit im rechten Glauben mochte nicht durchgreifen, da zwei Oberhäupter der Rechtgläubigen nicht zu dulden, und die Ueberlieferung vorschreibt: wenn zwei Chalifen gehuldigt wird, so tödtet einen der beiden. Wenigstens mußte dies als Grund dienen, um den unpopulair werdenden Krieg wieder zu beleben, und die selbst unter den Ulema laut werdenden Stimmen, welche die Rechtmäßigkeit desselben bezweifelten und die mit Rußland eingegangene Verbindung tadelten, zum Schweigen zu bringen. Dagegen kam Tahmasip mit der Bitte um Anerkennung gegen Ueberlassung der von der Pforte eroberten Länder, und wurde jetzt, als ein gegen Eschref nützlich zu verwendendes Werkzeug, gnädig aufgenommen.

Die Dinge nahmen nun aber eine von der bisherigen sehr verschiedene Wendung. Die im Norden stehenden Seriasker hatten genug zu thun, die Stämme Georgiens, Schirwans, Eriwans und Aserbeidschans im Zaume zu halten, was ihnen in manchem heißen Kampfe zwar so ziemlich gelang. Im Süden stand der Seriasker von Hamadan, Ahmedpascha, mit dem Hauptheere von siebzig bis achtzigtausend Mann gegen den Usurpator Eschref im Felde, der nur siebzehntausend stark war. Eschref war indessen ein ganz anderer Gegner als der schwache Tahmasip oder der wüthend wahnsinnige Mahmud. Mit der entschlossenen Hand verband er List und Ränke, und wußte durch Versprechungen und Bestechungen die kurdischen Bege, welche sich mit zwanzigtausend Reitern dem türkischen Heere angeschlossen hatten, dessen rechten Flügel sie bildeten, von den Osmanen abwendig zu machen; und unter diesen selbst regten abgeschickte Scheiche die erwähnten Religionsscrupel wieder an, so den blinden, rücksichtslosen Schlachtenmuth lähmend. Um dem weitern Einreißen dieses Verderbens vorzubeugen, drängte Ahmedpascha selbst zu einer baldigen Entscheidung; und so kam es in der Ebene von Andschedan, unweit Hamadan, zur Schlacht (20. Nov. 1726), in welcher die Türken, trotz aller Anstrengungen des Seriaskers, das Feld und zwölftausend Mann verloren. Die Flucht der Kurden entschied das Schicksal des Tages.

Im nächsten Jahre wurde der Feldzug zwar nochmals eröffnet. Im Norden entspannen sich abermals die alten Kämpfe, in welchen die Türken noch einige Vortheile errangen. Allein diese standen in keinem Verhältniß zu den ungeheuern Opfern, welche der Krieg jetzt von der

Pforte forderte. Die neugeworbenen Truppen, durch die vorjährige Niederlage im voraus entmuthigt, rissen schaarenweis aus; und die allgemeine Stimme erklärte sich immer entschiedener gegen die Fortsetzung eines Krieges zwischen Moslimen und Moslimen, und zu Gunsten Eschrefs, der sich durch große Mäßigung in Benutzung seines Sieges und andere Kunstgriffe unter den Türken selbst populair zu machen gewußt hatte. So war die Pforte wohl gezwungen, auf neue, von Eschref, der den Frieden aufrichtig begehrte, um sich im Innern festigen zu können, an den Seriasker Ahmedpascha gelangende Friedensvorschläge zu hören. Zwischen diesen wurde nach kurzer Unterhandlung zu Hamadan ein Frieden (3. Oct. 1727) unterzeichnet, den die Pforte ratificirte (28. Januar 1728).[*]) Dieser verblieb dadurch der Besitz der durch den russischen Theilungsvertrag zugesprochenen Eroberungen und das nördliche Loristan; Eschref aber wurde als Schah von Persien mit den Majestätsrechten und der Befugniß, eine jährliche Karawane nach Mekka zu senden, anerkannt. Tahmasip, nun ganz verlassen, ohne alle Aussicht und schwer bedrängt, flüchtete nach Chorasan.

Der innere Zustand des osmanischen Reichs wurde in der That von Jahr zu Jahr bedenklicher, und mochte wohl die ungetheilte Aufmerksamkeit der Pforte auf sich ziehen. In allen Provinzen, an allen Orten und Enden des Reichs gährte es. Unbotmäßigkeit, die bald in offenen Aufruhr ausartete, zeigte sich bald hier, bald dort; und selten war genügende Kraft und Autorität vorhanden, um solche Ausbrüche rasch und im ersten Keime, ehe sie noch eine gefährliche Ausdehnung erhalten konnten, zu ersticken. Dazwischen reizte und wirkte das alte Uebel des Religionshasses, fast mehr noch zwischen den einzelnen christlichen Secten selbst, als zwischen diesen und den Türken. Die katholischen und nichtkatholischen Armenier trennte bittere Feindschaft, die schon vor einigen zwanzig Jahren (1703) auf Veranlassung des Patriarchen zu arger Verfolgung der erstern geführt hatte. Einmischung und Proselytenmacherei der Jesuiten verschlimmerten die Sache noch, so wie österreichische und namentlich französische Umtriebe. Ferriol, der französische Gesandte, ging sogar so weit, den Patriarchen Avedick, welcher unter dem Versprechen, den Katholiken günstig sein zu wollen, von den Jesuiten erst selbst befördert, dann aber ihr ärgster Feind wurde, aufheben und auf einem

---

1) So wenigstens glaube ich die Daten bei v. Hammer verstehen zu müssen, welcher 7. 339, den Friedensschluß auf den 3. Oct. 1727, im Verzeichniß 9. 298 aber auf den 28. Jan. 1728 setzt. Band 7. 340 wird jedoch gesagt, der Abgränzungsvertrag zwischen Rußland und der Pforte vom 23. Decbr. 1727 sei drei Monate nach jenem Friedensschlusse ins Reine gebracht, was also auf den October zurückführt. Siehe auch 7. 342. Note* c.

französischen Kriegsschiffe nach Frankreich entführen zu lassen (1706), wo er spurlos verschwand. Manche haben in ihm den Mann mit der eisernen Maske vermuthet. Dies wurde der Anlaß erneuter Verfolgung, der Einkerkerung, der Galeerensklaverei und des Märtyrertodes vieler katholischen Armenier, die gewiß einen noch größern und blutigern Umfang gewonnen hätte, wenn die Pforte eine Ahnung von den weitaussehenden politischen Plänen gehabt hätte, welche in Armenien selbst gesponnen wurden, und die auf nichts geringeres hinausliefen, als die Krone des Landes dem Churfürsten Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg zuzuwenden. Aehnliche Vorgänge erneuerten sich jetzt (1724), und zwar wiederum durch Sectenzwist und Privathaß des Patriarchen veranlaßt, welche abermalige Verfolgung der katholischen Armenier und Auswanderung eines großen Theils der Geistlichkeit nach Venedig zur Folge hatten. Ebenso brachen die Reibungen zwischen Griechen und Katholiken in Syrien und auf Chios in blutigen Zwisten wieder aus. Dort trugen die Katholiken selbst die Schuld, indem sie den Griechen eine Kirche zu Akka verbrannten, wofür den alles anstiftenden Jesuiten die Proselytenmacherei gelegt wurde durch einen Ferman, welcher „diesen Teufeln von fränkischen Mönchen, die mit schlechten und unrechten Absichten das Land durchschweifen", das Umherreisen untersagte, und den Aufenthalt nur an bestimmten Orten gestattete. Hier erreichten die Griechen die Sperrung der katholischen Kapelle, welche den Katholiken vor sechszig Jahren im Kriege von Candia, wo man ihnen Verrath der Insel an die Venetianer Schuld gab, schon einmal genommen, und dann nach dem Frieden von Passarowicz auf kaiserliche Verwendung zurückgegeben worden war. Wie konnten solche Vorgänge den Türken Schonung und Achtung gegen die Christen einflößen, welche den Gewalthabern willkommene Veranlassung zu Bedrückungen und Erpressungen wurden, die dann zu weiterem Aufruhr und weiterer Zerrüttung führten.

In Aegypten hatte der Beg der Mamluken, Tscherkes Mohammed, übermächtig geworden und die Macht des Statthalters höhnend alle Regierungsgewalt an sich gerissen. Um Mohammedpascha den Statthalter und Amtsvorgänger des Großwesir Ibrahim, aber hier wie dort unfähig, zu ersetzen, und mit dem Todesbefehl für Tscherkes Mohammed ausgerüstet, war Alipascha von Candia abgeordnet worden. Anstatt aber dem ihm gewordenen Auftrage zu gehorchen, verstand dieser sich heimlich mit dem mächtigen Mamlukenbeg. Ein furchtbarer dreitägiger Kampf (Anfang 1727) entbrannte in den Straßen Kairos zwischen der Partei Alis und Tscherkes und der des bisherigen Statthalters Mohammed, in welchem endlich dieser letztere Herr blieb, da ihm die größeren Bestechungsmittel zu Gebote standen, um die Truppen für sich zu gewinnen. Tscherkes entfloh nach Tripolis, von wo er Hülfe suchend, über Triest in Wien

erschien, natürlich ohne den gehofften Erfolg. Doch schon im nächsten Jahr näherte er sich, über Triest und Algier zurückgekommen, wieder Aegypten, wo seine noch immer starke Partei auf solche Kunde sich in Kairo abermals in dreitägigem, wildem und von Mohammedpascha nur mit Mühe unterdrücktem Aufruhr erhob (Januar 1728).

Wichtiger und bedenklicher noch als diese, da sie so leicht zu Irrungen und Zwisten mit dem benachbarten Rußland führen konnten, waren in der Krim und am Kuban entstehende Unruhen. Dort hatte der Chan Seadetgirai sich mit den Häuptern der angesehensten Stämme verfeindet, und war deswegen von der Pforte durch Mengligirai ersetzt worden (16. Oct. 1724). Gegen diesen jedoch wurden die Noghaien Bessarabiens aufgehetzt (1727), die Wiedereinsetzung des früheren in Folge der Schlacht von Peterwardein gestürzten Chans Kaplangirai und zugleich ihre alten Wohnplätze in der Moldau zu verlangen. Und kaum waren diese beruhigt, so standen die Noghaien am Kuban auf, dem Chan der Krim und der Pforte selbst den Gehorsam kündigend, so daß diese die Statthalter von Oczakow und Kaffa zur Unterstützung des Chans entbieten mußte, um die Rebellen zur Unterwerfung zu bringen.

Solche gefährliche Beispiele blieben nicht ohne Nachahmung unter den stets meutereibereiten Janitscharen. Die Besatzungen von Assow, Jenikalaa, Taman, Perekop, Kaffa, Oczakow, Kilburun und anderen Orten an den Küsten des Asowschen und Schwarzen Meeres mischten sich in jene Aufstände und Streitigkeiten der Tartaren; und Schmeicheleien und Drohungen, Bestechungen und Gewalt vermochten nur nothdürftig sie im Zaume zu halten. In Kleinasien mußte ein förmlicher Räuberkrieg geführt werden; und in Eriwan standen die Janitscharen in offener Empörung wider den Seriasker auf, was um so gefährlicher war, da man hier noch fortwährend mit den doch nur halb gebändigten Stämmen der von Persien abgerissenen Gebietstheile zu kämpfen hatte. Bald hier, bald dort zeigten diese sich, und unter ihnen selbst neue persische Kronprätendenten. Die schlimmste Folge jedoch war, daß, wie vorsichtig die türkischen Befehlshaber sich auch hüteten, bei derartigen Streifereien und Verfolgungen das russische Gebiet zu verletzen, dennoch Irrungen und Gränzstreitigkeiten auch mit den Russen nicht vermieden werden konnten. Denn diese blieben jenen Bewegungen ebenso wenig fremd, als denen in der Krim und am Kuban. Russen fanden sich fast überall unter jenen Haufen; und den vor den Türken sich Zurückziehenden oder Flüchtenden wurde wohl gar offener Schutz und Zuflucht auf russischem Gebiete und in den russischen Gränzfestungen gewährt. Ernste Erörterungen fanden darüber in Constantinopel statt mit dem russischen Residenten Naplujeff (Juli 1729) und brieflich zwischen dem Großwesir Ibrahim und dem russischen Reichscanzler Ostermann,

welche am Ende aber zu nichts anderm führten, als zu Gegenbeschwerden und Gegenforderungen Rußlands, daß die Pforte es sei, welche russisches Gebiet verletzt habe. Welchen Spielraum gewährten nicht die seltsamen Gränzbestimmungen sowohl des Theilungsvertrags selbst, als des spätern Abgränzungsinstruments.

Eine andere Quelle steter Mißhelligkeiten mit christlichen Mächten waren die Barbaresken der afrikanischen Küste. Von Oesterreich, Frankreich, Holland, Schweden liefen fortwährend Beschwerden und Reclamationen wider von jenen begangene Seeräubereien bei der Pforte ein. Holland allein verlor binnen neun Jahren siebzig Schiffe durch algierische Korsaren, welche von England heimlich aufgehetzt sein sollten[1]). Holland suchte sogar, sich durch das Anerbieten eines jährlichen Tributs von zweimalhundertausend Gulden in Algier Sicherheit zu erkaufen, welches jedoch ausgeschlagen wurde. Wie aber sollte die Pforte helfen? Ihre Gesandten wurden in Algier, Tripolis und Tunis, namentlich in Algier, kaum angehört; und verstand man sich endlich doch zum Abschluß förmlicher Verträge mit Oesterreich, Frankreich und Holland, so war dem Uebel damit noch nicht gesteuert, und die Pforte außer Stande, ihre Erfüllung durch die Raubstaaten zu erzwingen. Sie selbst erklärte wiederholt ihre Unfähigkeit dazu, um sich nur den Ansinnen der Beschädigten zu entziehen; natürlich aber wollten diese das nicht passiren lassen, und so sah die Pforte sich einigemale genöthigt, den geforderten Ersatz aus eignen Mitteln zu leisten.

Unter solchen Umständen und Verhältnissen im Innern des eignen Reichs und während des Krieges gegen Persien, welcher so große Anstrengungen und Opfer kostete, dessen Ende aber durchaus nicht abzusehen war, war die einzig vernünftige und weise Politik gewiß die des Großwesirs Ibrahim, ein möglichst freundliches Benehmen mit den christlichen Nachbarn zu bewahren, und alles zu vermeiden, was zu Verwicklungen oder gar zu einem Bruche mit ihnen führen konnte. Um dies zu erreichen, schien das sicherste Mittel, sich dieselben möglichst fern zu halten und sich auf keine Weise in deren Wirren und Bündnisse unter einander hineinziehen zu lassen. Dies jedoch war nicht mehr so leicht, nachdem man in so vielseitige Berührung mit jenen gekommen, nachdem ständige Gesandtschaften aller vornehmsten europäischen Mächte in Constantinopel anwesend waren, und dieses ein so lebendiger Schauplatz diplomatischer Umtriebe geworden war.

Im Westen aber wirrte alles wieder auf das bunteste durch einander, was denn auch nicht verfehlte, gelegentlich Funken und Schlingen nach dem Orient auszuwerfen.

1) v. Hammer 7. 314.

Der Beitritt Spaniens zu der Quadrupelallianz hatte dem Kriege wohl ein Ende gemacht, aber doch war noch kein förmlicher Frieden mit Oesterreich geschlossen. Sicilien und Sardinien hatten die spanischen Truppen zwar geräumt, und dem Kaiser und dem Herzoge von Savoyen übergeben, und damit waren die nächsten Hauptstreitfragen allerdings beseitigt. Manches andere blieb jedoch noch unerledigt und rückständig, und dies, so wie der definitive Friedensact sollte auf dem zu Cambrai zu haltenden Congresse ins Reine gebracht werden. England, Frankreich und Spanien hatten sich, in einer zu Madrid (13. Juni 1721) geschlossenen Allianz, schon im voraus gegenseitig ihre Besitzungen in allen Theilen der Welt garantirt, wie der zu Cambrai erwartete Schluß diese nebst den Verträgen von Utrecht, Baden und London bestimmen würde. Frankreich und Spanien hatten sich also, nach dem Sturze Alberonis, einander wieder genähert, und es war sogar ein Ehebündniß zwischen der vierjährigen Tochter Philip V., Maria Anna Victoria, und dem kaum elfjährigen Ludwig XV. verabredet, welchem zufolge die junge Prinzessin nach Frankreich geschickt wurde, um dort erzogen zu werden. Das Uebelwollen zwischen Spanien und Oesterreich indessen war trotz der Quadrupelallianz noch immer so groß, und die neuverbündeten Mächte hatten bei allseitigem Mißtrauen noch so mancherlei anderes, ihnen ungleich Wichtigeres, als die österreichisch-spanischen Ansprüche in Italien, auf Orden und auf Titel, unter sich auszumachen, daß der Congreß, welcher den Madrider Schlüssen zufolge sogleich hätte stattfinden sollen, geraume Zeit verschoben blieb.

Endlich traten Gesandte aller Betheiligten in Cambrai (1722) zusammen; aber auch hier dauerten vor wie nach die Eifersüchteleien Oesterreichs und Spaniens fort, und hielten jedes definitive Arrangement hintan. Der Kaiser konnte es noch immer nicht über sich gewinnen, seinen Ansprüchen auf die Krone Spaniens ganz und völlig zu entsagen, und wollte wenigstens einen Schein, den Titel des katholischen Königs, behalten. Ueberdies forderte derselbe die Bestätigung der Entsagungsacte Philips auf die von Spanien getrennten Länder durch die spanischen Cortes, wogegen dann Philipp wieder als Repressalie die Ratification der kaiserlichen Entsagungsacte auf die Krone Spaniens durch den Reichstag verlangte, der doch auch nicht das entfernteste mit der Sache zu thun hatte. Diesen letztern Punkt schlichtete zwar eine von England und Frankreich förmlich übernommene und ausgestellte Garantie. Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich bei jedem Tritt und Schritt. Man stritt noch um die Titel und um die Großmeisterschaft des Ordens des goldenen Vließes. Die Seemächte fühlten sich gereizt durch die vom Kaiser (19. Decbr. 1722) in Ostende errichtete indische Handelscompagnie, gegen welche namentlich Holland, als dem Frieden von Münster und dem

Barrieretractat zuwiderlaufend, protestirte. Vor allem aber war die dem Sohne Philips und Elisabeths Farnese von Parma, Don Carlos, der Quadrupelallianz gemäß vom Kaiser zu ertheilende Anwartschaft und Investitur für die Reichslehen Parma, Toscana und Piacenza, auf den Fall des bald zu erwartenden Aussterbens des Mannesstammes der Medicis und Farnese, der große Stein des Anstoßes. Den Kaiser gereuete dies Versprechen. Gern hätte er sich ihm wieder entzogen, da die Festsetzung eines spanischen Prinzen in jenen Ländern ihn allerdings leicht von neuem in Mailand und Neapel bedrohen zu können schien. So benutzte er denn begierig die Einrede Parmas, dessen Herzog die Verfügung von Kaiser und Reich über sein Land im voraus und bei eignen Lebzeiten nicht zulassen wollte, und namentlich des Papstes und des Großherzogs von Toscana, von denen der erste Parma und Piacenza nicht als Reichs= sondern als päpstliches Lehen, und der letztere Toscana ebenfalls nicht als vom Reiche abhängig wollte gelten lassen, um die Ertheilung der Investitur wenigstens zu verzögern.

So zankte man wieder ein paar Jahre herum, ehe man nur bis zur förmlichen Eröffnung des Congresses gelangte (April 1724). Inzwischen aber näherten sich Spanien und Frankreich einander mehr und mehr. Zwei Töchter des Herzogs von Orleans wurden Söhnen Philips verlobt, und in Constantinopel kam selbst das Project einer französisch=spanisch=türkischen Allianz zur Sprache, die dann nur gegen Oesterreich gerichtet sein konnte. Es ging eben alles, wie es auf solchen Congressen so leicht zu gehen pflegt, wenn Krieg und Kriegsgefahr nicht unmittelbar zu drohen scheinen. Man schweift vom nächsten auf das entfernteste ab, sucht wohl gar die Entscheidung über die eigentlichen Hauptpunkte zu umgehen, zu verzögern und auf Umwegen zu erreichen; darüber zersplittert man sich in endlosen Richtungen, die im Grunde alle nur weiter von dem wirklichen Ziele ablenken; und einigt man sich endlich einmal über ein Einzelnes, so erwächst auch daraus meistentheils eine wahre Hydrasaat neuer Zwiste und Streitfragen, da nun jeder gleich zu Aequivalenten, die oft genug nicht das geringste mit der Sache zu thun haben, berechtigt zu sein glaubt. Eine verlorene oder gewonnene Schlacht dagegen wirft eine Menge von Kleinigkeiten über Bord und entscheidet Dinge, an denen man sonst Monate klaubt, ohne sich dennoch zu verständigen. Aehnliches war auch hier der Fall. Oesterreich und Spanien einigten sich nicht; die Einmischungen und Ansprüche der italiänischen Fürsten verwirrten die Sachen; und nachdem Frankreich die dem Don Carlos zu ertheilende Investitur endlich in Spanien zufrieden stellender Form vom Kaiser erlangt hatte, trat dieser wieder mit der Forderung allseitiger Garantie der pragmatischen Sanction auf, wovon aber England durchaus nichts hören wollte, und sogar mit Holland peremto=

risch die Aufhebung der Ostender Handelscompagnie verlangte. So zerwarf man sich auch mit den vermittelnden Mächten. Spanien glaubte am Ende, allein und ohne alle Vermittlung mit Oesterreich besser fertig werden zu können; und namentlich die Königin schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihrem Sohne Don Carlos auf solche Weise günstigeres Abkommen in Italien zu verschaffen, worauf ihr ganzes Bestreben gerichtet war. Ein Unterhändler, ein Holländer von Geburt, der Baron von Ripperda, bekannt durch seine späteren seltsamen Schicksale, war deswegen auch schon (Oct. 1724) insgeheim von Madrid nach Wien gegangen, um den Versuch eines Separatfriedens mit dem Kaiser zu machen, als ein Schritt Frankreichs die Entwickelung in dieser Richtung entschied.

In Frankreich wünschte man bei den schwächlichen Gesundheitsumständen Ludwigs XV. baldmöglichst einen directen, allen etwaigen Streit um die Thronfolge beseitigenden Leibeserben zu sehen; und wohl auch England theilte diesen Wunsch, um neuen Erbfolgekriegen, die ein Wiederaufleben der eben erst gedämpften Bestrebungen Spaniens so leicht entzünden konnten, vorzubeugen. Wie fern aber lag noch die Hoffnung auf Descendenz des fünfzehnjährigen Ludwig und der ihm verlobten, erst siebenjährigen spanischen Infantin. In Verbindung mit einer anderen, gegen den Cardinal Fleuri gerichteten Intrigue, welche die Schwester des Herzogs von Bourbon auf den Thron heben sollte, beschloß also dieser, als erster Minister der Nachfolger des inzwischen (2. Decbr. 1723) verstorbenen Herzogs von Orleans die kleine Prinzessin ihrem Vater nach Spanien zurückzuschicken. Mit möglichster Rücksichtslosigkeit wurde dies auch ausgeführt, (April 1725) und Ludwig XV. wenige Monate später (15. Aug. 1725) mit Marie, der Tochter des Exkönigs von Polen, Stanislaus Lesczynski, vermählt. So erwuchs aus jenem zu inniger Einigung projectirten Ehebündnisse, wie so oft aus solchen unzeitigen Pacten, die nächste Veranlassung erneuter Feindschaft.

Die Erbitterung über die zugefügte Beleidigung war in Madrid überaus groß. Wären die Kräfte jener gleich und nicht so erschöpft gewesen, so hätte eine sofortige Kriegserklärung wohl kaum auf sich warten lassen. Wie die Sachen dort aber beschaffen waren, zog man es doch klüglich vor, sich vorläufig auf Abberufung der eigenen und Zurücksendung der französischen Gesandten und auf ähnliche ziemlich unschädliche Demonstrationen zu beschränken, und abzuwarten, was die Zeit vielleicht herbeiführe. Die Conferenzen in Cambrai wurden jedoch unverzüglich abgebrochen, und Ripperda in Wien erhielt Befehl, den Frieden mit dem Kaiser so gut und so rasch als möglich abzuschließen. Dies hielt denn in der That auch nicht schwer. Ueber die Hauptpunkte, die gegenseitigen Entsagungsacten und die eventuelle Investitur der italiänischen Reichslehen, war man ja schon einig, wenn man nur nichts über

die Bestimmungen der Quadrupelallianz hinausgehendes verlangte, wie Philip in Cambrai es allerdings gethan hatte; und was sich sonst noch Ungeschlichtetes vorfand, darüber kam man jetzt bald überein, da Philip für die österreichische Garantie der durch den Utrechter Frieden bestimmten spanischen Erbfolge die der pragmatischen Sanction, dieses Hauptziels aller Politik Karls VI., übernahm. Damit war der Kaiser sogleich gewonnen. In Betreff der Titel stipulirte man, daß jeder die einmal angenommenen bis zu seinem Tode führen solle, die Nachfolger aber nur die der wirklichen Besitzungen. Und so wurde denn zu Wien (30. April 1725) unter dem Impulse des Augenblicks in wenigen Tagen ein Werk vollendet, an welchem man Monate und Jahrelang vergebens gearbeitet hatte. Ja, beide Mächte gingen nun auch noch einen Schritt weiter, bis zum gleichzeitigen Abschluß einer Defensivallianz, in welcher der Kaiser dem Könige seine Verwendung zur Wiedererlangung des im Utrechter Frieden an England verlorenen Gibraltars und Minoreas, Philip aber, namentlich mit Bezug auf die vielgeliebte Ostender Handelscompagnie, Handelsvortheile und Privilegien versprach, welche ein besonderer Tractat (1. Mai 1725) des weitern ergab.

Spanien opferte seiner Erbitterung gegen Frankreich alles, was es durch die vermittelnden Mächte in Italien noch über Oesterreich erringen zu können gehofft hatte, und Oesterreich der Anerkennung seiner pragmatischen Sanction das Verhältniß zu England, der Ostender Handelscompagnie das zu Holland.

So schien denn plötzlich und unerwartet der fünf und zwanzigjährige Zwist Oesterreichs und Spaniens definitiv geendet mit einer innigen Verbindung beider Mächte. Doch es schien auch nur so; denn so momentan wie die Beweggründe, welche dazu führten, so momentan war auch die Dauer dieser letztern.

Der so zu Stande gekommene Friedensschluß enthielt zwar nichts, als was die übrigen Mächte zu vermitteln selbst Jahrelang bemüht gewesen waren. Dennoch war die Bestürzung in Paris und London sehr groß. So rasch und plötzlich hatte man das nicht erwartet. Ueberdies war das Arrangement schließlich so ungünstig für Spanien ausgefallen, wenigstens so weit ab von dem, worauf dasselbe in Cambrai hartnäckig bestand, daß die Vermuthung nicht fern lag, es müßten noch geheime, irgend welchen Ersatz gewährende Verabredungen getroffen sein, wie dies in der That ja auch der Fall war. Jenen Allianztractat aber hielt man äußerst geheim, da er, wie wir sahen, allerdings Clauseln enthielt, welche den Westmächten gerechten Anstoß geben mochten. Doch gelang es französischen Spionen bald, wenigstens die Existenz desselben auszukundschaften, und das steigerte nun den Verdacht und die Besorgnisse aufs äußerste. Denn je undurchdringlicher das Geheimniß des In=

halts selbst bewahrt wurde, um so gefährlichere, weitschichtigere Dinge glaubte man dahinter wittern zu müssen. Unvorsichtige Aeußerungen Ripperdas schienen das Schlimmste zu bestätigen; und so dauerte es nicht lange, als man schon wissen wollte, eine Ehe Don Carlos mit Maria Theresia sei im Werke, um die drei Kronen Spaniens, Frankreichs und Oesterreichs auf diesen Häuptern zu vereinigen, eine neue Universalmonarchie; der Prätendent solle wieder auf den englischen Thron gesetzt werden, und ähnliche Ungeheuerlichkeiten. Und was war damals zu abenteuerlich und fabelhaft, um Europa in Schrecken zu setzen, welches eben erst unter den Plänen von Goertz und Alberoni gezittert hatte! Jedenfalls reichten sie hin, um den Herzog von Bourbon, welcher dem Hofe von Madrid wegen der Zurücksendung der Infantin persönlich tödtlich verhaßt war, zu noch innigerem Anschluß an England zu drängen, und dieses letztere zu bewegen, sich sorglich nach einem Gegengewicht gegen jene Allianz auf dem europäischen Continente umzusehen, da man in Wien allen wiederholt geforderten Erklärungen auswich, und dadurch die Befürchtungen zu bestätigen schien.

So bildete dem Wiener Bunde gegenüber sich ein zweiter, indem Georg I. seine Anwesenheit auf dem Continente und die augenblickliche Spannung zwischen Oesterreich und Preußen nutzend, mit diesem und Frankreich eine Allianz (Herrenhausen 3. Septbr. 1725) auf funfzehn Jahre abschloß, in welcher die drei Mächte sich zu gegenseitigem Schutz ihrer Lande, Rechte und Zuständigkeiten, namentlich auch in Betreff des Handels, verpflichteten. Ja, die beiden Reichsfürsten versprachen in einem Separatartikel sogar, falls Frankreich in Folge dieser Verbindung vom Reiche der Krieg erklärt werden sollte, dann ihr Reichscontingent nicht stellen, sondern bis zur Wiederherstellung des Friedens im Einvernehmen mit Frankreich handeln zu wollen. So sah es damals im deutschen Reiche aus, daß Reichsstände fremden Mächten, dem Erbfeinde gegenüber, sich vertragsmäßig anheischig machten, vorkommenden Falls ihre Reichspflicht unerfüllt zu lassen. Und muß man gleichwohl anerkennen, daß jene Stipulationen der ganz natürliche und nicht wohl zu vermeidende Ausfluß des besonders gegen den Kaiser gerichteten Bündnisses selbst waren, ohne welchen dieses, wie die Verhältnisse lagen, ziemlich illusorisch gewesen wäre, so war es doch eben das allerschlimmste Zeichen, daß solche Verhältnisse, solche Anomalien überhaupt existirten. Welche weitern Zeugnisse bedürfte es noch, um den gänzlichen Zerfall des Reichs zu documentiren!

Zwischen diesen Bündnissen theilte sich nun ganz Europa in zwei verschiedene Lager, aber mit den verschiedenartigsten Absichten und Bestrebungen der Einzelnen. Von beiden Seiten warb man eifrigst um Verstärkung und Beitritt neuer Alliirten, jeden durch das zu gewinnen

und zu fesseln suchend, was als Furcht oder Hoffnung das prädominirende Interesse des Augenblicks für ihn war. Holland, so gern es sich auch der directen Theilnahme auf irgend einer Seite enthalten hätte, sah sich am Ende doch durch das Geschrei seiner eignen Handelscompagnie gegen die zu Ostende, welche der Kaiser durchaus nicht wollte fallen lassen, gezwungen, den hannoverschen Alliirten beizutreten (Haag 9. Aug. 1726). Ebenso Schweden und Dänemark. Hier, im Norden, nämlich hatte Peter nach dem Nystädter Frieden seine weitern Pläne unter Titel des seiner Tochter verlobten Herzogs von Holstein=Gottorp verfolgt. Zu dem Ende hatte er von dem schwedischen Senat bereits einige die etwaige Succession des Herzogs betreffende Zugeständnisse erhalten, obwohl jener das Recht der freien Wahl ausdrücklich sich vorbehielt. Dänemark aber verweigerte die geforderte Restitution des Herzogs in dessen schleswigsche Besitzungen, wie auch die Freiheit des Sundes für die russische Flagge. Und so schloß Peter ein Bündniß mit Schweden (Stockholm 27 März 1724), dessen letzter Zweck der war, das von Dänemark geweigerte mit Gewalt zu erzwingen, was gewiß auch versucht sein würde, wenn nicht des Czaren Tod (7. Febr. 1725) sowohl dieses, als auch das bereits am Don und Dniepr sich rüstende Unternehmen gegen die Türkei durchkreuzt hätte. Seine Gemahlin und Nachfolgerin, die Kaiserin Catharine I., beliebt denselben Gedanken indessen mit durch persönliche Vorliebe wo möglich noch vermehrtem Eifer. An allen Höfen Europas unterhandelte sie zu Gunsten ihres Schwiegersohns, wo aber, gegen den Widerspruch Englands, nichts auszurichten war. So wuchs die Spannung auch zwischen diesen beiden Mächten aufs neue; und Catharine rüstete unverzüglich ihre Flotte gegen Dänemark. Sofort erschien jedoch vor Copenhagen die Englands, wo Georg stets für Hannover besorgt war, und welches weder ein Uebergewicht Rußlands in Dänemark, noch die Freiheit der Meere diesseits des Sundes für die russische Flagge zugeben konnte und wollte, und Dänemark trat der hannoverschen Allianz bei (Copenhagen 16. April 1727). Nicht minder hatte Schweden, trotz seines Bündnisses mit Peter, aus den großen Anstalten Catharinens Verdacht geschöpft, der von England lebhaft genährt wurde, daß jene ebensowohl, wenn nicht mehr, auf die Erhebung des Herzogs von Holstein=Gottorp auf den schwedischen Thron, als gegen Dänemark gerichtet sein möchten, und schloß sich deswegen ebenfalls jenen Alliirten an (Stockholm 26. März 1727). Auf allen Seiten war man in Furcht und Sorge bedacht, das überschwellende Rußland von seinen Gränzen und den großen Straßen des Völkerverkehrs zurückzudämmen, daß sogar so alter Haß, so tödtliche Feindschaft, wie die Schwedens und Dänemarks, vor so unmittelbar drohender Gefahr schweigen mußte.

Dieses Auftreten Englands im Norden, wo es die russische Flotte

in ihren Häfen gesperrt hielt, reizte Catharine gewaltig, und neigte sie zu Oesterreich, welches sich eifrigst um ihre Freundschaft bemühte; und in der That trat sie gegen vertragsmäßiges Versprechen des Kaisers, alles thun zu wollen, was der Herzog von Holstein-Gottorp wünsche, unter Garantie der pragmatischen Sanction, dem Wiener Bunde förmlich bei (Wien 6. Aug. 1726). Aber auch Preußen, dessen Stellung zu England unter dem Eindruck persönlicher Abneigung beider Herrscher eine stets ungünstige war, wußte sie von jenem wieder ab und zu sich herüberzuziehen (Petersburg 10. Aug. 1726), dem dann bald der völlige Abfall Preußens von der Hannoverschen Allianz und endlich dessen Uebertritt zu dem Wiener Bunde folgte. Durch den mit Oesterreich eingegangenen Vertrag von Wusterhausen (12. Octbr. 1727), welcher, gegen Garantie der pragmatischen Sanction, Preußens Ansprüche auf Berg sichern sollte, aber freilich nicht ratificirt wurde, da der Pfalzgraf von Sulzbach die von Preußen geforderte und durch Oesterreich zu erwirkende Anerkennung weigerte. Die übrigen Reichsstände theilten sich hier und dort, die katholischen meist dem Kaiser folgend, wie Baiern und Cöln, die protestantischen, wie Hessen-Cassel, zu England haltend. Freilich aber hatten die confessionellen Verhältnisse und Verwandtschaften, welche vor einem Jahrhundert alles bestimmten, zu viel von ihrer Intensität verloren, um das allein maßgebende zu sein. Man war viel zu einseitig geworden, viel zu tief in ein auflösendes Schwanken gerathen, und alles flachte und spitzte sich viel zu sehr bloß auf den nächsten Augenblick ab, besonders bei denjenigen Mächten, welche an der großartigen, aus den Wogen des Meeres aufsteigenden Entwicklung keinen Theil hatten, als daß man solche Zustände noch zu erfassen und darauf weiter zu bauen vermocht hätte. Und dennoch lebten und wirkten auch diese im Stillen weiter, zäher und nachhaltiger als die Generation, die vor ihnen dahinschwand, selbst.

So stand Europa sich in zwei Lagern, in Verbindungen, welche allem bisher geltenden widersprachen, gegenüber; England, Frankreich, Schweden, Dänemark und Holland gegen Oesterreich, Rußland und Spanien, Preußen schwankend oder klug abwartend zwischen beiden. Der Ausbruch eines allgemeinen Krieges schien unvermeidlich. Die Heere waren überall auf den Kriegsfuß gesetzt; die Gesandten verließen ihre Posten; englische Flotten schwammen auf allen Meeren; und Spanien hatte sogar schon die Belagerung Gibraltars begonnen (22. Febr. 1727). In diese gährenden Wirren hätte man nun auch gar zu gern die Pforte mit hineingezogen.

In Constantinopel prädominirte jedoch nach wie vor die friedliebende Politik des Großwesirs Ibrahim, der froh genug war, durch den Tod

Peters [1]) einem augenscheinlich von diesem gesonnenen Friedensbruche entgangen zu sein, und der sich wohl hütete, irgend einen Schritt zu thun, der zu Verwicklungen mit andern Nachbarn, namentlich mit dem Kaiser führen konnte. Das Bündniß Oesterreichs mit Rußland, welches Ibrahim, wie wir sahen, als die besorglichste Eventualität am meisten fürchtete, schreckte in Constantinopel freilich wie eine Lärmkanone; doch war Ibrahim zu vorsichtig, um sich zu etwas übereiltem hinreißen zu lassen, und des französischen Botschafters, Vicomte Andrezel, Bemühungen, die Pforte in das Bündniß von Hannover zu ziehen, blieben fruchtlos. Aehnliche Versuche in Betreff des Wiener Bundes wurden andererseits zwar nicht gemacht; denn wie konnte die Pforte diesem direct förderlich werden? Und Oesterreich verfiel nicht in den argen politischen Mißgriff, welchen Preußen funfzig Jahre später machte, Rußland und die Pforte durch das eigene Mittel mit einander verbinden zu wollen. Um so aufmerksamer aber war dasselbe auf jene französischen Bestrebungen, und forderte deswegen Aufklärungen von dem Großwesir, die dann beruhigend ausfielen. Ibrahim versicherte dem kaiserlichen Residenten Dirling, er werde sein eigenes Werk, den Passarowiczer Frieden, nicht zerstören, und daß Bündnisse mit christlichen Fürsten den Gesetzen des Islams, den Staatsgrundgesetzen des Reichs zuwider. Wenn auch ganz Europa gegen den Kaiser in Waffen aufstände, so würde die Pforte sich doch beständig in ihrer Freundschaft erweisen; und conspirirten sämmtliche Churfürsten gegen denselben, und forderten sie auf, die günstige Conjunctur zu nutzen, so würde die Pforte doch niemals das geringste zum Nachtheil des Kaisers unternehmen. Denn man sei überdies wohl überzeugt, daß jene Verbündeten unter der Decke des Gemeinwohls nur ihren eigenen Nutzen verfolgten, und wenn sie diesen erreicht hätten, sich zurückziehen, und die Pforte vielleicht im schlimmsten Gedränge verlassen würden. — Das war denn allerdings ziemlich starke Sprache, die aber doch von der gesunden Einsicht des Großwesirs zeugt, und des Ziels nicht verfehlte.

So plötzlich und unerwartet indessen, wie die beiden Constellationen von Wien und von Hannover an dem politischen Horizonte Europas aufgegangen waren, ebenso rasch lösten sie sich auch wieder und verschwanden. Die Schwerdter, halb gezogen, wurden in die Scheide

1) Die osmanische Reichsgeschichte verzeichnet Peters Tod folgendermaßen: „Der Czar von Moskau, Peter Alexiewitsch, ging in der Stadt Petersburg zu Grunde, und ward in dem engen Winkel des Staubes beigesetzt. Er führte unter den Bewohnern seiner Länder manche neue Sitten ein, als das Bartscheeren und das Tragen der Hüte statt Kalpaken. Seine Narrheiten, womit er den Weg der Welteroberung zu gehen wähnte, sind allbekannt; und es war eine Wohlthat der Zeit, daß er von der bewohnten Erde in den Abgrund des Verderbens stürzte." — v. Hammer 7. 578.

gesteckt. Das Ausscheiden zweier Menschen hatte die ganze Situation verändert; der Tod der Kaiserin Catharine I. (17. Mai 1727) und der Sturz des Herzogs von Bourbon (11. Juni 1726), an dessen Stelle der friedliebende Cardinal Fleuri jetzt die Zügel der Regierung Frankreichs in Händen hielt.

Dem Tode Catharinens war in Petersburg ein bedeutender Wechsel der Personen und des Systems gefolgt, indem die Prinzessin Anna und deren Gemahl, der Herzog von Holstein-Gottorp, gänzlich gestürzt und schließlich aus Rußland entfernt wurden. Diesen war das Präsidium des für den minderjährigen Enkel und Thronfolger Peter II. zu bildenden Regentschaftsraths, so wie, im Falle frühen Todes desselben, die Krone zugetheilt. Doch wußte der allmächtige Fürst Menschikoff sie bald zu beseitigen. Der Regentschaftsrath trat nur ein einziges Mal am Todestage der Kaiserin selbst zusammen; Menschikoff bemächtigte sich aller Regierungsgewalt, wie auch der Person des jungen, kaum zwölfjährigen Kaisers; und alle Anhänger des Hauses Holstein-Gottorp wurden verfolgt, verbannt und vertrieben. Der Herzog und die Herzogin begaben sich nach Kiel, wo diese schon im nächsten Jahre starb. Damit war denn die eigentliche Ursache entfernt, welche die übrigen nordischen Mächte, Schweden und Dänemark, aus Furcht vor durch Rußland zu unterstützende holsteinsche Ansprüche an ihre Staaten, zu England und in das hannoversche Bündniß gedrängt hatte. Beide näherten sich nun wieder Rußland. Zugleich aber löste sich auch die Verbindung dieses mit Oesterreich, welches die Allianz mit Catharine, wie erwähnt, ausdrücklich zu Gunsten des Herzogs von Holstein-Gottorp eingegangen war; und hatte Oesterreich ein solches Versprechen auch nur gegeben, um Rußland für sich zu gewinnen, und war es wenige Jahre später zu demselben Zwecke ebenso bereit das Gegentheil zu versprechen, so war doch vorläufig das gute Vernehmen gestört. So zerfielen die Außenwerke, welche die beiden Europa spaltenden Bündnisse im Norden errichtet hatten; und dieser isolirte sich einstweilen wieder in sich selbst. Auch war Rußland nicht mehr das, was es unter Peter gewesen war.

Die Bestrebungen des friedliebenden Cardinal Fleuri, der zwar eine Wiederverständigung der so nahe verwandten Höfe von Versailles und Madrid wünschte, aber auch die Verbindung mit den beiden Seemächten erhalten wollte, führten indessen, nachdem die Sachen vor allem durch die Schuld des Herzogs von Bourbon einmal so weit gediehen waren, nicht so leicht und rasch zum Ziele, als er selbst und Sir Robert Walpole hofften. Besonders war es immer die unglückliche Ostender Handelscompagnie, an welcher lange Zeit alle Bemühungen Fleuris scheiterten. Der Kaiser wollte durchaus nicht von dieser lassen, und die Seemächte vor deren Aufhebung oder wenigstens Suspension ebenso wenig von irgend einem Arrangement hören. Es bedurfte der ernstesten Sprache

Fleuris, welcher erklärte, daß Frankreich völlig und unbedingt seine aus der hannoverschen Allianz erwachsenden Verpflichtungen erfüllen werde, falls Oesterreich durch seine Hartnäckigkeit einen Bruch erzwinge, um dieses zu einiger Nachgiebigkeit zu bringen. Dem Kaiser lag doch immer und zunächst seine pragmatische Sanction am Herzen; und überdies sah er sich nun bald von seinem vornehmsten Alliirten, von Rußland, verlassen. So kamen denn endlich zu Paris (31. Mai 1727) unter päpstlicher Vermittlung Präliminarien, von Oesterreich, Frankreich, England und Holland unterzeichnet, zu Stande, welche einen siebenjährigen Waffenstillstand, Suspension der Ostender Handelscompagnie, und einen binnen vier Monaten in Aachen zu eröffnenden Friedenscongreß stipulirten. Nach manchen Schwierigkeiten trat Spanien dem ebenfalls bei, welches anfangs die Aufhebung der Belagerung von Gibraltar weigerte, die erst durch das von Fleuri glücklich wieder hergestellte gute Vernehmen beider Höfe, und durch eine zwischen Spanien, Frankreich und England zu Madrid unterhandelte Convention (6. März 1728) erreicht wurde. Der Congreß konnte jetzt also eröffnet werden (14. Juni 1728), zwar nicht zu Aachen, sondern aus Rücksicht gegen den altersschwachen Cardinal Fleuri, der selbst zugegen zu sein wünschte, zu Soissons, und nachdem aus den vier Monaten ein volles Jahr geworden war.

Hier hoffte man nun rasch sich einigen zu können, und alle die Streitfragen definitiv zu schlichten, welche Europa so lange schon in Spannung hielten. Die Differenzen zwischen Spanien und Oesterreich waren ja so ziemlich durch den Wiener Bund beseitigt; und es handelte sich vornehmlich nur noch um die Zulassung spanischer Besatzungen in Livorno, Porto-Ferrajo, Parma und Piacenza zur Sicherung der Succession Don Carlos, statt einer neutralen, wie diese schon durch die Quadrupelallianz festgestellt war. Ebenso war die Suspension der Ostender Handelscompagnie bereits zugestanden, und eine vorläufige Verständigung Spaniens und Englands in Madrid erzielt. Es schien also nur noch auf förmliche Anerkennung und Ausführung bereits gemachter Zugeständnisse anzukommen. Und dennoch ging alles wieder denselben unfruchtbaren Gang wie früher zu Cambrai. Der Zulassung der spanischen Truppen in die italiänischen Fürstenthümer und der völligen Aufhebung der Handelscompagnie widersetzte der Kaiser sich zwar nicht offen und absolut; aber er zögerte, wich aus, wollte die Garantie der pragmatischen Sanction durch sämmtliche Mächte damit erkaufen und brachte auf diese Weise alles ins Stocken. Denn je hartnäckiger Karl VI. auf seinem Lieblingsplane von dem er allein das Heil seines Hauses und der Monarchie erwartete, bestand, um so eifriger widerstrebte der Cardinal Fleuri mit allen Mitteln, jene Sanction nicht zur Basis des europäischen Friedenswerks werden zu lassen, welches man vorhatte. So conferirte man wieder Jahr und Tag ohne Nutzen und ohne Förderung.

Der Cardinal Fleuri mußte einsehen, daß auf diese Weise nicht zu Ende zu kommen sei. Seine Bemühungen nahmen deswegen eine andere Richtung. Oesterreich, welches das Geschäft durch seine Forderung aufhielt, sollte isolirt und sich selbst überlassen werden; und auch darin schloß England, welchem nicht weniger als Frankreich an der endlichen Beilegung dieser wie ein unlösbarer Zauber sich fortspinnenden Spannung gelegen war, sich demselben an. Der Plan gelang. Spanien, durch die Zögerungen des Kaisers in Betreff der italiänischen Fürstenthümer stutzig gemacht, lieh den das Mißtrauen nährenden Einflüsterungen jener williges Gehör, und schloß zu Sevilla (9. Nov. 1729), wo der Hof sich damals aufhielt, mit England und Frankreich einen Separatfrieden und Allianztractat ab. Frankreich und England übernahmen die Garantie der Succession Don Carlos in Toscana, Parma und Piacenza, und stellten ohne weiteres die Besetzung der eben genannten Plätze durch sechstausend Mann spanischer Truppen fest, was doch durchaus den Bestimmungen der Quadrupelallianz zuwiderlief. Holland trat diesem Vertrage ebenfalls wenige Tage später bei (21. Nov. 1729), nachdem die neuen Alliirten es der Unterdrückung der Ostender Handelscompagnie versichert hatten.

So trieb und machte man damals Politik. In wie vielen Verträgen waren die italiänischen Fürstenthümer nun nicht schon von jenen Mächten ausdrücklich als Reichsleben anerkannt worden! Wie fest und bestimmt hatte Spanien nicht dem Kaiser seine Handelscompagnie garantirt, den letzten Rest ehemaliger Größe! Und dennoch, wie im Handumwenden ist das alles vergessen und abgestreift, wie ein altes Kleid. Ueber jene verfügt man ohne alle Umstände, ohne Kaiser und Reich auch nur zu fragen, wie über herrenloses Gut, und dictirt Reichslanden eine fremde Besatzung zu; und Spanien macht Holland Versprechungen, deren gerades Gegentheil es vor wenigen Jahren Oesterreich fast demüthig bittend zugesichert hatte. In der That, die Erbitterung des Kaisers über diesen Treubruch Spaniens und über das Verfahren der übrigen Mächte war eine nicht ungerechte, wie sehr die frühere Verschleppung der Unterhandlungen ihm auch zur Last fallen mochte. Allein, was war dagegen zu machen? Von allen seinen Verbündeten, auf die er am meisten gezählt, verlassen, stand der Kaiser fast ganz isolirt in Europa da. Seine Hoffnung, die pragmatische Sanction zu allgemeiner europäischer Geltung zu bringen, was am Ende der unnütze Hauptzweck aller Bestrebungen gewesen war, lag gänzlich darnieder. Und wohl hatte Eugen recht, wenn er dem Kaiser rieth, lieber dahin zu trachten, der Tochter statt jener ein tüchtiges Heer und gute Finanzen zu hinterlassen. Unter solchen Umständen war nicht daran zu denken, daß Oesterreich den Kampf allein aufnehmen sollte; doch wurde aller diplomatische Verkehr mit Spanien abgebrochen, bedeutende Truppenmassen in der Lombardei angesammelt,

um sich dem Einzuge der Spanier in die italiänischen Fürstenthümer zu widersetzen, und Parma, nachdem der letzte Herzog, Anton Farnese, gestorben (20. Jan. 1731), von diesen auch besetzt.

Die Dinge waren nun jedoch bis zu einem solchen Grade der Verwirrung und Ueberreizung gediehen, daß, wie von selbst, eine naturgemäßere Reaction erfolgen mußte. Vor allem war die Coalition Englands, Frankreichs, Spaniens und Hollands ein zu abnormes Verhältniß, um lange dauern zu können. Zwischen Frankreich und England fing bald die alte Eifersucht wieder an sich zu regen; und Walpole wurde es müde, noch länger nur als der Schleppträger von Fleuris europäischer Continentalpolitik zu erscheinen, wie er es so manches Jahr gewesen war. Spanien aber, welches nur durch die Stipulationen in Betreff der italiänischen Fürstenthümer zum Abschluß der Allianz von Sevilla bewogen worden, und sich nun doch durch seine Alliirten um keinen Schritt thatsächlich gefördert sah, wurde ungeduldig und endlich gereizt; denn weder Frankreich noch England machten Anstalten oder zeigten auch nur die geringste Neigung, mit Oesterreich deshalb anzubinden. So entfernten sich alle drei Mächte allmälig von einander; und Spanien erklärte bald nach dem Tode des Herzogs von Parma, wo Don Carlos jetzt succediren sollte und der casus foederis vorlag, daß es sich durch jenen Vertrag nicht mehr gebunden erachte. Diesen Augenblick ergriff England, um sich Oesterreich wieder zu nähern. Im Einverständniß mit Spanien, aber Frankreich gänzlich umgehend, wie man früher Oesterreich umgangen hatte, leiteten die beiden Seemächte eine geheime Unterhandlung in Wien ein, um den Kaiser zur Anerkennung des Vertrags von Sevilla zu vermögen, deren Resultat ein neuer Allianzschluß (16. März 1731) war zwischen Oesterreich, England und Holland [1]). Der Kaiser acceptirte die Bestimmungen des Vertrags von Sevilla über die italiänischen Fürstenthümer, wie auch namentlich die spanischen Besatzungen, und hob die Ostender Handelscompagnie auf, erhielt dagegen aber die Garantie der pragmatischen Sanction in dem Augenblicke, wo er dies am wenigsten noch erwarten zu dürfen glaubte. Spanien trat dann ebenfalls förmlich bei (22. Juli 1731), und auch der Reichstag ertheilte der Verfügung über die italiänischen Reichslehen in einem Reichsgutachten (14. Juli 1731) seine Zustimmung.

So konnte man denn endlich den spanischen Erbfolgestreit als definitiv geschlichtet betrachten.

In welcher furchtbaren Verwirrung aber sehen wir Europa in dieser Periode! Mit Treue und Glauben scheint auch alles dasjenige verschwunden zu sein, was der nahenden Zukunft eine feste Gestaltung der Verhältnisse und Beziehungen zu kräftiger Entwickelung des Ent-

1) Die Generalstaaten, obwohl als Hauptcontrahenten mit aufgeführt, traten in Wirklichkeit erst im nächsten Jahre bei, 20. Februar 1732.

stehenden hätte sichern können. Alles erscheint aufgelöst, zerrüttet und verschwommen, alle natürlichen gewohnten Interessen und Verbindungen vergessen und abgethan, nur noch augenblickliches Begehren, Willkür und Zufall, nicht Kraft und Wollen, sondern Schwäche und Fürchten maßgebend. Von religiösen und confessionellen Verwandtschaften, welche vor kurzem noch Europa als Freund und Feind sonderten, ist kaum die Rede mehr; man möchte glauben, sie hätten sich überlebt, wenn man sich nur an der gleichgültigen Oberfläche hält, und nicht das tiefere, schließlich doch alles bestimmende Treiben und Weben der Geister beachtet. Die Handelsinteressen freilich fangen an, eine immer größere Rolle zu spielen. In allen Bündnissen, Verträgen und Friedensschlüssen füllen sie von jetzt an eine Reihe von Artikeln; und neue Welten werden, durch sie erschlossen, mit in die magischen Kreise des Ringens und Werdens hineingezogen. Anstatt aber die große Gemeinschaft durch neue Bande zu einigen und zu umschlingen, wie es doch ihr eigentliches Wesen und Bestimmung, lag damals bei den herrschenden Colonial- und Mercantilsystemen, die nur einseitig zu unterdrücken, zu monopolisiren und auszubeuten trachteten, in ihnen vielmehr nur ein ewig wuchernder Samen rastloser Eifersüchteleien und Reibungen. — Und welch' verschiedenen Gang ging die innere Entwicklung der einzelnen Staaten, auch hier die Widersprüche und den Zunder innern und äußern Brandes häufend! Hier ringt sich ein frisches, kräftiges Treiben von unten auf aus natürlichen Grundlagen allmälig zu freier Selbstständigkeit durch. Dort zwingt man zerbröckelnde Trümmer einer unrettbar verlorenen Vergangenheit noch einmal durch eiserne Bande zu einer imposanten Masse zusammen, in welcher sich gerade dadurch aber auch der letzte Kitt verzehrt. Und im deutschen Reich wachsen aus dem rollenden Schutt Existenzen empor, die weder dem einen noch dem andern sich assimiliren können, und eine ganz neue Art von Staatenbildungen heraufführen, von denen es schwer zu sagen ist, welches Recht ihnen zusteht, welche Zukunft ihrer harrt. Vorläufig aber scheint alles wirkliche Leben in ihm zu stocken und zu erstarren, und an dessen Stelle nur ein Name und eine Form zu treten.

Und dennoch zieht auch durch dieses Chaos alles jenes halb Vergessene, halb Ungekannte in unaufgehaltener Richtung hin, wie der Grundstrom der großen Gewässer des Westens, unbekümmert um Sturm und Fluth und das kräuselnde Spiel der Wellen an der Oberfläche, zum sicher gewiesenen Ziele.

Solcher Zeiten und solcher Zerrüttung aber bedarf es, um neue Elemente und neue Mächte in die Weltgeschichte einzuführen.

Fünfter Abschnitt.

Frieden von Belgrad.

Weder Europa noch dem Orient war dauernd die Ruhe beschieden, nach der die meisten Staaten doch so sehr verlangten.

Hier brach der Krieg mit Persien von neuem los, welcher dann zugleich auch die nächste Veranlassung einer Thronrevolution in Constantinopel und des Sturzes Sultans Ahmed III. und seines Großwesirs Ibrahim wurde.

Eschref, der Usurpator Persiens, war, wie von der Pforte, so auch von Rußland durch einen Vertrag mit diesem als rechtmäßiger Herrscher anerkannt worden. Allein dies vermochte nicht, ihm den Thron zu sichern; denn das schwankende Glück neigte sich wieder auf die Seite des vertriebenen Tahmasip, des Erben der Ssaffi. Dieser hatte sich nach Chorasan geflüchtet, und von den Herrschern Kabuls und Kandahars, vor allem aber von dem kühnen Nadirkulichan aus Chorasan unterstützt, Eschref in drei blutigen Schlachten, zuletzt vor Issahan, (13. Nov. 1729), geschlagen und vom Throne gestürzt. Eschref, nachdem er den alten Schah Husein gemordet, dessen Leben selbst Mahmud geschont hatte, entfloh nach Beludschistan, wo er aber von den Einwohnern zusammengehauen wurde. Damit endigte die Herrschaft der Afghanen.

Der erste Schritt Schah Tahmasips, nachdem er den Thron seiner Väter bestiegen, oder vielmehr Nadirs, der alles leitete, war, eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu schicken, um von der Pforte die von seinem Erbe abgerissenen Provinzen zurückzufordern; und ohne die voraussichtlich abschlägige Antwort zu erwarten, rückten seine Heere auch sofort gegen Tabris. Der Pforte blieb also nur noch die Förmlichkeit der Kriegserklärung (24. Juli 1730), zu der Sultan und Großwesir ungern genug schritten. Beide schmeichelten sich mit der Hoffnung, sowohl die noch schwebenden Gränzirrungen mit Rußland, als auch den von Persien erhobenen Streit noch gütlich schlichten zu können, und verzögerten deswegen die wirkliche Eröffnung des Feldzuges gegen letzteres.

Allein hier waren ihrer Machtvollkommenheit nicht ohne Gefahr für Thron und Leben zu verletzende Gränzen gezogen. Schon die Verzögerung des Auszugs der heiligen Fahne, welcher einer Kriegserklärung rasch zu folgen pflegt, vom Sultan aber aufgehalten wurde, machte unter den Janitscharen böses Blut; und als man dann den wirklichen Aufbruch des Heeres, mit der Absicht den Winter, der den Beginn der Feindseligkeiten unmöglich machte, herankommen zu lassen, von Woche zu Woche bis in den September hinein verschob, inzwischen aber die Nachricht eintraf, daß Hamadan, Kermanschahan und Tabris in die Hände der Perser gefallen, brach der Aufruhr los (28. Sept. 1730). Wie früher gegen, so schien jetzt alles für den Krieg. Das Gerücht beschuldigte den Großwesir, jene Unglücksfälle seien ein geheimes Anstiften desselben. So forderten die Janitscharen ungestüm seinen und noch ein paar andere Köpfe, die sie für Verräther hielten; mit dem Sultan selbst erklärten sie sich zufrieden. Hätte dieser den Augenblick ergriffen, und den Großwesir rasch geopfert: vielleicht wäre sein Thron noch zu retten gewesen. Allein er mochte sich der gewohnten, langjährigen Stütze nicht berauben, suchte die Rebellen mit dem Versprechen der Absetzung und Verbannung zu begütigen, und als er dann doch endlich Ibrahim erdrosseln und die Leiche ihnen ausliefern ließ, war es zu spät. Die Aufrührer behaupteten, das sei nicht des Großwesirs, sondern ein untergeschobener Leichnam, und wandten sich nun gegen den Sultan selbst. Für sein Leben fürchtend und widerstandsunfähig, da Sultan sowohl als Großwesir, an den Ernst der drohenden Gefahr nicht glaubend, alle Vorkehrungen versäumt hatten, bot Ahmed darauf selbst seine Thronentsagung an gegen durch die Rebellen zu beschwörende Sicherheit seines und des Lebens seiner Kinder. Diese stutzten; das hatten sie kaum erwartet. Doch nach kurzer Berathung gingen sie auf den Vorschlag ein, leisteten den verlangten Eid, und proclamirten (1. Oct. 1730) den Neffen Ahmeds, Mahmud I., Sohn Sultan Mustafa II.

So endete die sieben und zwanzigjährige Regierung Ahmed III. und die zwölfjährige des Großwesirs Ibrahim, welche das osmanische Reich in so bedenklichem, nahen Untergang weissagendem Schwanken zeigte. Noch einmal war ihm unter dem Nachfolger der Schein eines Aufschwungs zu alter Macht und alter Größe beschieden, dem dann um so tieferer Fall folgte.

Der neue Herrscher, Sultan Mahmud I., hatte genug zu thun, um des Aufruhrs, welcher ihn auf den Thron gehoben, wieder Herr zu werden. An eine energische Führung des persischen Krieges war also nicht zu denken. Fast ein volles Jahr verfloß darüber. In den ersten Monaten waren die Rebellen unumschränkte Meister. Die Fürstenstühle der Moldau und Walachei mußten nach ihrem Willen und ihren Launen

besetzt, und selbst der Chan der Krim gewechselt werden. Immer von neuem erhoben sie sich. Aus der Hauptstadt vertrieben, erhoben sie sich in den Provinzen, und trugen die Fahne der Empörung in die fernsten und gefährlichsten Gegenden. So flossen Ströme Bluts im Straßengemetzel, in förmlichem Mord und öffentlichen Hinrichtungen, ehe ein nur irgend erträglicher Zustand herbeigeführt werden konnte.

Inzwischen war es jedoch dem Seriasker und Statthalter von Bagdad, Ahmedpascha, gelungen, Kermanschahan und Ardelan den Persern wieder zu entreißen (Juli 1731); und nachdem Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt nur einigermaßen hergestellt war, traf man nun auch ernstliche Anstalten, dem Feinde kräftig zu begegnen, der schon den Araxes überschritten hatte. Von vier verschiedenen Seiten wurden Seriasker ernannt, und mit ansehnlichen Heeren ins Feld geschickt. War dies doch zugleich auch ein oft angewendetes Mittel, der gährenden Masse einen Abzug zu verschaffen. Der nächste Angriff richtete sich auf Hamadan, und hier kam es in der Ebene von Koridschan, sechs Stunden von jenem Orte, zu einer entscheidenden Schlacht mit Tahmasip (15. Sept. 1731). Nadir war durch einen neuen Aufstand der Afghanen im Osten beschäftigt. Die Osmanen erfochten einen glänzenden Sieg unter der Anführung Alipaschas des Seriaskers; Hamadan selbst fiel am nächsten Tage; die Perser flohen auf Kum und Kaschan, während die nachsetzenden Türken bis gegen Issahan streiften. Alipascha wendete sich darauf dem Norden zu, und sich mit dem Seriasker von Eriwan, Rustempascha, verbindend, eroberte er Urmia (15. Nov. 1731) und zog dann siegend in Tabris wieder ein (4. Dec. 1721), den Sitz seiner früheren Statthalterschaft, aus welchem die Perser ihn Jahrs zuvor vertrieben hatten.

Die Niederlage der Perser zu Koridschan führte eine Menge der abgefallenen Stämme unter die Botmäßigkeit der Osmanen zurück, und stimmte die kühnen Hoffnungen des nach Teheran geflüchteten Tahmasips bedeutend herab. Er sah sich nach Frieden um und knüpfte deswegen eine Unterhandlung mit Ahmedpascha, dem Seriasker von Bagdad an, welche auch von der Pforte gutgeheißen wurde. Doch schickte diese einen Abgeordneten von Constantinopel an Ort und Stelle, um den Gang derselben zu überwachen. Allein noch ehe dieser ankam, hatte Ahmedpascha bereits eine Friedensurkunde (10. Jan. 1732) unterzeichnet, welche, sei es nun aus Verrath oder Kleinmuth, in Aserbeidschan den Araxes und in Irak Derteng und Derue zur Gränze annahm, so daß also von dem früher aus dem Theilungstractat Erworbenen und jetzt zum zweitenmale Eroberten Tabris, Ardelan, Kermanschahan, Hamadan, Huweise und Loristan Persien zurückgestellt werden sollte. Das Erstaunen über diese, nach so vielen Siegesbotschaften unerwartete Wendung war in Constantinopel natürlich groß. In mehrfacher Berathung trat der Diwan

zusammen, um über Annahme oder Verwerfung zu entscheiden. Aber obwohl der Sultan selbst Einwendungen gegen die Aufopferung des eben wiedereroberten Tabris machte, und obwohl der sonst so schlagfertige Topal Osman, dessen schon bei dem Feldzuge auf Morea Erwähnung geschah, damals die Siegel der Großwesirschaft in Händen hielt, so gab dennoch der innere Zustand zunehmender Zerrüttung des Reichs den Ausschlag zu Gunsten der Annahme dieses schmählichen und nachtheiligen Friedens. Man war tief gesunken. Um die Schuld aber, wenigstens vor den Augen der meuternden Bevölkerung, jemand zuzuwälzen, wurde der Großwesir seines Amtes entsetzt (12. März 1732). Doch gewann man mit alle dem nichts, und der Frieden blieb unausgeführt.

Nadirkulichan, der Warwick Persiens, hielt nämlich die Zeit nunmehr für reif, um die eignen Pläne, zu deren Werkzeug die Erhebung Tahmasips ihm gedient hatte, in größerem Maße weiterzuführen. Ein schöner Lohn war ihm von seinem Schützling in den vier Landschaften Chorasan, Masenderan, Sistan und Aserbeidschan freilich zu Theil geworden, den er mit scheinbarer Demuth annahm, indem er den angetragenen Titel Sultan ausschlug, und sich mit dem des Dieners des Schah als Tahmaskulichan begnügte. Sein Ehrgeiz aber strebte viel weiter, und scheute keine Mittel, wie er denn den ersten Grundstein seiner Macht durch den Mord seines Oheims (1727) gelegt hatte. Kaum hatte er Tahmasip jedoch auf den Thron gesetzt, und die Osmanen aus Hamadan, Kermanschahan, Ardelan und Tabris vertrieben, als Einfälle der Afghanen in Chorasan ihn dorthin riefen, um die Herrschaft wieder zu sichern. Inzwischen erlitt der Schah, dessen mächtigster Schutz fern war, die Niederlage zu Koridschan und der Frieden wurde geschlossen. Allein dies war nun Tahmaskulichans Absicht durchaus nicht gemäß. Siegreich von seinem Zuge zurückkehrend mißbilligte er laut den für Persien doch so ehrenvollen Frieden, schmähte den Schah, und stieß dann, zu Isfahan angelangt, diesen vom Throne (26. Aug. 1732), auf welchen er nominell den Sohn desselben, ein Kind von acht Monaten, unter dem Namen Abbas III., setzte. Krieg gegen die Pforte war nun sogleich wieder die Losung, oder freiwillige Rückgabe aller abgerissenen Länder; und ohne Verzug drang er gegen und über die türkische Gränze vor. Kermanschahan wurde besetzt, der Diala überschritten, eine nach dem Norden geschickte Heeresabtheilung nahm Erbil, und Nadir selbst, nachdem er den Statthalter von Bagdad, Ahmedpascha, zu Adana am Diala geschlagen hatte (28 Dec. 1732), einen Theil seines Heeres über den Tigris, und rückte so auf beiden Ufern des Flusses gegen Bagdad an, um dieses einzuschließen.

Solche Nachrichten erregten natürlich große Bestürzung in Constantinopel. Anstatt einen Eroberungskrieg zu führen, und sich in dem

Besitz der abgerissenen Provinzen zu behaupten, sah man sich nun selbst schon jenseits der alten früheren Gränze angegriffen, und mußte um Vertheidigung besorgt sein. Zu diesem Ende wurde der abgesetzte Großwesir Topal Osmanpascha zum Seriasker ernannt, und mit einem aus allen asiatischen Statthalterschaften aufgebotenen Heere von achtzigtausend Mann dem schwer bedrängten Ahmedpascha zu Hülfe geschickt.

Aber erst um die Mitte Juni (18. Juni 1733) konnte Osmanpascha, nachdem er noch alle kurdischen Verstärkungen an sich gezogen, von Mossul aufbrechen; und inzwischen hatte Nadir Bagdad von allen Seiten eng umzingelt, welches schon die Uebergabe zu unterhandeln anfing. Zu Duldscheilik, zwölf Stunden von Bagdad am Ufer des Tigris kam es zur Schlacht mit Nadir (19. Juli 1733), der einen Theil seines Heeres zur Fortsetzung der Belagerung zurückgelassen hatte; und noch einmal bewährte Topal Osman alte Kraft und alten Muth. Nadir wurde auf das Haupt geschlagen, das persische Heer zersprengt, und Bagdad entsetzt. Doch schon nach drei Monaten war der Jubel Constantinopels über diesen Sieg wieder in Trauer verkehrt, wie denn der ganze Krieg fortwährend die plötzlichsten Glückswechsel zeigt, durch die Nachricht, daß Osmanpascha nun wieder von Nadir bei Kerkuk gänzlich geschlagen, und selbst in der Schlacht gefallen war (Oct. 1733). Mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschick, sich hier in der That als einen großen Heerführer erweisend, die Truppen belohnend und belobend, statt sie zu tadeln, zu strafen und ganz zu entmuthigen, hatte Nadir die vernichtenden Folgen seiner Niederlage abgewendet, und ein neues Heer ins Feld geführt.[1]) Siegreich drang er dann in Kurdistan und gegen Georgien vor; Bagdad schwebte abermals in Gefahr; und nur in Beludschistan und an einigen andern Orten ausbrechende Empörungen, welche Nadirs persönliche Anwesenheit erforderten, schafften der Pforte einige Ruhe vor diesem furchtbaren Gegner. Ahmedpascha, der Statthalter von Bagdad, unterzeichnete einen Waffenstillstand mit Nadir (9. Dec. 1733), und zugleich kamen Friedensunterhandlungen in Gang auf Basis der Wiederherstellung der Gränzen wie zu Zeiten Schah Huseins.

Und wie sehr bedurfte die Pforte der Ruhe! Im Innern zerrüttet, in einen gar nicht enden wollenden Krieg verwickelt, wo die durch jene Zustände geschwächten und getheilten Kräfte die Führung eines entscheidenden Schlages verhinderten und die unbefriedigende Fortsetzung oder nachgebender Frieden, beides gleich verderblich wurde: unter solchen Umständen erschien die Herrschaft der Osmanen auf das tiefste erschüttert, ihre Macht weniger zu fürchten denn je.

Das Verhältniß Rußlands zu Persien hatte sich inzwischen in höchst

1) Malcolm hist. of Persia 2. 12.

eigenthümlicher Weise gestaltet. Die Vortheile, welche man von dem Erwerb der Provinzen am caspischen Meere erwartete, hatten sich doch nicht dermaßen und vor allem nicht so unmittelbar verwirklicht; im Gegentheil forderte die Behauptung derselben ungemeine Opfer an Geld und Menschen, an welchen beiden Rußland keinen Ueberfluß hatte. Und die Geduld, Ausdauer und Beharrlichkeit Peters, der nicht sowohl den Augenblick als stets die Zukunft erwog, ließ sich nicht vererben. In der That aber war dieser Besitz auch verhältnißmäßig sehr unfruchtbar und kaum haltbar, wenn nicht gleichzeitig die zweite Hälfte von Peters Plan zur Ausführung kam, wozu alles vorbereitet war,[1]) als sein Tod dies durchkreuzte, nämlich die Wiedereroberung Assows und die Begründung russischer Herrschaft am Assowschen und Schwarzen Meere. Dazu war jedoch unter den nun in Petersburg selbst erfolgenden Wirren und Thronrevolutionen keine Aussicht vorhanden. So war denn schon bei dem Regierungsantritt Catharinens die Frage berathen, ob es nicht besser sei, jene Erwerbungen lieber ganz wieder aufzugeben; doch hielt Scheu, einem von dem Gründer des Reichs mit so großer Lebendigkeit gefaßten Gedanken und dadurch der Ehre Rußlands zu nahe zu treten, davon ab. Das Ansinnen der Pforte, ihr, wie der Theilungstractat allerdings es versprochen, zur Behauptung ihres Antheils des Raubes und im Kriege gegen Eschref behülflich zu sein, fand dagegen, wie vorauszusehen war, kaum Gehör. Vielmehr wurde Eschref anerkannt; die Pforte mochte sehen, wie zu Ende zu kommen; und zugleich benutzte man die Gelegenheit, die eigene Gränze besser und sicherer abzurunden, namentlich um sich über ganz Daghistan gegen die Kabartai, das Asowsche Meer und also auf Kosten der Pforte auszudehnen. Darüber entstanden, wie wir bereits sahen, ernste Differenzen zwischen den beiden Mächten.

Inzwischen bestieg die Herzogin von Kurland, Tochter Iwans, Bruder Peters, als Kaiserin Anna den russischen Thron (29. Jan. 1730), damit nicht allein die Holstein-Gottorpsche Linie, sondern überhaupt die Nachkommenschaft Peters des Großen ausschließend. Hierdurch schien sich ein günstiges, einigermaßen dauerhaftes Verhältniß im Norden zu gestalten; und Anna säumte deswegen nicht, nunmehr im Süden dasjenige mit größerem Nachdruck zu betreiben, was auch schon unter ihren Vorgängern seit Peters Tode niemals ganz geruht hatte. Eine enge Allianz wurde zu Copenhagen (26 Mai 1732) mit Dänemark und dem Kaiser geschlossen, welche den Herzog von Holstein-Gottorp gänzlich preisgab.

Den Streitigkeiten der Krimschen Tataren mit Rußland, diesem nie erlöschenden Zunder neuen Brandes, wurde jetzt eine ganz andere und viel umfassendere Bedeutung gegeben. Schon die oben erwähnten in der

1) General Mansteins Nachrichten von Rußland p. 121.

Krim und am Kuban unter den Tataren ausgebrochenen Unruhen waren den Russen willkommene Veranlassung zu halb offener, halb versteckter Einmischung geworden. Denn, obwohl die Tscherkessen und Noghaier der Kabartai, am nördlichen Abhange des Kaukasus an den Ufern des Kuban und des Terek wohnend, durch die letzten Friedensschlüsse wiederholt und ausdrücklich als abhängig von den Chanen der Krim waren anerkannt worden, so machte Rußland doch ab und an immer wieder Ansprüche geltend, weil in früherer Zeit mehrere Stämme in ein freiwilliges Abhängigkeitsverhältniß zu ihm getreten waren, Schutz gegen die Erpressungen und Unterdrückungen jener suchend. So machte dasselbe auch starke Miene, sich ihrer anzunehmen, als sie in jenen Unruhen dem Tatarchan den jährlichen Tribut weigerten, und, in Constantinopel als Rebellen erklärt, von diesem angegriffen wurden. Allein die Zeit war noch nicht reif, ein Krieg mit der Pforte damals noch nicht zu wagen, wozu ein weiteres Vorschreiten unfehlbar führen mußte. Man begnügte sich also, weitläuftige Gränzerörterungen in Constantinopel anzufangen, bei denen die Forderungen sich immer steigerten, je näher ein günstiger Zeitpunct heranzurücken schien, bis man endlich (9. August 1731) die getheilte und bald darauf gar die ganze Herrschaft der Kabartai verlangte, unter dem wunderlichen und überdies unerweislichen Vorwande, daß die Tscherkessen ursprünglich Kosaken aus der Ukraine und folglich russische Unterthanen wären. Was vermöchte ein solcher Rechtstitel nicht alles zu begründen! So arbeitete man wieder darauf hin, an jenen für Rußland so überaus wichtigen Gestaden sich auszubreiten.

Anna traf alle Anstalten zu energischem Vorschreiten. Gleich nach ihrem Regierungsantritte ließ sie die noch von Peter gemachten Vorbereitungen und angesammelten Vorräthe untersuchen, fand aber alles auf das schlimmste vernachlässigt und verderben, und sah sich deswegen genöthigt, alles von neuem zu beginnen. Dies aber erforderte Zeit; und der entscheidende Bruch blieb vorläufig also noch verschoben, so verlockend die damalige durch innern Aufruhr und den Krieg mit Persien zerrüttete Lage der Pforte zum Angriff auch war. Mit solchen Plänen umgehend, die es wo möglich noch Peter selbst zuvor thun sollten, fühlte die Kaiserin jedoch die Nothwendigkeit, sich ihnen mit ungetheilter Macht zuwenden zu können; und daran hinderte sie vorzüglich der immer neu entbrennende Kampf an der persischen Gränze und die großen Anstrengungen, welche die Behauptung jener Provinzen erforderte. Ueberdies störten diese das Verhältniß zu Persien, dessen andauernder und endlich mit so entschiedenem Glück gegen die Türken geführter Krieg den eigenen Unternehmungen den besten Vorschub zu leisten versprach. Sie suchte sich derselben nun also ernstlich auf irgend eine gute und nicht ehrenrührige Art zu entledigen, und ließ sich darüber in eine Unterhand-

lung mit Nadir ein, welcher eben Tahmasip entthronte, deren Resultat (Juli 1732) in der That Rückgabe des größten Theils jener Eroberungen war, mit Ausnahme des Küstenstrichs von Derbend und Baku, wogegen Rußland Handelsvortheile zugestanden wurden. Doch machte Nadir die Bedingung, daß Rußland jene Landstriche noch einige Jahre besetzt halten sollte, um sich auf diese Weise in dem wieder beginnenden Kriege mit den Osmanen Rücken und Flanke zu decken. Dies geschah. Ein Freundschaftsbündniß zwischen Anna und Nadir wurde errichtet, und bei mehr als einer Gelegenheit liehen die russischen Waffen den persischen offene Unterstützung.[1])

Um diese Zeit (Ende 1732), von Nadir in Kurdistan hart bedrängt, Bagdad selbst bedroht sehend, bot die Pforte den Chan der Krim, Kaplaugirai, auf, mit einem Heere gegen Persien auszuziehen, und bei dieser Gelegenheit auch die durch russische Einmischungen unter den Gebirgsvölkern des nördlichen Kaukasus, am Kuban, Terek bis an die russische Gränze zu Derbend, sehr erschlafften Bande des Gehorsams wieder etwas anzuziehen. Zu solchem Zweck ordnete der Tatarchan den Kalgha Fethgiraisultan ab, welcher mit einem großen aus den Tataren der Krim und Bessarabiens, aus Tscherkessen und Noghaien gebildeten Heere von der Krim nach Asien übersetzte, und am Kuban durch die Kabartai gegen Daghestan ziehend die Huldigung der dortigen Stammesfürsten empfing. Kaum verlautete jedoch die Kunde von diesem Unternehmen, so war auch Rußland wach, welches um keinen Preis dulden wollte, daß die Tataren jene Gegenden wieder unter die Botmäßigkeit des Chans und der Pforte brächten, wo es selbst schon als unumschränkter Herrscher auftreten wollte. Der in der Ukraine stehende russische General Weißbach protestirte unverzüglich gegen den Zug, welcher russisches Gebiet verletze. Da aber die Tataren sich wenig daran störten, und Fethgirai inzwischen an der westlichen Gränze Daghestans angelangt war, trotz aller Einwendungen und Drohungen des am Caspischen Meere commandirenden Prinzen von Hessen-Homburg, daß er gezwungen sein würde, sich weiterem Vorschreiten mit Gewalt zu widersetzen, so kam es dort in der That zu einem Zusammenstoß (11. Juni 1733), worauf die Tataren Derbend vorbei zogen, und jenseits des Samur zu Chodad lagerten. Das russische Gebiet war bei diesen Vorfällen wirklich verletzt, und damit ausnahmsweise gerechter Grund zur Beschwerdeführung in Constantinopel gegeben, den man denn auch mit großem Lärm geltend zu machen nicht verfehlte.

Mittlerweile war nun aber König August II. von Polen gestorben (1. Febr. 1733), und die Frage wegen Wiederbesetzung des polnischen

1) Manstein 78.

Thrones, welche die europäischen Mächte schon längere Zeit unter einander beschäftigt hatte, stand zur Entscheidung. Dies hielt denn einerseits Rußland noch einmal zurück, sich nicht voreilig mit der Pforte ganz zu überwerfen, mit welcher voraussichtlich ohnehin Discussionen über die polnischen Angelegenheiten entstehen mußten; andererseits wurde Constantinopel nun wieder, wie gewöhnlich, der Schauplatz der vielfachsten Gegenbestrebungen, Reizungen und Intriguen der westlichen und nördlichen Diplomatie, um Diversionen zu machen oder zu verhindern.

Frankreich begünstigte, wie Rußland und Oesterreich dies vorausgesehen hatten, die Neuwahl Stanislaus Lesczynskis; und hatte dasselbe auch eigentlich kein so entschieden überwiegendes politisches Interesse dabei, um das äußerste an die Durchführung seines Willens zu wagen, so war es doch gewissermaßen eine Ehrensache, den Schwiegervater seines Königs nicht fallen zu lassen. Dagegen aber erklärten und verbündeten sich Rußland und Oesterreich, wie zu erwarten; ersteres, weil es den alten Gegner und den Günstling Karls XII. nicht in Polen dulden konnte, dieses um keinen französischen Einfluß dort aufkommen zu lassen. Dem Sohne und Nachfolger Augusts in der Chur waren beide indessen keineswegs geneigt, da August weder die pragmatische Sanction hatte anerkennen, noch Rußland in Betreff Kurlands, als Lehen der polnischen Krone, zufrieden stellen wollen. Ihre Absichten waren deswegen zunächst auf Emanuel, Bruder König Johanns V. von Portugal, gerichtet gewesen, für welchen, und überhaupt gegen jeden französischen Candidaten, Rußland auch Preußen zu gewinnen suchte. Doch scheiterte diese schon bis zur Aufstellung eines förmlichen Tractats (31. Dec. 1731) gediehene Unterhandlung an der Forderung Preußens, welches außer der Garantie des Herzogthums Berg noch die eventuelle Succession eines preußischen Prinzen in Kurland verlangte. Auf dieses aber hatte der allmächtige Biron sein eigenes Absehen. Und solche Umstände kamen August III. bei seinen Bewerbungen um die Krone zu Hülfe. Mit dem Kaiser war alles vermittelst der pragmatischen Sanction auszurichten; und die Anerkennung derselben durch August war freilich von besonderer Bedeutung, da von diesem als Gemahl der Erzherzogin Marie Josephine, ältesten Tochter Kaiser Josephs I., Ansprüche an die österreichische Erbschaft zu befürchten waren. Biron wurde der Herzogshut Kurlands versprochen; und so entstanden enge Bündnisse Augusts zu Wien (16. Juli 1733) mit Oesterreich und zu Warschau (25. Aug. 1733) mit Rußland, welche allen Beistand zur Erhebung desselben zusagten.

England und Preußen verhielten sich bei alle dem passiv, obwohl jene Verträge die Beistimmung derselben, so wie Dänemarks, als Alliirter der tractirenden Mächte überall ausdrücklich voraussetzten. England fand kein eignes, unmittelbares Interesse dabei berührt, und Preußen

hielt im Grunde wohl die Wahl Stanislaus Lesczynskis für die seinem Vortheil gemäßeste, oder wünschte wenigstens nicht die des Churfürsten von Sachsen. Doch wies dasselbe ebensowohl die Anträge Frankreichs ab, als es sich auch mit der Gegenpartei auf nichts einließ. Gegen Rußland war dasselbe um Kurlands willen gereizt.

Französische Intriguen und französisches Gold, dieses mächtigste aller Mittel in Polen, setzten inzwischen die Wahl Stanislaus wirklich durch (12. Sept. 1733). Aber schon am nächsten Tage wählte die Gegenpartei, welche das Wahlfeld verlassen hatte, unter Protest gegen die Rechtmäßigkeit jener Wahl, August III.; und russische, österreichische und sächsische Heere standen an den Gränzen bereit, ihn zu unterstützen.

Frankreichs Aufgabe war hier eine höchst schwierige. Um Rußland und Oesterreich die Wage und Stanislaus auf dem Throne zu erhalten, hätte dasselbe bedeutende Truppenmassen nach Polen schicken müssen, die nur zur See dorthin gelangen konnten. Das aber würde unzweifelhaft England und Holland beunruhigt, vielleicht gar zu einer Erklärung zu Gunsten ihres alten Alliirten, des Kaisers, bewogen haben, was Fleuri um jeden Preis zu vermeiden suchte; denn die Verbindung mit den beiden Seemächten wurde ohnehin schon lockerer und lockerer. Deswegen wurden nach Danzig, um eine Demonstration zu machen, nur funfzehnhundert Mann geschickt, die natürlich nichts ausrichteten, und in russische Kriegsgefangenschaft geriethen, dagegen aber dem Kaiser unverzüglich der Krieg erklärt (10. Oct. 1733). Die Gelegenheit schien günstig für Spanien und Sardinien, um ihre alten Begehren gegen Oesterreich durchsetzen zu können: für Spanien, oder vielmehr für die Königin Elisabeth von Parma, um ihrem Sohne, Don Carlos, nun doch das Ziel aller ihrer Wünsche, den Thron Neapels, zu verschaffen; für Sardinien, welches nie eine andere Politik als die des augenblicklichen Gewinns kannte, um sich in der Lombardei auszudehnen. Beide verbanden sich also mit Frankreich (Escurial 25. Oct. 1733) zu gemeinsamem Angriff auf den Kaiser in Deutschland, in der Lombardei und in Neapel.

Oesterreich, auf den Wiener Vertrag (16. März 1731) sich stützend, rief England und Holland zu der dort stipulirten Hülfsleistung auf. Allein beide hatten keine Neigung, sich in diese Streitigkeiten mit hineinziehen zu lassen, um so weniger, da Fleuri wiederholt und feierlich versicherte, daß es durchaus auf keinen Eroberungskrieg und Erweiterung der französischen Gränzen abgesehen sei. Sie ließen den Kaiser also gänzlich im Stich, und schlossen vielmehr im Haag (24. Nov. 1733) eine Neutralitätsconvention mit Frankreich ab, gegen dessen Versprechen, sich jedes Angriffs auf die österreichischen Niederlande zu enthalten. Kaum besser fuhr der Kaiser im Reich. Denn obwohl dieses durch die Wegnahme Kehls, Pavias und Mailands offenbar verletzt und der Badener

Frieden gebrochen war, und obwohl der Reichstag dies selbst in einem Conclusum (26. Febr. 1734) aussprach, so zeigte Deutschland doch das gewöhnliche, allen französischen Unternehmungen so förderliche Bild der Zwietracht und Zerrissenheit, indem mehrere der bedeutendsten Reichsstände, Pfalz, Cöln, Baiern sich neutral erklärten. Diese drei bildeten damals freilich nur eine Familie, und trachteten nach hohen Dingen, deren Hintergrund, wie immer, Frankreich bildete.

So brach denn am Rhein und in Italien abermals der Krieg aus, welcher Unglück über Unglück auf die kaiserlichen Waffen häufte, und Oesterreich Neapel, dem Reiche aber Lothringen kostete. Die Erwerbung der kleinen italiänischen Fürstenthümer ersetzte kaum, und noch weniger die endlich erreichte französische Anerkennung der pragmatischen Sanction, die Verluste im nördlichen Italien. Das alles mochte die Verbindung mit Rußland nicht abwenden. Rußland aber erreichte seinen Zweck, die nächste Veranlassung des Krieges, die Erhebung und Behauptung August's III. auf den Thron Polens, wo es nun wieder unumschränkt schaltete.

Diese Wirren und Spaltungen des Westens fanden also auch ihren unvermeidlichen Wiederhall im Osten.

Gleichzeitig mit dem offenen Widerstande der russischen Generale in der Ukraine und am Caspischen Meere gegen den Zug der Tartaren am Kaukasus, protestirte auch der russische Resident, Naplujeff, in Constantinopel gegen denselben; und alle Vorstellungen der Pforte, daß das russische Gebiet auf alle Weise respectirt werden solle, und daß das Unternehmen lediglich wider Nadir gerichtet sei, wurden nur mit Behauptungen ungetheilter Herrschaft über die Kabartai beantwortet. Inzwischen gab der polnische Successionskrieg den Dingen eine andere Wendung. Die Pforte protestirte nun ihrerseits gegen den Einmarsch russischer Truppen in Polen, als den als ewiger Frieden erneuerten Schlüssen vom Pruth und Adrianopel zuwiderlaufend; und dies bewirkte denn wenigstens so viel, daß Rußland den allerdings beabsichtigten Bruch noch um einige Zeit verschob. Diesen ganz zu vermeiden war jedoch der sehnlichste Wunsch der noch mit Persien in vollem Kriege stehenden Pforte. Bezüglich Polens blieb es also bei dem Proteste; und Fethgirai bekam einen Verweis wegen der Verletzung der russischen Gränze und Befehl umzukehren. Dem Chan der Krim wurde auf das schärfste vom Großwesir eingebunden (Sept. 1733), keinen Anlaß zu neuen Irrungen mit Rußland zu geben.

Welch fruchtbares Feld bot sich hier nun aber nicht den Intrigunen der westlichen Diplomatie! Der französische Gesandte Villeneuve und der Bevollmächtigte Stanislaus Leszczynskis, Stadnicki, waren unablässig bemüht, die Pforte zum Kriege, nicht nur gegen Rußland, sondern

auch gegen Oesterreich zu reizen; und diese fanden an dem Renegaten Bonneval eine kräftige, sich ihnen freilich keineswegs immer unterordnende Stütze. Graf Bonneval, früher im Heere seines Vaterlandes, Frankreichs, dienend, hatte dieses verlassen müssen und kaiserliche Farben genommen. So machte er mehrere Feldzüge unter Eugen mit, namentlich auch gegen die Türken, gegen welche er bei Peterwardein focht. Doch auch hier duldete es ihn nicht lange; und ohne Aussicht in Europa, als Abenteurer verrufen, ging er von Venedig nach Constantinopel (1729), trat dem Scheine nach zum Islam über, und wurde nun dort die Seele innerer Reform sowohl, namentlich des Kriegswesens, als auch der äußern Politik. Vom wüthendsten Hasse gegen Oesterreich getrieben, welches ihn zurückgestoßen, wendete er sich wieder seinem Vaterlande zu, das sich ihm doch ebenfalls verschloß, und war fortan bemüht, Frankreich, Schweden und die Pforte gegen Oesterreich und Rußland in die Waffen zu bringen. Während Villeneuve also zum Kriege und zur Anerkennung Stanislaus ermunterte, ging Bonneval noch viel weiter, indem er an einem Schutz- und Trutzbündnisse Frankreichs, Schwedens und der Pforte schmiedete, welchem zufolge funfzigtausend Franzosen sich mit den Türken in Bosnien vereinigen sollten, um Oesterreich anzugreifen, während Baiern einen Einfall von seiner Seite machen würde; denn auch in Schweden zeigte sich jetzt wieder allmälig eine gereiztere Stimmung gegen Rußland. Man hatte dort die gewaltigen Verluste des nordischen Krieges doch noch nicht verschmerzen können, entfernte sich von Rußland, und schloß sich Frankreich mehr an, so weit die Anarchie der Parteien die Wahl eines Systems überhaupt erlaubte.

Dem entgegen arbeitete natürlich der kaiserliche Resident, Talman, welcher eifrigst strebte, den Frieden zwischen Rußland und der Pforte zu erhalten, und das Einrücken russischer Truppen in Polen als durchaus nicht vertragswidrig darzustellen, da diese Einmischung lediglich durch die Frankreichs herbeigeführt, und die Absicht nur die sei, die Freiheit Polens und die Unabhängigkeit seiner Königswahl zu schützen. Die Sophisterei war indessen doch zu grob, um die Pforte zu täuschen. Kräftiger wirkte Rußland ein, indem es Nadir unterstützte und anregte, den Krieg fortzusetzen und keinen Frieden ohne Rußland zu schließen.

England und Holland trachteten, wie gewöhnlich, den Krieg zu entfernen und die ausgebrochenen Mißhelligkeiten zu vermitteln; doch gelang ihnen das im Osten ebenso wenig wie im Westen, wo die streitenden Mächte, mißtrauisch oder gereizt, von der Einmischung derselben noch nicht hören wollten.

Unter diesen Bestrebungen und Gegenbestrebungen verstrich noch ein volles Jahr (1734), ehe Rußland den richtigen Augenblick herangekommen

glaubte. Endlich schien dieser da zu sein, und zwar unter günstigster Constellation aller Verhältnisse.

Mit dem Falle Danzigs (28. Juni 1734) und der Flucht Königs Stanislaus war der kurze polnische Feldzug so gut wie beendet. Der größte Theil des Adels und der Anhänger Lesczynskis war dort zu Gefangenen gemacht, und die übrigen, ohne Einigkeit und zerstreut, waren nicht im Stande, den Russen erheblichen Widerstand zu leisten. Oesterreich, das als Rival im Osten stets am meisten zu fürchtende, war auf das schwerste bedrängt. Von seinen alten Bundesgenossen verlassen erlag es seinen Gegnern, und erlitt am Rhein und in Italien Niederlage auf Niederlage. Lothringen, die Lombardei, Neapel, Sicilien gingen rasch verloren; und fast den einzigen Beistand fand der Kaiser am Ende nur noch bei Rußland selbst, in der geringen ihm von diesem gewährten Unterstützung, welche zum erstenmal russische Truppen in das Herz Europas bis an den Rhein führte. England und Frankreich beobachteten sich gegenseitig mit wieder wachsender Eifersucht. Ersteres scheute den Krieg, und letzteres hatte am Rhein und in Italien mit Oesterreich zu thun. Von beiden hatte Rußland nichts zu fürchten, so wenig wie im Norden, wo dasselbe in enger Allianz mit Dänemark stand, und in Schweden wenigstens auf eine starke Partei sich stützen konnte, durch welche es die gänzliche Lähmung aller Autorität und sogar die Erneuerung der Allianz von 1724 erreichte (5. Aug. 1735). Freilich wollte das an und für sich nicht viel bedeuten, so wie die Sachen damals in Schweden lagen; immerhin aber wurde für den Augenblick der wachsende Einfluß Frankreichs dadurch gebrochen. Und nun der innere Zustand des osmanischen Reiches selbst!

Nadir war siegreich aus Beludschistan zurückgekehrt (April 1734), und da die Pforte die von Ahmedpascha bei Abschluß des Waffenstillstandes verabredeten Friedenspräliminarien verworfen hatte, drang er sofort gegen Georgien vor. Die Pforte war jedoch friedselig genug, wenn die Bedingungen nur einigermaßen annehmbar, und hörte bereitwillig auf erneute Friedensanträge, welche den Araxes als Gränze und die Rückgabe alles auf dem rechten Ufer belegenen zur Grundlage nahmen. Allein der von der Pforte selbst eingesetzte und abhängige Chan von Schirwan wollte von einer solchen Abtretung, die einen Theil seines Gebiets mit begriffen haben würde, nichts hören, und durch diesen entspann sich der Kampf von neuem. Nadir, der sich nun auch gegen Rußland zum Kriege verpflichtet hatte, überschritt den Araxes, ließ zwei seiner Feldherrn belagernd vor Gendsche und Eriwan, und marschirte selbst auf Karß, den zum Seriasker ernannten Abdullah Köprili zu begegnen. Der Zusammenstoß der beiden Heere erfolgte (14. Juni 1735) an den Ufern des Arpatschai bei Baghawend. Nadir selbst focht unter

den ersten und tapfersten, die Perser zu unwiderstehlichem Andrange mit fortreißend, so daß die überlegene Zahl der Osmanen ihm nicht Stand zu halten vermochte; und als nun Abdullah selbst fiel, das Loos seines Vaters, des Großwesirs Mustafa, bei Slankamen theilend, löste das türkische Heer sich in wilder unaufhaltsamer Flucht auf.

Die nächste Folge dieses entscheidenden Sieges war die Uebergabe von Gendsche, Tiflis und Eriwan. Nadir selbst aber hielt es nun ebenfalls an der Zeit, den letzten, schon lange vorbereiteten Schritt zu thun, indem er sich die Krone Persiens aufsetzte. Zur Feier des Festes der Frühlings Tag- und Nachtgleiche (1736) wurden alle Großen des Reichs auf der Ebene von Moghan am Zusammenfluß des Kur und Araxes versammelt, wo ein prachtvolles Lager aufgeschlagen war, und ihnen die Frage vorgelegt, wen sie zum Herrscher Persiens erheben wollten. Denn der kleine Abbas war inzwischen, sei es natürlichen oder meuchlerischen Todes gestorben. Natürlich fiel die einstimmige Wahl auf Nadir selbst, als Retter des Reichs von Afghanen, Türken und Russen. Nadir, scheinbar überrascht und demüthig, lehnte jedoch ab unter feierlicher Versicherung, daß der Gedanke, selbst den Thron zu besteigen, niemals in seine Seele gekommen, daß der Ruhm, der Retter des Vaterlandes zu sein, ihm genüge, und sein einziger Wunsch Ruhe von der Last der Kriegsführung und Regierung sei. Und dieses Possenspiel wiederholte sich tagtäglich einen ganzen Monat lang, bis er endlich mit scheinbarem Widerstreben dem allgemeinen Verlangen nachgab und die Krone annahm (26. Febr. 1736), für so großes Opfer nun aber auch die Gegenforderung stellend, daß hinfort in Persien die Lehre der Sunni die allein anerkannte und rechtmäßige sein solle. Ein gefährliches aber wohldurchdachtes Unternehmen, auf dessen Durchführung allein jener Mummenschanz freier Abstimmung und gleißnerischer Ablehnung der höchsten Würde berechnet war. Denn war Nadir ursprünglich selbst ein Bekenner der Lehre der Schii, und hatte er den mächtigen Hebel des Religionshasses wohl zu benutzen gewußt, um den Kriegseifer gegen die einfallenden Sunniten, Afghanen und Osmanen, zu befeuern, so war das Verhältniß jetzt ein ganz anderes, wo er nicht mehr auf bloße Abwehr, sondern eignen Angriff auf die Herrscher Indiens und die fruchtbaren Provinzen Kleinasiens sann. Hier die Herrschaft der von den Sunniten so bitter gehaßten Schiiten begründen zu wollen, würde die Last und Gefahr der Unternehmungen unendlich erschwert haben; und überdies war es sein, wie das Interesse aller Usurpatoren, wo möglich selbst jede Erinnerung an das gestürzte Herrscherhaus zu vertilgen.[1])

Diese unheilvolle Entwicklung des persischen Krieges ließ die Pforte

1) Malcolm 2. 16.

nochmals den Tatarchan der Krim zum Zuzuge und persönlichen Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze aufbieten. Alle Versuche, Rußland von seinem Widerspruch dagegen abzubringen, alle Versprechen, daß das russische Gebiet auf das sorgfältigste vermieden und auf keine Weise verletzt werden solle, waren jedoch fruchtlos. Denn was war russisches und was türkisches Gebiet? Und Rußland stand also auch nicht an, zu erklären, der Zug könne ohne eine solche Verletzung gar nicht vor sich gehen, und da es sowohl mit Persien wie mit der Pforte im Frieden, werde es sich demselben auch jetzt wie schon vor zwei Jahren widersetzen. Die ganze Kabartei und ganz Daghistan wurden als unbestreitbares Eigenthum in Anspruch genommen. Dagegen war denn nichts auszurichten, weder durch Vorstellungen seitens der Pforte, noch durch die Bemühungen der beiden Seemächte. Und kaum war der Tatarchan von der Krim nach Asien übergesetzt, so erhielt (August 1735) auch der in der Ukraine stehende General Weißbach Befehl, mit zwanzigtausend Mann gegen die Krim aufzubrechen. Dem jedoch kamen die Tataren zuvor, indem diese nun selbst verwüstend die russische Gränze überschritten, und Weißbach zum Rückzuge zwangen, der dabei selbst durch einen Pfeilschuß das Leben verlor. Um dies zu rächen, fiel dann einige Monate später (Oct. 1735) der General Leontiew sengend und brennend in die Noghaischen Steppen ein, in der Hoffnung, die von ihren an den Kaukasus gezogenen Vertheidigern entblößte Krim leicht bewältigen zu können. Aber noch ehe er sie erreichen konnte, zwangen Krankheiten, Mangel an Unterhalt in den unwirthlichen Gegenden und die weit vorgerückte Jahreszeit denselben mit bedeutendem Verluste zur Umkehr (Nov. 1735).[1])

So war denn der Krieg schon im vollen Gange, ehe noch eine förmliche Kriegserklärung erfolgt war. Dennoch ließ die Pforte nicht nach in ihren Bemühungen den Frieden zu erhalten, oder wenigstens die Verallgemeinerung des Krieges zu verhüten, bis es ihr gelungen, mit Persien auf eine oder die andere Weise fertig zu werden, oder sich irgend welchen Beistand zu verschaffen, worüber man unter französischer Hülfe mit nach Constantinopel gekommenen schwedischen Agenten unterhandelte. So weit war es nun schon gekommen, daß die Pforte selbst in der Christenheit sich nach Verbündeten umsah. Allein jetzt war kein Einhalten mehr möglich. Rußland war zum Kriege entschlossen. Während des fehlgeschlagenen Zuges Leontiews bildete der Feldmarschall Graf Münnich in der Ukraine schon ein großes, zum nächsten Feldzuge bestimmtes Heer, und richtete zu Woronesch und Brijänsk alles her, um den Don sowohl, als den Dniepr hinunterfahren zu können. Bereits gegen Ende des Jahres zeigten russische Truppen sich am Eingange der

1) Manstein 122.

Krim und in der Nähe Assows, auf welches der erste Angriff gemünzt war. Die Pforte aber, dadurch zu lebhaftester Befürchtung aufgelärmt, suchte man mit der Antwort (24. Febr. 1736) hinzuhalten, daß alles dies nur Maßregeln gegen den Marsch des Tatarchans und nöthige Vorsicht seien, daß Rußland jedoch durchaus nicht beabsichtige, an dem Kriege Persiens sich zu betheiligen. Doch schon im nächsten Monat lief die Nachricht ein, daß die Russen wirklich die Belagerung Assows angefangen, zugleich mit der Anzeige, daß, da der Tatarchan am Kuban, und die Pforte rüste, Rußland die Krim besetzen würde, einzig um Sicherheit gegen die Tataren zu erlangen; und in einem langen Schreiben (12. April 1736) des Vicecanzlers Ostermann an den Großwesir wurden sämmtliche Rußland von der Pforte seit Anfang des Jahrhunderts angeblich zugefügten Beleidigungen und Verletzungen aufgezählt, und mit Krieg gedroht, wenn kein gütliches Mittel verfange. Alles durch die früheren Friedensschlüsse bereits erledigte wurde wieder aufgewärmt, namentlich auch die letzten Einfälle der Tataren, die man selbst veranlaßt und schon so blutig gerächt hatte. Denn irgend einen ostensiblen Grund zu diesem gewaltsamen Angriff mußte man doch haben; und einen Schein des sonst ziemlich unerweislichen Rechts suchte Rußland stets sorgfältig zu bewahren. So sollte die Pforte auch noch die Schuld der Unnachgiebigkeit und des daraus entstandenen Krieges tragen, obwohl dieselbe sich doch gegen den russischen, gegen den kaiserlichen und gegen die Residenten der Westmächte wiederholt bereit erklärt hatte, alle und jede Genugthuung für die durch die Tataren, über welche sie nur eine so zweifelhafte Autorität besaß, ausgeübten Räubereien und Gränzverletzungen zu leisten. Deswegen redete denn Rußland jetzt im letzten Augenblicke von Frieden, wo es selbst schon zu offenen Feindseligkeiten schritt, wo der Krieg, zu welchem Rußland seit Jahren unablässig gedrängt hatte, ganz unvermeidlich geworden war, und jenes Schreiben selbst im Grunde nichts als ein Kriegsmanifest war.

Der Pforte blieb also abermals, wie schon früher im persischen Kriege, nichts als die leere Förmlichkeit der Kriegserklärung, zu der sie, von Rußland mit Gewalt gezwungen, ungern genug schritt (28. Mai 1736), immer noch hoffend, daß durch die Vermittlung der Seemächte oder durch Oesterreich, an welches man sich ebenfalls wiederholt wendete, der Frieden wieder hergestellt werden möge.

Außer den nothwendigsten Rüstungen zur Kriegsführung ließ man es sich in Constantinopel nun aber vor allem angelegen sein, in Persien zu Ende zu kommen. Zu solchem Zwecke waren schon gleich nach der Niederlage am Arpatschai durch Ahmedpascha erneute Unterhandlungen mit Nadir angeknüpft worden, auf welche dieser auch einging, da sein kühner unruhiger Geist schon auf eine Unternehmung gegen Indien sann.

Doch forderte er, außer der eigenen Anerkennung als Schah und Herstellung der alten Gränze, die er ja schon zurückerobert hatte, auch noch die Anerkennung der nunmehr orthodoxen Perser als fünfte rechtgläubige Secte der Sunni, unter der Bezeichnung Dschaaferi, gleiche Berechtigung derselben in Mekka, und Theilnahme Rußlands an dem Frieden. Die Bedingungen waren freilich sehr harte für die Pforte, um so mehr, da auf diese Weise ein doppeltes Chalifat zu entstehen drohte, und der Krieg gegen Persien ja vornehmlich als ein Religionskrieg gegen Ketzer war geführt worden. Dem Religionseifer und den Eroberungen, diesen Hauptmitteln, den Schlachtenmuth der Osmanen zu entflammen, beiden sollte man entsagen. Allein hier war kein Schwanken der Wahl möglich, und Ahmedpascha erhielt Befehl (8. April 1736), in den Präliminarien alles zuzugestehen, mit einziger Ausnahme der Theilnahme Rußlands an dem Frieden. Man schmeichelte sich vielleicht wohl gar mit der Hoffnung, Schah Nadir selbst gegen Rußland in die Waffen bringen zu können; freilich sehr vergeblich, da dieser gegen das Versprechen der Fortsetzung des Krieges mit der Pforte, von Rußland schon freiwillig alles zurückerhalten hatte, worauf er Anspruch machte, und wozu der Küstenstrich Daghistans, das einzige, was die Russen noch besaßen, nicht gehörte. Jene Zusage, ohne Rußlands Zustimmung keinen Frieden mit der Pforte schließen zu wollen, hielt Nadir indessen nicht ab, seine Kräfte unter so günstigen Umständen für andere Unternehmungen frei zu machen; und so traten in Constantinopel von jenem abgeordnete Bevollmächtigte mit denen der Pforte zusammen, welche endlich (17. Oct. 1736) den definitiven Frieden ins Reine brachten. Nadir wurde als Schah anerkannt, die Perser als rechtgläubige Sunni behandelt, und die Gränzen wieder hergestellt, wie der Friedensschluß unter Sultan Murad IV. (7. Mai 1639) sie bestimmt hatte, alles durch den russisch-türkischen Theilungsvertrag erworbene also aufgegeben. So verlor Rußland einen Verbündeten, auf den es doch nicht wenig gerechnet hatte.

Der russische Feldmarschall Graf Münnich, Sohn eines oldenburgischen Edelmanns und von Peter I. nach Rußland gezogen, hatte inzwischen seinen ersten Angriff, wie erwähnt, auf Assow gerichtet (31. März 1736), diesen wundesten Punkt des Friedens am Pruth, welches er rasch und ohne großen Zeitverlust einnehmen zu können hoffte. Einige der Außenwerke und ein paar nahe gelegene Forts wurden auch ohne Mühe erstürmt. Allein die Festung selbst war auf der Landseite noch durch Peter und die eigenen Hände der Russen so stark befestigt, und auch die russische Flotte, zum Angriff von der Wasserseite, den Don noch nicht hinabgekommen, so daß Münnich bald einsah, wie er nicht hoffen dürfe, hier so bald zum Ziele zu gelangen. Er übertrug die Belagerung also dem Feldmarschall Grafen Lacy (6 April 1736), und ging selbst wieder

zu dem noch in der Ukraine stehenden Hauptheere, um an dessen Spitze in die Krim einzudringen.

Zu diesem Unternehmen setzte Münnich sich dann mit einer etwa funfzigtausend Mann starken Armee, dem linken Ufer des Dniepr entlang, in Bewegung (21. April 1736) und langte ohne erheblichen Widerstand seitens der Tataren vor den von diesen für unbezwinglich gehaltenen Linien von Perekop (Orkapu) an (28. Mai 1736), wo der vom Kaukasus zurückgekehrte Chan Kaplangirai mit einem gewaltigen Heere aus den ihm gehorchenden Stämmen stand. Mit unendlicher Mühe und jahrelanger Arbeit waren diese Werke von den Tataren aufgeführt worden, welche sich hinter denselben gegen jeden Angriff gesichert glaubten. Sie durchschnitten die ganze Breite der die krimsche Halbinsel mit dem festen Lande verbindenden Landenge mit einem zwölf Klafter breiten und sieben Klafter tiefen Graben, hinter welchem sich ein, vom Boden des Grabens an gemessen, siebzig Fuß hoher, mit sechs steinernen Thürmen besetzter Wall erhob. Nur ein einziger Durchgang führte durch diese Mauer zu der dahinter belegenen Festung Perekop. Allein der Graben war trocken und die Tataren, sich in zu großer Sicherheit wähnend, verloren den Muth, als sie die Russen plötzlich und unerwartet dennoch den Sturm unternehmen sahen. So wurde dieses wichtige und starke Bollwerk im ersten Anlauf mit einem Verlust von nur ein und dreißig Mann an Todten genommen (30. Mai 1736.) Die Tataren, der Chan als erster, ergriffen die Flucht und ließen ihr Lager im Stich. Nur die Janitscharen, welche die steinernen Thürme besetzt hielten, leisteten einigen Widerstand; doch waren ihrer nur tausend, und also auch diese bald überwältigt oder verjagt. Zwei Tage darauf capitulirte die Festung Perekop.

Der Eingang in die Krim stand den russischen Truppen jetzt also offen. Ein Kriegsrath wurde gehalten, um zu berathen, was nun weiter zu thun. Die meisten Generale, darunter der Prinz von Hessen-Homburg, hielten dafür, daß es am gerathensten, zu Perekop zu lagern, und nur Streifpartien in das Land zu schicken, um die Tataren fortwährend zu beunruhigen; denn man war nur noch auf zwölf Tage mit Lebensmitteln versehen, und die Vorräthe, zu deren Herbeischaffung und Nachlieferung der Fürst Trubetzkoi in der Ukraine zurückgelassen war, ließen auf sich warten. Münnich jedoch wollte sich sofort vollständig zum Herrn der Krim machen; und unbekannt mit dem Lande, welches vor ihm lag, rechnete er auf dort zu findende genügende Subsistenzmittel und den Unterhalt als Eroberer. So wurde der General Leontiew mit zehntausend Mann regulairen Truppen und dreitausend Kosaken zum Angriff auf Kilburun an der Mündung des Dniepr abgeschickt, zugleich, um die jenseits des Dniepr wohnenden Tataren vom Zuzuge nach der Krim

abzuhalten, während Münnich selbst in die Krim eindrang (5. Juni 1736). Die Tataren hielten in der That auch nirgends Stand. Wo sie sich zeigten, genügten ein rascher Angriff und ein paar Kanonenschüsse, um sie nach allen Seiten auseinander zu sprengen. Doch eben so rasch sammelten sie sich wieder; und alles verwüstend, die Brunnen verschüttend, belästigten sie fortwährend die Russen, welche schon empfindlichen Mangel zu leiden anfingen. Erst die Einnahme des von den Tataren und Türken ganz verlassenen Koslow (Göslewe, Ewpatoria) (16. Juni 1736) und das Eintreffen einiger Zufuhr aus dem Norden, half dem für den Augenblick ab. Reiche Beute wurde den Russen in diesem vorzüglichsten Handelsplatze der Krim zu Theil.

Nach einigen Rasttagen wendete Münnich seinen Zug von hier auf Bagdscheserai, die alte Residenz der Chane der Krim, durch eine weniger verwüstete Gegend, da er die Tataren durch das ausgesprengte Gerücht beabsichtigten Rückzugs auf Perekop glücklich getäuscht hatte. Stadt und Pallast wurden nach kurzem Kampfe (27. Juni 1736) der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Gleiches Schicksal traf die Stadt Akmesdschid (3. Juli 1736), die Residenz des Kalgha.

Der weitere Plan war nun eigentlich auf Kaffa gerichtet gewesen, die wichtigste Festung, um mit ihr einen sichern Aufenthalt und die Herrschaft über die Krim behaupten zu können. Allein das ganze zwischenliegende Land war von den Tataren vollständig wüst gelegt; Hitze, Hunger, Strapazen und daraus entstehende Krankheiten räumten gewaltig unter den Truppen auf; und alles dies, die Härte, mit welcher Münnich die Soldaten zu behandeln pflegte, und Reizungen und Widersetzlichkeiten des Prinzen von Hessen-Homburg, der den Feldmarschall zu stürzen suchte, erzeugten überdies laute Unzufriedenheit im Heere. Also wurde der Rückzug auf Perekop beschlossen. Doch auch hier konnte Münnich wegen Mangels an allem Nothwendigen sich nicht halten, und mußte sich nach Sprengung der Linien und der Festungswerke von Perekop (27. Aug. 1736) nach der Ukraine in die Winterquartiere zurück begeben.

Dieser Theil des Feldzuges, welcher mit seinen furchtbaren und ganz nutzlosen Zerstörungen Münnichs Namen in der Geschichte brandmarkt, blieb also nicht nur ohne den gehofften Gewinn eines festen Halts in der Krim, sondern endete auch mit bedeutendem Verluste für die Russen. Die Hauptbollwerke der Krim lagen zwar in Schutt und Trümmern, und dem Feinde war ein gewaltiger Schrecken vor den russischen Waffen eingeflößt. Allein von dem zu solchem Unternehmen ausgezogenen Heere kehrte kaum die Hälfte wieder heim. Gegen dreißigtausend Mann waren dem Hunger und den Strapazen erlegen.

Die Türken selbst nahmen an diesen Ereignissen wenig thätigen Antheil, die kleine zu Hülfe geschickte Schaar Janitscharen und einige wenige

unbedeutende, von dem im Schwarzen Meere zur Unterstützung Assows erschienenen Kapudanpascha gelandete Truppenkörper abgerechnet, die sich bald in Kaffa einschlossen. In Constantinopel hoffte man noch immer auf Frieden.

Dem General Leontiew hatte sich inzwischen jedoch das von zweitausend Janitscharen besetzte Kilburun ohne Schwerdtstreich ergeben, gegen der Garnison gewährten freien Abzug nach Otzakow, und die Werke waren zerstört. Auch Assow war vor Lacy gefallen, nach tapferster Gegenwehr und als ein Trümmerhaufen. Nach Münnichs Abzug nach der Krim waren hier noch bedeutende Verstärkungen und die den Don herabkommende Flotte angelangt (19. Mai 1736), welche das schwere Belagerungsgeschütz mitbrachte, und an der Mündung des Flusses eine so günstige Stellung einnahm, daß der zur Hülfe aus dem Schwarzen Meere herbeieilende Kapudanpascha, Dschanüm Chodschah, der Belagerer Korfus, den überdies die Untiefen behinderten, über welche die flachgebauten russischen Fahrzeuge mit Leichtigkeit dahinglitten, den Belagerten keinerlei Beistand zu leisten im Stande war. Lacy, der vom Rhein kam, wo er den Befehl über die russischen Hülfsvölker geführt hatte, eröffnete nun die förmliche Belagerung und eine furchtbare Kanonade aus den Landbatterien und von der Flotte. Allein in wiederholten Ausfällen zerstörten die Belagerten einen Theil der Werke, bis endlich Mangel an Lebensmitteln, da die russischen Bomben die ganze innere Stadt, die Magazine und Vorräthe vernichtet hatten, sie nöthigte, nach mehr als dreimonatlicher Belagerung zu capituliren (4. Juli 1736).

Zu derselben Zeit fiel der Fürst der zwischen Zaritsinka und Astrachan wohnenden Kalmuken, Don du Combo, von Kosaken verstärkt, über die Tataren am Kuban her, und zwang sie, sich dem russischen Scepter zu unterwerfen. Die Verheerung der Krim aber rächte der Nachfolger des wegen seiner schlechten Vertheidigung abgesetzten Kaplangirai, Fethgirai, noch selbigen Jahres (November 1736), indem er die Ukraine durch den Sultan von Budschak, sengend und brennend und dreißigtausend Gefangene mit fortführend, überschwemmte, ehe die Russen aus ihren Winterquartieren in genügender Zahl sich ihm entgegenstellen konnten.[1])

Während aller dieser Ereignisse stand der Großwesir Esseid Mohammedpascha das ganze Jahr über unthätig in dem Lager zu Babataghi, bis wohin er dem Donauübergang entgegen mit dem Heere gezogen war. Denn noch immer hoffte die Pforte den Krieg im Keime ersticken zu können, zu dem sie so widerwillig und gewaltsam durch Rußland war gezwungen worden. Um alles zu vermeiden, was die Erbitterung ver-

1) Eine umständliche Beschreibung des Feldzuges in der Krim bei Manstein p. 132 pp., der selbst dabei zugegen war.

mehren könne, ging sie sogar von ihrem alten Brauche ab, die Gesandten feindlicher Mächte gefangen zu setzen, und sandte den russischen Residenten, Wisniakoff, mit sicherm Geleit an die Gränze. Die Bemühungen zum Frieden und die Einmischungen fremder Mächte wirrten nun aber auf die wunderlichste Weise durch einander.

Vor allem waren es Frankreich und die Seemächte, England und Holland, welche um den entscheidenden Einfluß rangen, jenes mit Schweden das Kriegsfeuer anzublasen bemüht, diese zu vermitteln und auszugleichen trachtend. Damit jedoch war das Verhältniß keineswegs so völlig klar und bestimmt gegeben, wie es scheinen möchte; vielmehr äußerten sich nun auch hier die eigenthümlichen Beziehungen der verschiedenen Mächte unter einander und namentlich gegenüber Oesterreich mit der ganzen sie damals charakterisirenden Ungenüge. Denn Oesterreich mußte dort doch immer unvermeidlich eine Hauptrolle spielen; und dieses durch eine so enge Allianz mit Rußland verbunden, fürchtete auch die Pforte zumeist. Den Kaiser von etwaiger Theilnahme am Kriege abzuhalten, ihm keinerlei Grund zu Beschwerden zu geben, darauf war alles Bemühen gerichtet. Frankreich dagegen, obgleich die Feindseligkeiten in Italien sowohl, wie in Deutschland eingestellt, und die Friedenspräliminarien zu Wien (3. Oct. 1735) bereits unterzeichnet waren, reizte nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen Oesterreich zum Kriege, den die Pforte doch so sehr scheute, und machte auf diese dadurch eher einen üblen, als einen günstigen Eindruck, wie sehr sie sonst auch geneigt sein mochte, in Frankreich, dem Oesterreich fortwährend feindlichen, den eignen natürlichen Bundesgenossen zu erblicken. Ueber die wahre Lage der Dinge, und daß der Krieg im Westen Europas bereits beendet, ließen die Gesandten der Seemächte dieselbe ohnehin nicht im Unklaren. Doch mußten diese letztern gewahren, daß Frankreichs Einfluß, seit der Vermittlung des persischen Theilungsvertrages, den ihrigen in Schatten stelle. Dennoch wurden ihre Vermittlungsanträge nicht nur bereitwillig angenommen, sondern der König von England und die Generalstaaten in besonderen Schreiben (17. Juni 1736) auch noch um ihre freundliche Verwendung ersucht. Allein nun mußte die Pforte merken, daß sie von dieser Seite wenig förderliches zu gewärtigen habe; denn weder zeigte Rußland sich geneigt, die Vermittlung der Seemächte zuzulassen, von denen dasselbe die freie Schifffahrt des Schwarzen Meeres, als ihrem eignen Handelsinteresse zuwider, nicht erlangen zu können hoffte, noch schien es, als wenn man durch die Einmischung derselben zu einem guten Einvernehmen mit Oesterreich kommen würde, welches, durch die gegen Frankreich verweigerte Hülfe gereizt, sie vielmehr hier sowohl, wie bei jenem Friedensgeschäft fern zu halten wünschte. Ganz mochte es dieselben freilich auch nicht zurückstoßen.

Die Pforte versuchte deswegen, auf directem Wege sich mit Oesterreich zu verständigen, zu welchem Ende der Großwesir noch vor seinem Auszuge von Constantinopel in das Lager, also noch vor formeller Eröffnung des Feldzuges, sich in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Internuntius Talman einließ. Demselben wurde ein Schreiben an den Prinzen Eugen übergeben; und da bald darauf die Nachricht von dessen Tode (21. April 1736) eintraf, ein zweites an den Nachfolger Eugens als Hofkriegsrathspräsident, den Grafen Königsegg (16. Mai 1736). In beiden bestrebte der Großwesir sich, die in dem Schreiben Ostermanns vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen, die Schuld des Friedensbruchs Rußland zuzuwälzen, das Ungegründete der russischen Ansprüche auf die Kabartai und Daghistan, die Vertragswidrigkeit des Einmarsches in Polen, und die fortwährend friedensbereite Gesinnung der Pforte darzuthun; vor allem aber die Hoffnung auszusprechen, daß mit Oesterreich ein freundschaftliches Verhältniß bewahrt bleiben möge. Mohammedpascha meinte, des russischen Reichs tiefsinnigem Verstande stießen von Zeit zu Zeit gewisse Schwachheiten und Intervalla zu, und dasselbe leide an verständigen Staatsministern sowohl, als an denjenigen, welche sein Ecclesiasticum besorgen sollten, großen Abgang, zu schwerem Schaden der Czarin, der Pforte Freundin.[1])

Diese Briefe blieben indessen ohne directe Antwort; doch zeigte Talman dem nunmehr auf dem Zuge gegen die Donau begriffenen Großwesir bald darauf an (25. Juni 1736), daß er Vollmacht zur Vermittlung zwischen Rußland und der Pforte erwarte; und einen Monat später (28. Juli 1736) theilte derselbe die dazu erhaltene Urkunde mit, der die Aufforderung zur Anerkennung Augusts als König von Polen nachfügte. Oesterreich befand sich in der That in schwieriger Lage. Mit Frankreich und Spanien war man noch immer nicht weiter als bis zu Präliminarien gekommen; Heer und Finanzen waren erschöpft; im Innern der Erbstaaten zeigte sich große Unzufriedenheit und die Stände wurden schwierig; und der Krieg im Orient drohte, wenn er fortdauern sollte, Oesterreich ebenfalls in Anspruch zu nehmen, nicht sowohl um der Allianz mit Rußland, die indessen doch auch zu schonen war, als um der wichtigen Interessen willen, welche dort auf dem Spiele standen. Der Vermittlungsantrag war damals also wohl aufrichtig gemeint, und wurde als solcher von dem Großwesir, der sich auf die allen Mächten kund

1) Die beiden oben erwähnten Schreiben des Großwesirs, so wie mehrere der später angeführten finden sich in einem als Kriegsmanifest am 14. Juli 1737 in Wien veröffentlichen Druck (30 Blätter 4.). Aus diesem Manifest scheint auch Moser viele der Actenstücke zu seiner Schrift über den Belgradschen Friedensschluß gezogen zu haben, welche ich mir leider nicht verschaffen konnte, eben so wenig wie das wichtige Werk Laugiers.

gegebenen friedfertigen Gesinnungen der Pforte berief, umgehend beantwortet (Ende August 1736). Die Anerkennung König Augusts mache keine Schwierigkeit; nur wünschte der Großwesir jetzt die Basis kennen zu lernen, auf welcher Oesterreich und die übrigen Mächte zu vermitteln gedächten. Denn das Geschäft ganz allein und ausschließlich in die Hände des Kaisers legen, das wollte die Pforte denn doch nicht. Oesterreich ließ sich die Theilnahme der Seemächte an der Vermittlung also auch gefallen.

Unter diesen vorläufigen Bemühungen verstrich das Jahr, ohne daß man bei allseitigem Mißtrauen und den vielfach sich kreuzenden Bestrebungen zu irgend einem greifbaren Resultat kam. Talman beschwerte sich, daß der Großwesir, nachdem er doch die österreichische Vermittlung angenommen, ihn nicht zu sich beriefe, und verlangte eine Erklärung der Pforte über für das Vergangene zu gewährende Entschädigung und für die Zukunft zu leistende Sicherheit (Ende October 1736). Der Großwesir aber erwiederte, er erwarte die russischen Bevollmächtigten, die noch nichts von sich hören ließen, eben so wenig wie die Gesandten der vermittelnden Seemächte, Fawkener und Calcoen. Der Pforte war überhaupt noch nichts positives notificirt, wie weit Rußland, auf welches es doch zumeist ankam, auf die Vermittlung einzugehen geneigt sei, und unter welchen Bedingungen. Und diese Zwischenzeit benutzten Villeneuve und Bonneval, um mittelst der schwedischen Unterhändler, Höpken und Carlson, einen Handelsvertrag (10. Jan. 1737) zwischen Schweden und der Pforte zu Stande zu bringen, als Einleitung zu einer engeren Allianz.

Je mehr mit zu Ende gehendem Jahre die Kriegsbefürchtungen im Westen schwanden, je mehr man einem definitiven Friedensschlusse mit Frankreich sich zu nähern schien, oder wenigstens doch Unterhandlungen und nicht die Waffen die Entscheidung übernahmen, um desto auffallender und bald drohender wurde nun aber Oesterreichs Sprache im Osten. Talman redete schon von auch Oesterreich zu leistenden Garantien, und die fremden Gesandten in Wien berichteten ihren Höfen von der Neigung, welche sich verrathe, directen Antheil am Kriege zu nehmen[1]), nicht bloß durch Geldsubsidien oder Truppenstellungen, welche Rußland, das sich nach den ungenügenden Erfolgen des letzten Feldzuges doch nach Hülfe umsah, allianzmäßig in Anspruch nahm. Endlich langte auch Talman, der inzwischen mit dem Character eines außerordentlichen, zur Vermittlung bevollmächtigten Botschafters war bekleidet worden, im Lager des Großwesirs zu Babataghi an (17. Jan. 1737), und übergab ein Antwortschreiben (5. Dec 1736) des Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Königsegg, auf die schon vor acht Monaten erlassenen des Großwesirs.

1) v. Lenthe's, des hannoverschen Gesandten in Wien, Berichte vom Ende December 1736.

Die russischen Beschwerden wurden abermals durchgenommen und begründet befunden, der Pforte Unfriedfertigkeit und das Bestreben Schuld gegeben, Rußland und Oesterreich durch ein Verschleppen der Unterhandlungen von einander trennen zu wollen, und schließlich verlangt, daß die Pforte nicht den Winter solle ablaufen lassen, ohne den Frieden, unter Rußland zu gewährender Genugthuung und Sicherheit, wiederherzustellen; denn der Kaiser, nachdem er alle Mittel der Güte bis zu einem Grade angewendet, der bei Rußland schon Verdacht und Unruhe erweckt, könne nicht länger umhin, seine Bundespflicht zu erfüllen, und fortan nicht allein als Vermittler, sondern auch als Verbündeter Rußlands und Mitpaciscent aufzutreten, wobei es jedoch auf keine Erweiterung der eigenen Gränzen, sondern nur auf Erneuerung der Verträge, und was sonst zur Befestigung der Freundschaft zwischen Oesterreich und der Pforte dienen könne, abgesehen sei. — Als Basis des mit Rußland zu schließenden Friedens stellte Talman den von Carlowicz auf, also die Abtretung Assows.

Solche Sprache und solche Forderungen, obwohl nicht unerwartet, waren ein Donnerschlag für die Pforte. Lag nicht im Grunde die Kriegserklärung schon in jenem Schreiben Königseggs? Doch hütete der Großwesir sich sorgfältig, dasselbe als solche aufzufassen, und gab der Sache in seiner schriftlichen Antwort (4. Febr. 1737) eine nicht ungeschickte Wendung, indem er nochmals die Bereitwilligkeit der Pforte zu dem unter österreichscher Vermittlung zu schließenden Frieden und die Hoffnung aussprach, daß die Allianz mit Rußland, wie versichert worden, zu niemands Nachtheil gereiche. Das über die Erneuerung der Verträge gesagte aber deutete er auf den Frieden von Passarowicz, und erklärte, daß dessen Bestätigung und Verlängerung auch von Grund der Seele Willen und Begehren der Pforte sei, und je eher je besser zu Stande komme. Und damit nicht genug gestand man Talman offen und unumwunden ein (11. Febr. 1737), daß der Pforte alles an der Erhaltung des Friedens mit Oesterreich gelegen, so sehr, daß man selbst nicht die Leistung tractatmäßiger Hülfe an Rußland, sondern nur eignen unmittelbaren Angriff als Friedensbruch betrachten würde. Die Basis des Carlowiczer Friedens wollte man jedoch nur ausschließlich Assows gelten lassen, und meinte, von einer Rußland zu leistenden Genugthuung für die Einfälle der Tartaren könne billig keine Rede sein, da jenes sich diese auf so blutige Weise in der Krim selbst genommen. Ueber die Zurückgabe Assows wünschte man jedoch im voraus eine Zusicherung des kaiserlichen Hofes, damit der Congreß nicht am Ende nutzlos verlaufe. Zum Congreßorte wurde Soroka am Dniestr in Vorschlag gebracht, wo alles übrige mit den vermittelnden Gesandten in die Zukunft sichernder Weise und den Wünschen des kaiserlichen Hofes gemäß geordnet werden solle.

Das alles aber war vergebliche Mühe. In Wien wollte man den Krieg, und in Petersburg keinen Frieden, wenigstens keinen solchen wie die Pforte ihn bot. Hatte Oesterreich Anfangs wirklich den Frieden herzustellen versucht, um durch die Allianz mit Rußland nicht zur Theilnahme gezwungen zu werden, so hatte man sich bei der wiederholten tractatmäßigen Hülfsforderung des Petersburger Cabinets allmälig an den Gedanken gewöhnt, daß diese doch nicht zu umgehen sein würde; und nach und nach setzte sich die Ueberzeugung fest, daß es am Ende wohl besser und vortheilhafter sei, die einmal nicht zu vermeidenden Opfer lieber als selbstständig kriegführender, denn als bloß Hülfe leistender Theil zu bringen, um dann auch um so größern Antheil an der erwarteten Beute fordern zu können. Die anderwärts erlittenen Verluste machten eine solche Aussicht um so lockender. Doch erforderte der Plan große Vorsicht. Mit Frankreich war noch immer kein fester Frieden; England, welches die Absichten des Wiener Hofes durchschaute, widerrieth und widerstrebte nachdrücklich der Theilnahme des Kaisers an dem Kriege; und vor allem fehlte es an Geld und Truppen. So kam denn alles darauf an, den Dingen eine solche Wendung zu geben, um den Krieg als von der Pforte begonnen und aufgedrungen erscheinen zu lassen, damit sowohl die erbländischen Stände als der Reichstag bei den zu fordernden Bewilligungen keine Schwierigkeiten machen möchten. Inzwischen aber suchte man auch Polen gegen die Pforte aufzuregen, und eine neue heilige Ligue vorzubereiten; doch war jene dem schon durch Anträge der Vertragserneuerung zuvorgekommen. Und während man noch fortwährend von Vermittlung und unverzüglich herzustellendem Frieden redete, während die Pforte die unzweideutigsten Beweise von Friedensliebe und Friedensbereitschaft gab, wurde schon eine den nächsten Antheil Oesterreichs am Kriege bestimmende und den gemeinsamen Operationsplan feststellende Convention (9. Jan. 1737) mit Rußland abgeschlossen.

Bei solchen Gesinnungen mußte jeder Friedensantrag selbst den Charakter einer Kriegserklärung haben. Die angetragene Erneuerung des Passarowiczer Friedens beantwortete Königsegg (28. Febr. 1737) nur als einen abermaligen Versuch, Osterreich und Rußland von einander zu trennen, was denn freilich auch die Absicht der Pforte gewesen. Doch wie war ihr ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie von Rußland zum Kriege gezwungen, einen gleichzeitigen mit Oesterreich zu vermeiden wünschte? Und so schrieb Königsegg in dürren Worten, daß der Kaiser sowohl für Krieg als Frieden unauflöslich mit Rußland verbunden, die Erneuerung des Passarowiczer also nicht von dem mit Rußland zu schließenden Frieden zu trennen sei, und verwies auf die frühere Anzeige, daß man nicht sowohl als Vermittler, sondern als des Feindes Verbündeter

und Mitpaciscent auftrete. Die Garantie Assows wurde verweigert (20. März 1737), weil eine solche im voraus zu übernehmende Verpflichtung den Kaiser als Partei gegen Rußland nehmend erscheinen lasse, welches Assows zu eigener Sicherheit bedürfe. Alles Gewicht wurde auf die Eröffnung eines Congresses gelegt, worauf Rußland mit dem Bemerken drang, daß der Briefwechsel zwischen der Pforte und den kaiserlichen Ministern zu nichts führen könne, sondern nur directe Verhandlungen von Bevollmächtigten. Ein kurzer zweitägiger Einfall (Februar 1737), welchen die Tataren über den Dniepr unternahmen, verschlimmerte die Stimmung noch. Vergebens behauptete die Pforte, nichts davon gewußt zu haben. In Wien fabelte man von einem auf Moskau beabsichtigten Zuge.

Was aber den Congreß anbetraf, so hatte die Pforte dessen Eröffnung allerdings zu verzögern gesucht, eines Theils, weil sie sich erst Oesterreichs zu versichern wünschte, andern Theils, weil die Seemächte mit der Geltendmachung der Vermittlung zögerten, da sie nur von der Pforte und nicht auch von Rußland darum angegangen waren, welches letztere im Gegentheil nicht davon hören wollte. Endlich erhielten die Gesandten die nöthigen Vollmachten ihrer Höfe, und wurden vom Großwesir ins Lager nach Babataghi berufen; denn dieser sah ein, daß jetzt weiter keine Zeit zu verlieren, da Talman erklären mußte, Oesterreich könne über den Anfang Mai hinaus nicht warten. Der April aber war schon weit vorgeschritten. So beeilte man sich denn nur, Bevollmächtigte zu ernennen, und mit Talman nach Soroka abgehen zu lassen (Mitte April 1737); ehe noch jenes letzte Schreiben Königseggs eingelaufen war, welches dann wieder höflich und dankbar beantwortet wurde, sich ganz auf die Gerechtigkeitsliebe des kaiserlichen Hofes werfend, und ohne weiter auf der vorläufigen Garantie Assows zu bestehen. Auch in diesem Punkte gab die Pforte nach. Allein vierzig Tage lang waren Talman und die türkischen Bevollmächtigten schon zu Soroka, ehe nur die Nachricht eintraf, daß die russischen erst zu Kiew angelangt; und wieder ein Monat verlief, ehe man zu Niemirow, auf polnischem Gebiet unweit Braslaw, wirklich zusammentrat. Denn so wollten es die Russen, die gegen Soroka Einwendungen erhoben. Die Pforte ließ sich alles willig gefallen.

Aus alle dem erhellt zur Genüge, daß weder Oesterreichs noch Rußlands Absicht auf Frieden, sondern lediglich darauf gerichtet war, Zeit zu gewinnen, um die eigenen Rüstungen zu vollenden, und die Pforte einzuschläfern, damit diese die ihrigen ruhen lasse. In diesem Lichte verfehlte Frankreich auch nicht, die Sachen darzustellen, und Oesterreich lieferte unverzüglich den schlagendsten Beleg dazu, wenn es anders eines solchen noch bedurft hätte. Denn kaum war der Maitermin verflossen, so schrieb Königsegg auch schon an den Großwesir (6. Juni 1737), daß

Oesterreich nun nicht länger anstehen könne, die so dringend beanspruchte Hülfe zu leisten; indessen sei der Kaiser sowohl wie Rußland auch noch unter den Waffen bereit, auf billige Bedingungen den Frieden zu unterhandeln. Daß man einen Ersatz für die durch die Unfriedfertigkeit der Pforte verursachten Kosten beanspruche, wurde ebenfalls angedeutet, welcher Punkt in den Talman zugehenden neuen Verhaltungsbefehlen dann des weitern ausgeführt wurde. Man forderte nämlich die Schleifung Widdins, zwölf Millionen Kriegskosten und andere Gränzen, namentlich in Bosnien, wo man auf leichten Sieg rechnete, um dann den Frieden auf dem Fuße des Besitzstandes abzuschließen. Das alles setzte man schon im voraus fest, während man noch über die Vermittlerrolle unterhandelte und der Congreß sich vorbereitete. Und was mochte man nicht alles von einem mit Rußland gemeinschaftlichen Angriffe erwarten, wo man die Pforte allein wiederholt schon gedemüthigt hatte!

Jener letzte Brief Königseggs vertrat die Stelle der Kriegserklärung. In Wien aber wurde ein Manifest gedruckt und vertheilt (14. Juli 1737), in welchem man alle möglichen Beschuldigungen auf die Pforte häufte. Der Krieg wurde als ein unvermeidlich aufgezwungener dargestellt, den man nicht im eigenen Interesse sondern in dem der ganzen Christenheit unternehme. Denn unter anderm wurde der Pforte auch Schuld gegeben, nichts geringeres als einen mit Persien gemeinsamen Angriff auf den Occident vorgehabt zu haben. Dazu habe sie die Jünger Omars und Alis zu vereinigen getrachtet; und was mußte die Christenheit von einer so furchtbaren Macht nicht fürchten?

Die kaiserlichen Heere setzten sich sofort in Bewegung, und überschritten gleichzeitig (12. Juli 1737) die türkische Gränze in Slavonien, Serbien und Siebenbürgen, auf Erhebung und Unterstützung durch die christliche Bevölkerung jener Provinzen rechnend. Das eine stand unter dem Herzoge von Lothringen und dem Feldmarschall Seckendorf gegen Serbien, das zweite unter dem Prinzen von Hildburghausen gegen Bosnien, und das dritte unter dem General Wallis gegen die Walachei. Unter diesen erhielten viele andere der bewährtesten Heerführer mehr oder minder selbständige Commandos. Aber gerade diese große Anzahl von Befehlshabern führte bald zu Mißverständnissen und trug wesentlich zu dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges bei.

Die Türken zogen sich überall vor dem auf Nissa anrückenden Herzoge von Lothringen zurück; dieses ergab sich ebenfalls ohne Schwerdtstreich (28. Juli 1737), worauf der Feldmarschall Khevenhüller zur Belagerung Widdins detachirt wurde, welches man schwach vertheidigt wußte, während Seckendorf über Nissa hinaus auf der Straße nach Sofia vorrückte. Er besetzte, einige Plätze doch so schwach, daß die

Türken die Besatzungen bald zurückjagten. Widdin war inzwischen von den Türken verstärkt worden; und Khevenhüller, der schon im Anzuge beim Uebergang über den Timok einen empfindlichen Verlust erlitten hatte, mußte, von Seckendorf nicht unterstützt, sich darauf beschränken, die Festung von ferne zu cerniren, ohne eine förmliche Belagerung unternehmen zu können. Die Türken rückten jedoch mit bedeutender Uebermacht zum Entsatze heran, mit der es bei Radojovaz an den Ufern des Timok zur Schlacht kam (28. Sept. 1737), welche freilich nicht mit einer eigentlichen Niederlage des kaiserlichen Heeres, aber doch mit dem Verluste des Lagers und dem Rückzuge Khevenhüllers die Donau aufwärts bis Persepalanka endete, von wo er dann später ebenfalls über die Donau nach Altorsowa verdrängt wurde (November 1737). Damit war denn auch Nissa wieder preisgegeben, welches Khevenhüller zugleich gedeckt hatte. Denn Seckendorf, anstatt jenen zu unterstützen und dem bedrohten Nissa zu Hülfe zu eilen, verlor die Zeit mit der Belagerung Usidschas an der bosnischen Gränze, welche er inzwischen unternommen hatte. So wurde, während Usidscha vor Seckendorf fiel, Nissa den Türken ohne Vertheidigung von dem dort zurückgelassenen Befehlshaber Doxat übergeben (22. October 1737), wofür dieser dann freilich mit dem Kopfe büßte. Seckendorf zog sich über die Save zurück. Die christliche Gränzbevölkerung Serbiens und Bosniens aber, welche ebenfalls in Massen aufgestanden war, wurde, zwanzigtausend Clementiner und Rascier, zu Walliewo, an der in die Save mündenden Kolubara, von den Türken angegriffen, und bis auf tausend Mann zusammengehauen. Ein schlimmerer und das Ansehn Oesterreichs mehr untergrabender Vorfall, als fast irgend ein anderer Verlust; denn auf des Kaisers Macht und Schutz trauend, hatte sich eine große Anzahl der Christen aus den übrigen türkischen Provinzen, nach dem Passarowitzer Frieden, im nördlichen Serbien angesiedelt.

Nicht glücklicher war der Feldzug in Bosnien, welches der Prinz von Hildburghausen und die unter ihm commandirenden Generale von allen Seiten zugleich angriffen. Auch hier herrschte Zwietracht und Eifersucht unter den Befehlshabern. Vor Ostroviz im Westen und Swornik im Osten lagerten besondere Heeresabtheilungen; der Prinz selbst wendete sich zum Hauptangriff auf Banyaluka. Allein der frühere Großwesir Alipascha, alle Truppen zusammenraffend, um diesen wichtigen Platz zu retten, rückte eiligst herbei, und brachte dem Prinzen unter den Mauern der Festung, deren Belagerung und Beschießung derselbe bereits begonnen hatte, eine entschiedene Niederlage bei (4. Aug. 1737). Das Lager, die Vorräthe und ein Theil des Geschützes fiel in die Hände der Türken. Die übrigen Unternehmungen wurden nun ebenfalls sofort aufgegeben, und Bosnien geräumt.

Der Zug in die Walachei versprach anfangs günstigere Erfolge. Die Oesterreicher setzten bei Rimnik über die Alt und drangen bis Bukarest vor; doch bald wurden sie bis über Krajova zurückgeschlagen; und als der General Gilani einen neuen Einfall in die Walachei unternahm, warfen die Türken diesen so nachdrücklich zurück, daß er nur mit Mühe nach Siebenbürgen entkam. Gleiches Schicksal hatte ein Streifzug in die Moldau.

Dies waren denn also die Erfolge des mit so gewaltigen Hoffnungen und so großem Uebermuthe unternommenen Feldzuges. Wie bitter sah man sich getäuscht. Auf allen Seiten waren die kaiserlichen Heere zurückgeworfen, die Waffen der Osmanen siegreich, und in Wien hatte man nun nur noch die traurige Obliegenheit, wenigstens plausible Gründe aufzufinden, um die Schmach der Niederlage in den Augen Europas einigermaßen zu beschönigen, vor dem man als Held und Vorkämpfer der Christenheit mit dem gewissen Siege schon in voraus geprunkt hatte. Dazu mußte denn die Zwiespältigkeit der Feldherrn dienen, die allerdings an dem erlittenen Mißgeschick große Schuld trug, obschon die größere wohl in der ganzen Kriegführung selbst lag, wie denn erfahrene Taktiker gleich anfangs über den auf Nissa unternommenen Angriff, ehe Widdin erobert, den Kopf schüttelten. Seckendorf wurde unverzüglich nach Wien gerufen, verhaftet, und in Anklagestand versetzt, auf die gefährlichsten Anschuldigungen, zu denen vor allem Khevenhüller, sein Rival, den Stoff lieferte. Es war von nichts geringerem als Verrath die Rede, ja von geheimen Einverständniß mit Schweden und einem Versuche, den Herzog von Lothringen bei Gelegenheit einer Jagd den Türken in die Hände zu spielen.

Die russischen Heere hatten inzwischen ebenfalls nicht gesäumt, das Feld zu nehmen, und zwar mit besserm Glück, wenn gleich der Plan, dem Kaiser mittelst der Moldau und Walachei die Hand zu reichen durch die österreichischen Niederlagen vereitelt wurde. Münnich war gegen Ende Aprils aus den Winterquartieren der Ukraine mit einem verstärkten und mit allem Nothwendigen wohlversehenen Heere aufgebrochen, und zog dem Ufer des Bug entlang, es unentschieden lassend, ob das Unternehmen Bender oder Oczakow gelte, sei es, um die Türken irre zu leiten, sei es, um sich den Umständen gemäß zu bestimmen. Doch lagerte das Heer dann (10. Juli 1737), sechszig- bis siebzigtausend Mann stark, mit einem Artilleriepark von sechshundert Stücken, vor letzterm, zum großen Mißfallen des Kaisers, der den Angriff auf Bender gewollt hatte. Münnich aber pflegte nicht den Wünschen Oesterreichs sonderliches Gehör zu schenken. Die Türken hatten den Platz inzwischen übrigens, obwohl die vor der Festung lagernden Tataren Bessarabiens bei der Annäherung der Russen ausrissen, nach Möglichkeit verstärkt, und gegen zwanzigtau=

send Mann zur Besatzung hineingeworfen, welche den Belagerern gleich am ersten Tage durch einen Ausfall einen warmen Empfang bereiteten. Das schlimmste jedoch war die gänzliche Verwüstung des umliegenden Gebiets, und das Ausbleiben der den Dniepr herabkommenden Flotte, auf welcher die Vorräthe, das schwerste Belagerungsgeschütz und anderes Belagerungsmaterial sich befand. Niedriger Wasserstand und Nachlässigkeit des Fürsten Trubetzkoi, dem wiederum wie im vorigen Jahre die Sorge für diesen wichtigen Theil der Expedition anvertraut war, hielten jene zurück. So mangelte es am nöthigsten, an Futter für die Pferde, welche zu dem zurückgebliebenen schweren Gepäck geschickt wurden, vor allem aber an Holz zu Faschinen und sonstigen Arbeiten. Dennoch begann Münnich die Belagerung unverzüglich, so gut es ging, um den bei Bender sich sammelnden Türken keine Zeit zum Entsatze zu gönnen; und da der harte felsige Boden unüberwindliche Schwierigkeiten bot, um sich förmlich einzugraben und Schanzen aufzuwerfen, so postirte man die Batterien in den der Stadt nahe gelegenen Gärten. Schon am dritten Tage (13. Juli 1737) schritten die Russen zum Sturme, da in der Festung durch die hineingeworfenen Bomben ein starker Brand aufging, und Münnich die dadurch entstehende Verwirrung zu nutzen hoffte. Bis an den Rand des Grabens waren jene bereits vorgedrungen, und man beschoß sich gegenseitig mit dem Kleingewehr. Allein den Stürmenden fehlte es an allen Geräthschaften, um über den Graben zu setzen und die Mauern zu ersteigen, und so waren sie gezwungen, nach ein paar Stunden in größter Unordnung in ihre Schanzen sich zurückzuziehen. Münnich gab schon alles verloren; und in der That, hätte der Seriasker Jahjapascha und der Commandant Oczakows Mustafapascha diesen Augenblick benutzt oder benutzen können, so war alle Aussicht vorhanden, daß die Russen aufs Haupt geschlagen und zurückgeworfen werden konnten. Daran aber hinderte jene das immer weiter um sich greifende Feuer, dessen man vergebens Herr zu werden sich bemühte. Plötzlich flog das größte Pulvermagazin der Stadt in die Luft, mehr als sechstausend Menschen unter den Trümmern begrabend; und dies entschied das Schicksal des Tages. Der Seriasker, entmuthigt und keine Möglichkeit sehend, der Feuersbrunst Einhalt zu thun, hielt es für Frevel, so viele Leben den Flammen preiszugeben, steckte weiße Fahnen aus, und verlangte einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand. Die Forderung ward abgeschlagen; statt dessen aber, auf die verzweifelte Lage trotzend, Uebergabe der Festung und der Besatzung als Kriegsgefangene binnen einer Stunde, oder keine Gnade, vorgeschrieben. Der Seriasker versuchte nun mit einem Theil der Truppen auf den Schiffen davon zu kommen; allein schon drangen Husaren und Kosacken während der Verwirrung von der Seeseite in die Stadt ein, warfen ihn zurück,

und zwangen ihn, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Besatzung wurde entwaffnet und ins Lager abgeführt; doch bestand dieselbe nur noch aus etwas über dreitausend Mann. So furchtbar hatten Feuer und Schwerdt in den wenigen Tagen unter ihnen gewüthet. Die Russen zählten gegen tausend Todte, von denen ein Theil in der Stadt selbst umkam, da, während sie zum Plündern oder Löschen herbeieilten, noch zwei Pulvermagazine aufflogen.

Die weiteren Bewegungen Münnichs beschränkten sich für diesen Feldzug auf einige Kreuz- und Querzüge am Bug, um den Türken den Glauben beizubringen, man beabsichtigte einen Angriff auf Bender, und um sie von einem Versuche zur Wiedereinnahme Oczakows abzuhalten, ehe dieses in Vertheidigungszustand gesetzt. Zu einem ernsten Unternehmen auf Bender war das durch Krankheiten, und die zu Oczakow und Kilburun, welches ebenfalls wieder besetzt und befestigt wurde, gelassenen Besatzungen geschwächte Heer Münnichs jedoch nicht im Stande, obwohl der Befehl dazu an ihn erging. So zog er, nachdem die Werke Oczakows genügend hergestellt schienen, um einem noch immer erwarteten Angriffe der Türken widerstehen zu können, und nachdem der Generalmajor Stoffeln mit achttausend Mann in die Festung gelegt worden war, nach der Ukraine in die Winterquartiere (Ende August 1737). Aber auch Münnich hatte, trotz des verhältnißmäßig leicht errungenen Sieges, elftausend Mann regulairer Truppen, fünftausend Kosacken und das Doppelte beim Train eingebüßt.

Während auf solche Weise Oczakow genommen und behauptet wurde, unternahm Lacy einen überaus kühnen Zug in die Krim. Anstatt sich gegen den Haupteingang, die wieder ausgebesserten Linien von Perekop, zu wenden, wo der neue Tatarchan Fethgirai ihn mit einem großen Heere erwartete, um die vorigjährige Scharte wo möglich auszuwetzen, setzte er (30. Juni 1737), von einer unter dem Contreadmiral Bredal im Asowschen Meere kreuzenden Flotte unterstützt, von Jenitschi nach der schmalen Landzunge von Arabat über, um so statt vom Norden her im Süden in die Krim einzufallen. Der Tatarchan, der sich nichts derartigen versehen hatte, wendete zwar sogleich um, um sich bei Arabat aufzustellen, in der Hoffnung, die Russen dort in jener Enge um so gewisser vernichten zu können, und selbst die russischen Unterbefehlshaber riethen entschieden von anscheinend so tollkühnem Waguiß ab. Allein Lacy machte auch hier wieder alle Berechnung zu nichte, und bot seinen Generalen Pässe zur Rückkehr in die Ukraine an, falls die Gefahr ihnen zu groß. Auf rasch gezimmerten Flößen und durch aufgefundene Furten setzte er von der Landenge über den schmalen Meeresarm auf das Festland der Halbinsel über, und erschien plötzlich die Tataren bei Arabat im Rücken bedrohend. Diese erwarteten ihn jedoch nicht, sondern zogen

sich in die Gebirge zurück. Lacy folgte ihnen, und suchte sie zum Stehen zu bringen; doch nur bei Karassubasar stieß er auf zwölf- bis funfzehntausend, in einem verschanzten Lager stehende Türken, die ebenfalls rasch in die Flucht geschlagen wurden (25. Juli 1737). Und nun begannen wieder die Gräuelscenen des vorjährigen Feldzuges. Karassubasar, eine der bedeutendsten Städte der Krim, wurde der Plünderung und dann den Flammen preisgegeben, und die bis Bagdscheserai und Akmesdschid streifenden Kalmuken und Kosaken erhielten Befehl, alles anzuzünden und zu zerstören. Solche barbarische Verwüstungen waren das einzige Ziel und Resultat der Expedition; denn um sich in der Krim zu behaupten, würde Kaffa zu nehmen gewesen sein; und dem war Lacy ohne den Beistand einer Flotte doch nicht gewachsen. Das den Don hinabgekommene russische Geschwader durfte sich aber auf offener See nicht sehen lassen, aus Furcht vor den größeren Schiffen des Kapudanpascha, mit denen die kleinen flachgebauten Fahrzeuge sich nicht messen konnten. Auf den Untiefen des Asowschen Meeres entgingen diese dagegen den Türken leicht, und fügten ihnen mit ihren Strandbatterien sogar manchen Schaden zu. So zogen die Russen denn sengend und brennend durch den Osten der Krim zurück, wie im vorigen Jahre durch den Westen, setzten (2. August 1737) über den Canal von Schungar auf das Festland, lagerten dann noch einige Zeit in der Nähe, und gingen darauf ebenfalls in die Winterquartiere (Anfang September).

Diesen Zeitpunkt, wo Münnich sowohl wie Lacy das Feld geräumt haben würden, hatten die Türken erwartet, um eine Wiedereroberung des wichtigen Oczakow zu versuchen. Zwanzigtausend Mann stark und zwanzigtausend Tataren, unter dem Seriasker Gendsch Alipascha und dem neuernannten Tatarchan Mengligirai, erschienen sie vor der Festung (27. Oct. 1737), zur See durch eine Flotte unterstützt, während die russische Besatzung kaum noch fünftausend betrug. Die übrigen hatten Strapazen, Mangel in jenen unwirthlichen Gegenden und aus den unter den Ruinen verschütteten Leichen sich entwickelnde Seuchen dahingerafft. Das alles vermochte jedoch den tapfern General Stoffeln nicht zu entmuthigen, der sehnlichst nach solcher Gelegenheit sich auszuzeichnen verlangte. Der größere Theil der Besatzung von Kilburun wurde herbeigerufen, die Dnieprflotte günstig postirt, so daß die türkische Flotte zwischen dieser und den Kanonen von Kilburun nicht herankommen konnte, und Sturm auf Sturm mit gewaltigem Verlust der Belagerer zurückgewiesen. Endlich unternahmen diese noch einen Hauptangriff (8. Nov. 1737). Schon hatten sie einen Theil der Werke erstürmt, als das Auffliegen zweier wohlangelegten Minen sie in Unordnung brachte und panischer Schrecken sie in die Flucht jagte. Nach diesem mißlungenen Versuche waren die osmanischen Truppen nicht länger zu halten.

Die Jahreszeit, während welcher sie im Felde zu liegen pflegen, war lange vorüber; die Soldaten, welche sich nur zu Einem Feldzuge verpflichteten, gingen ohne weiteres davon; und diejenigen, welche sich durch Gewalt halten ließen, murrten laut, daß man Unmögliches von ihnen verlange, und sie dem Schwerdte und der rauhen Witterung preisgebe. Denn bei dem beständig fallenden Regen griff die Sterblichkeit durch Krankheiten gewaltig um sich. Kurz, um nur nicht ganz von seinem Heere verlassen zu werden, und dann selbst das Geschütz im Stich lassen zu müssen, sah der Seriasker sich genöthigt, die Belagerung schon an dem auf jenen Sturm folgenden Tage aufzuheben, und sich in Nacht und Nebel davon zu machen.[1])

Während dieser Kriegsereignisse hatten die Friedensunterhandlungen keineswegs geruhet; vielmehr verharrte der Großwesir Mohammedpascha sowohl als der ihm, um die nach dem Einfall der österreichischen Heere lauter murrenden Kriegslustigen zu beschwichtigen (5. Aug. 1737), gegebene Nachfolger, Abdullahpascha bei friedfertigen Gesinnungen; und der Congreß zu Niemirow war endlich wirklich eröffnet worden (16. Aug. 1737) Allein, wäre überhaupt noch irgend ein Zweifel daran möglich gewesen, so zeigten schon die Vorverhandlungen, wie wenig aufrichtige Absicht bei Oesterreich und Rußland zur Wiederherstellung des Friedens vorhanden war. Talman und Graf Oslein, die kaiserlichen Bevollmächtigten, mäkelten an den türkischen Vollmachten, weil der Kaiser, der jetzt nur noch als kriegführender und mitpacificirender Theil angesehen sein wollte, noch als Mittler darin aufgeführt war; und Schaffiroff, Neplujeff und Wolinsky, die russischen Abgeordneten, weil jene Urkunden der Vermittlung der Seemächte erwähnten, welche Rußland nicht angenommen. Das alles mußte erst berichtigt werden; bis auf Form und Unterschrift hinab machte man Ausstellungen; und Fawkener und Caleoen, die Gesandten Englands und Hollands, welche sich in Niemirow auf Einladung der Pforte eingefunden hatten, wurden in der That auch ausgeschlossen. Wie lauteten nun aber vollends die Forderungen, als man nun endlich einmal so weit gekommen, gegen deren Gewährung die beiden Alliirten den Frieden bewilligen wollten. Rußland verlangte: Aufhebung aller mit der Pforte bestehenden Verträge gegen Errichtung eines neuen; die Abtretung der Krim und des Kuban sammt allen Tataren; Anerkennung der Moldau und Walachei als unabhängiger Fürstenthümer unter russischem Schutze; den Kaisertitel und freie Schifffahrt durch das Schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont bis in und durch das Mittelländische Meer. Oesterreich forderte: die Erweiterung seiner Gränzen in der Moldau und Walachei bis an die Dumboviza, in Serbien bis an den

1) Manstein 194 pp.

Lomb, einschließlich Widdins, und in Bosnien Bihacz und Novi, wofür dann allenfalls etwas von dem Besitzstande in Moldau und Walachei, die man schon als eroberte Provinzen betrachtete, aufgegeben werden sollte; außerdem die Kriegskosten. — Solchen Ansprüchen gegenüber erscheint denn der Schwulst des türkischen Reichsgeschichtsschreibers Ssubhi in der That fast verzeihlich, welcher sich über das Einvernehmen ereifert: „zwischen dem Kaiser von schlechter Art mit List gepaart, und der durchtriebensten Czarin mit abgeschnittenen Haaren, welche sich wie Raben und Krähen einverstanden, das Rosenbeet der wohlverwahrten Länder des osmanischen Reichs mit ihren Klauen und Krallen verheerend anzufallen, und wider welche nur der Koranstext anzuwenden: Tödtet sie, wie sie euch, und werft sie hinaus, wie sie euch hinauswerfen." 1)

Offenbar genug konnten weder Oesterreich noch Rußland daran denken, daß solche Bedingungen, ohne das Glück der Waffen aufs äußerste versucht zu haben, von der Pforte würden angenommen werden. Dennoch war, daß sie gestellt wurden, von höchster Bedeutung, und gab der Sachlage einen Zuschnitt und eine Wendung, an welche die beiden Alliirten wohl selbst kaum gedacht hatten. Denn erstaunten die osmanischen Bevollmächtigten voll Unwillens über derartige Ansinnen, so erstaunten nicht minder die österreichischen und russischen. Zum erstenmale lernten die beiden Verbündeten sich jetzt eigentlich kennen, die sich wohl zum gemeinsamen Angriffe, aber noch nicht über den Antheil verständigt hatten, welcher jedem von dem beschlossenen Raube zufallen solle; zum erstenmale sahen sie die gegenseitigen Ansprüche im rechten Lichte, wie unvereinbar diese seien, und daß man sich auf einem Terrain entschiedenster Rivalität und nicht treuer und haltbarer Bundesgenossenschaft befinde. Und das säumte nicht, in mannichfachen Beziehungen sofort sich kund zu thun. Die russischen Gesandten protestirten sogar gegen die österreichischen wider die Erweiterung der Gränzen von der Alt bis an die Dumboviza; und Mißtrauen und Spannung trat in Wien an die Stelle der der Pforte gegenüber so hoch gepriesenen unzertrennlichen Freundschaft mit Rußland. Die Verhandlungen waren, kaum begonnen, dem Abbruche nahe, da die türkischen Bevollmächtigten natürlich auf solche Bedingungen irgendwie einzugehen weigerten. Doch rieth Villeneuve in Constantinopel von jedem plötzlich entscheidenden Schritte ab, damit, wie Rußland und Oesterreich bisher die Pforte, nun diese jene hinhalten möge, um Zeit zu gewinnen, wohl fühlend, daß eine Fortsetzung jener Conferenzen nur dazu dienen könne, den zwischen den Alliirten ausgestreuten Samen des Mißtrauens und der Zwietracht noch reichlicher aufsprießen zu lassen. Seitdem der Bruch mit Oesterreich entschieden, hatte die Pforte sich überhaupt ihrer

1) v. Hammer 7. 472.

natürlichen Neigung überlassen, und der Einfluß Frankreichs war der maßgebende in Constantinopel geworden, auch Bonnevals Krieg gegen Oesterreich schürender Credit wieder gestiegen. Die Seemächte hatten mit dem Fehlschlagen und dem Zurückweisen der Vermittlungsversuche ihr Gewicht in hohem Maße verloren. So hatte schon der vorige Großwesir ein förmliches Vermittlungsgesuch an den Cardinal Fleuri gelangen lassen (17. Juli 1737), welches sein Nachfolger wiederholte. Waren nun aber die früheren Rathschläge Villeneuves, als Frankreich, dem Frieden mit dem Kaiser sich nähernd, kein so unmittelbares Interesse mehr daran hatte, die Pforte zum Kriege zu drängen, dahin gegangen, lieber unter Aufopferung Assows Frieden zu schließen, als sich in den ungleichen Kampf mit den beiden mächtigen Nachbarn einzulassen, so lauteten dieselben jetzt durchaus in dem Sinne, lieber alles zu wagen, als sich auf so gefährliche Forderungen wie die russischen einzulassen, welche dieser Macht den Weg nach Constantinopel bahnen würden. Frankreich selbst war in Allarm gesetzt durch die von Rußland verlangte freie Schifffahrt des Schwarzen und selbst des Mittelländischen Meeres, und hatte schon vorhin seinen Gesandten angewiesen, alles aufzubieten, um das Zugeständniß der erstern zu verhindern, wie viel mehr also der letztern. Doch war man der Ansicht, daß der Besitz Assows nicht nothwendig dazu führen müsse, da die Russen durch die Befestigung von Taman und Jenikalaa noch immer im Asowschen Meere gefangen zu halten waren. Allein jetzt nahmen die Bestrebungen Rußlands nach gerade einen so gemeingefährlichen Charakter an, daß Villeneuve sowohl in Constantinopel, als durch seinen nach Niemirow gesandten Dolmetsch Delaria dringend zur Fortsetzung des Krieges rieth, daneben aber die Unterhandlungen bis gegen den Winter hin zu spinnen, diesen zu umfassenden Rüstungen zu benutzen, dann die Verhandlungen unter französischer Vermittlung wieder aufzunehmen, und ohne einen entscheidenden Schlag zu versuchen, sich lediglich in der Defensive zu halten; mit Gewißheit seien dann annehmbare Friedensvorschläge von den durch den Krieg erschöpften und ermüdeten Alliirten selbst zu erwarten.

Diese Vorschläge fanden bei der Pforte Gehör, deren Friedensliebe mit den über Oesterreich errungenen Vortheilen bedeutend abnahm. Unter dem Vorwande von Instructionseinholungen blieb man noch ein paar Monate in Niemirow versammelt; dann aber wurden die Conferenzen durch eine entschiedene Erklärung türkischer Seits abgebrochen (14. Oct. 1737).

Die Ergebnisse des diesjährigen Feldzuges und die Erfahrungen, welche man gegenseitig bei den Unterhandlungen gemacht hatte, änderten nun aber alle Verhältnisse von Grund aus. In Wien hatte die kampflustige, siegesgewisse Stimmung einer sehr niedergeschlagenen, friedens-

bedürftigen Raum gegeben. Die Finanzen waren erschöpft, und Succurs aus dem Reich und den eigenen Erbstaaten herbeizuschaffen, war nach den erlittenen Niederlagen doppelt schwierig. In Petersburg freute man sich zwar des Besitzes Assows, Oczakows und Kilburuns; allein, mit wie ungeheuern Opfern waren diese erkauft, und wie schwierig war ihre Behauptung! Die wiederholten Züge in der Krim und am Kuban hatten zu keinem dauernden Resultate geführt, und waren durch verheerende Einfälle der Tataren in die russischen Provinzen heimgezahlt worden. So mußte man wohl einsehen, wie schwer es sei, trotz aller blutigen Lorbeeren und des den Tataren und Osmanen zugefügten Schadens, in jenen Gegenden eine sichere Herrschaft zu begründen, und dachte ebenfalls an den Frieden. In Constantinopel dagegen regte sich, unter dem berauschenden Einflusse der über die kaiserlichen Feldherren errungenen Siege, der alte osmanische Uebermuth, besonders seitdem ein abermals erfolgter Wechsel des Großwesirs (18. Dec. 1737) Jegen Mohammedpascha, einen hochmüthigen heftigen Mann, von entschiedenem halsstarrigem Sinn ans Ruder gebracht hatte. Dieser tadelte laut die von seinen Vorgängern befolgte friedliche Politik, und verweigerte dem französischen Botschafter Villeneuve sogar eine Audienz, in welcher dieser das Antwortschreiben des Cardinal Fleuri auf die früher nachgesuchte und inzwischen auch Oesterreich und Rußland angetragene und von diesen förmlich angenommene französische Vermittlung übergeben wollte. Der neue Machthaber hielt dies nur für ein Zeichen der Ohnmacht der beiden Kaiserhöfe, dachte, mit Bonneval, nur Krieg, und unterhandelte und schloß mit dem Sohne des vor einigen Jahren (8. April 1735) zu Rodosto plötzlichen Todes verstorbenen Rakoczy einen Vertrag (27. Jan. 1738), durch welchen die Pforte denselben als Fürsten Siebenbürgens und Haupt der Ungarn anerkannte, gegen einen, unter dem Namen freiwilliges Geschenk, für Siebenbürgen zu entrichtenden Tribut von vierzigtausend Piaster. Dies schon bewies, daß das Absehen besonders auf Oesterreich gerichtet war; und so war es in der That auch. An Oesterreich hatte man so manche frühere Schmach zu rächen; die Leichtigkeit, mit der man so eben den Angriff desselben zurückgewiesen hatte, war höchst ermuthigend, und vor allem lockte gegen Ungarn vielbegehrter Landbesitz und reiche Beute, welche Antriebe auf der Rußland zugewendeten Seite nicht vorhanden. Mit diesem letztern war der Großwesir also allenfalls auch geneigt zum Frieden zu kommen, doch auf Bedingungen, welche wenig Aussicht auf Erfolg ließen. Denn der von Villeneuve in Vorschlag gebrachten Basis, des Passarowiczer Friedens für Oesterreich und des Besitzes Assows für Rußland, unter Herausgabe Oczakows und Kilburuns, stellte derselbe die Erklärung entgegen, daß der Sultan vor der Wiedereroberung Oczakows, Kilburuns, Assows, Belgrads und Temeswars

und vor der Einsetzung Rakoczys, als Fürst von Siebenbürgen und Ungarn, nicht die Waffen niederlegen werde. Das hieß mit andern Worten: von Rußland den **status quo ante bellum** verlangen, dem Kaiser den Krieg (Februar 1738) auf Tod und Leben erklären. Doch kamen die Verhandlungen darüber wieder in Gang.

Mit der allseitigen Annahme der französischen Vermittlung hatte es indessen eine eigenthümliche Bewandniß. In Wien hatte man unter dem Eindrucke des unglücklichen Feldzuges dieselbe nicht von der Hand zu weisen gewagt, und sie ebenfalls in Petersburg empfohlen; doch fürchtete man, dem alten Feinde allein sich zu überlassen, und machte deswegen den in Niemirow so schnöde zurückgewiesenen Seemächten wieder Avancen (Dec. 1737), sie unter der Hand auffordernd, sich ebenfalls an dem Werke zu betheiligen. Zwischen Frankreich und Rußland aber fand, nach so langer völliger Entfremdung, um diese Zeit eine Annäherung statt, die gewiß nicht dazu diente, die Befürchtungen Oesterreichs nach den zu Niemirow gemachten Erfahrungen zu beschwichtigen. Die Kaiserin Anna indessen ging auf die Anträge Frankreichs vor allem deswegen ein, weil sie glaubte, der Kaiser suche durch jenes einen Separatfrieden mit der Pforte, wie der Wiener Hof denn augenscheinlich nichts sehnlicher wünschte, als die Last des Krieges auf irgend eine Weise bald möglichst von sich abzuwälzen. Dem widerstrebte jedoch Ostermann, welcher seiner Herscherin darzuthun sich bemühte, daß, wenn eine Einmischung Frankreichs gestattet werde, dessen Staatsinteresse niemals eine Vergrößerung Rußlands auf Kosten der Pforte zulassen würde; und um jenen Schritt zu hintertreiben, setzte er alle Mittel in Bewegung. So geschah es auf seine Veranlassung, daß auch in Petersburg die Vermittlung der Seemächte wieder zur Sprache kam; und durch Vorstellungen, wie Frankreich dahin strebe, Schweden zum Kriege gegen Rußland anzuregen, Anna von Frankreich abzuziehen trachtend, und bei jeder Gelegenheit bemüht, den Samen des Mißtrauens zwischen Oesterreich und Frankreich auszustreuen, nährte Ostermann das so schon so wache zwischen dem Kaiser und Rußland. Dagegen wollte die Pforte jetzt nichts mehr von Vermittlung der Seemächte hören, obwohl diese, um sich von Frankreich im Orient nicht ganz den Rang ablaufen zu lassen, ihre Anträge auf Rußland und Oesterreich gestützt unter der Hand erneuerten, trotz der eben erfahrenen schlimmen Behandlung. Villeneuve bestärkte die Türken natürlich in solcher Gesinnung.

So wirrte alles in ärgstem Widerspruch durch einander, so daß fast nur ein Wunder aus diesem Labyrinth zum Frieden hätte führen können. Und Ostermanns Eigenmächtigkeit trug nun vollends dazu bei, die Verwirrung und das gegenseitige Mißtrauen aufs äußerste zu treiben. Denn fürchtete Anna österreichische Absichten, einen Separatfrieden zu schließen,

so hatte der Kaiser noch viel ausreichendere Ursache, Rußland solche Vertragswidrigkeit beizumessen. Ostermann nämlich, um alle Vermittlungsversuche zu durchkreuzen, ließ durch den von Oczakow gefangen nach Rußland geführten Jahjapascha dem Großwesir den Vorschlag einer Separatunterhandlung machen, worauf dieser auch einging; und Propositionen, die dem Frieden zur Grundlage dienen sollten, wurden einigemale hin und her gewechselt, ohne daß die Kaiserin davon unterrichtet war. Eben so wenig wußte Ostermann von den Instructionen, welche diese Villeneuve als vermittelndem Gesandten zukommen ließ, worunter namentlich die Erklärung, daß sie nie zu einem Separatfrieden ihre Zustimmung geben werde, und daß sie mit der alleinigen Vermittlung Frankreichs zufrieden. Aehnliches wurde in Wien notificirt; und auf solche Weise gerieth die von der Herrscherin geführte Sprache in den grellsten Widerspruch mit dem thatsächlichen Vorgehen ihres Ministers. Und Gleiches war nun auch wieder am kaiserlichen Hofe der Fall. Auch hier stimmte die Politik und Sprache des Souverains keineswegs immer mit der des Ministers überein. Kaiser Karl sowohl wie Anna theilten Villeneuve ihre Instructionen und Propositionen meistentheils über Versailles oder durch die bei ihnen accreditirten französischen Gesandten direct, und ohne ihren Ministern regelmäßig Kenntniß davon zu geben, mit. Und so geschah es, daß Sinzendorf, der österreichische Canzler, Villeneuve die Weisung zugehen ließ, nur gemeinschaftlichen Frieden mit Rußland zu betreiben, und die Seemächte von der Vermittlung fern zu halten, während man in Wien die letztern wieder herbeizuziehen suchte, und dem Separatfrieden keineswegs abgeneigt war. Die Folge von alle dem mußte natürlich höher und höher steigendes Mißtrauen unter den Allürten und wachsende Uebermacht des Großwesirs sein.

Endlich wirrte sich aus diesem Chaos einander durchkreuzender und gegenseitig aufhebender Bestrebungen doch wenigstens ein Vorschlag heraus, welchen Villeneuve unter Genehmhaltung der beiden angreifenden Mächte dem Großwesir, als dieser schon in das Lager nach Adrianopel aufgebrochen war, förmlich in Antrag bringen konnte (4. Mai 1738). Es war die ursprünglich von Frankreich gewählte Basis zum gleichzeitigen Frieden mit beiden Kaiserhöfen; nämlich: Assow sollte im Besitz Rußlands verbleiben, Oczakow und Kilburun der Pforte zurückgestellt werden, der Frieden von Passarowicz die Grundlage des mit Oesterreich neu zu schließenden bilden, und was sonst noch zu regeln, auf einem Congresse seine Erledigung finden. Denn Frankreich wollte keinen Separatfrieden mit nur einer der Mächte zu Stande kommen lassen, da ein solcher nur dazu dienen konnte, den Einfluß der Frieden schließenden, und wohl auch Englands und Hollands, bei den weitern Unterhandlungen mit der den Krieg fortsetzenden Macht in Constantinopel empor zu

bringen, wo Frankreich aber das Feld mit Ausschluß aller übrigen zu behaupten dachte. Ein Separatfrieden Oesterreichs mit der Pforte, in welchen Frankreich willigte, drängte Rußland unfehlbar zu den Seemächten, und umgekehrt. Allein damit war dem Großwesir nicht gedient, der keinen Frieden mit Oesterreich, sondern nur mit Rußland wollte, und auch diesen nicht ohne die Rückgabe oder wenigstens die Schleifung Assows, in welchem Sinne, diese letztere anbietend, er durch den Hospodaren der Moldau und mündliche Botschaft directen Antrag an Münnich gelangen ließ. Münnich jedoch war weder zu Unterhandlungen bevollmächtigt, noch geneigt, die Gelegenheit zu weitern Kriegsthaten zu verlieren, und antwortete, daß ohne Oesterreich kein Frieden möglich. Mohammedpascha also suchte erst Ausflüchte, indem er die förmliche Garantie des zu schließenden Friedens durch Frankreich begehrte; und als auch diese gewährt war (13. Mai 1738), mit warnender Hinweisung auf den siegreich von Kandahar zurückkehrenden Nadirschah, erklärte er Villeneuve, der selbst in Constantinopel bleibend, den Gesandtschaftssecretair Peyssonel ins Lager nach Adrianopel geschickt hatte, schriftlich und als Ultimatum (18. Juni 1738), daß er den Frieden mit dem Kaiser nur auf dem Fuße gegenwärtigen Besitzes unter französischer Garantie und unter Zufriedenstellung Rakoczys schließen werde, den mit Rußland aber die frühern Schlüsse erneuernd und die Schleifung Assows antragend. Damit waren denn die Unterhandlungen natürlich abgebrochen, und eine Verständigung durchaus unmöglich gemacht, da der Kaiser Rakoczy eben erst als Rebellen erklärt und einen Preis auf dessen Kopf gesetzt hatte, und Rußland eben so wenig den Besitz Assows wollte fahren lassen.

Die Heere waren inzwischen von allen Seiten schon wieder ins Feld gerückt. Der Kaiser hatte versucht, seinen Rüstungen möglichsten Nachdruck zu geben, und sich auch aus dem Reich, welches schon eine Türkensteuer bewilligt hatte, Unterstützung und Truppen zu verschaffen, von Baiern, Sachsen und andern Ständen. Allein alles lahmte und stockte. Der Siegesglanz, welcher zu Zeiten Eugens so viele Freiwillige herbeilockte, war von den kaiserlichen Fahnen gewichen; und den Zuzug von dreißigtausend Mann Russen, welchen der Kaiser in Petersburg verlangt hatte, wußte der dem Wiener Hofe durchaus nicht holde Feldmarschall Münnich zu vereiteln. Doch hatte der Feldmarschall Befehl erhalten, diesmal unverzüglich den Angriff Benders oder Choczims zu unternehmen, und dann den Krieg in die Moldau und Walachei zu spielen, so wie der Operationsplan ursprünglich mit Oesterreich verabredet war.

Der Feldzug begann (Februar 1738), wie gewöhnlich, mit einem Streifzuge der Tataren gegen die Ukraine, mit Raub, Brand und Verwüstung. Münnich hatte, nach den gewaltigen Verlusten der beiden

letzten Jahre nur funfzigtausend Mann, einschließlich der Kosaken, zusammen bringen können, mit denen er gegen Anfang Mai aus den Winterquartieren der Ukraine und dem Hauptquartier Pultawa aufbrach. Ohne Widerstand zu finden, überschritt das Heer den Dniepr, dann den Bug, ohne Umstände durch polnisches Gebiet ziehend, trotz der Proteste des Kronfeldherrn Potocki, die denn freilich nicht helfen konnten, wo der König selbst das Einverständniß mit Rußland nicht zu verletzen wagte. Erst an den Ufern des Kodyma zeigte sich der Feind. Hier und am Sawran entspann sich eine Reihe von Kämpfen (Juli 1738), in welchen die Türken und bessarabischen Tataren jedoch fortwährend geworfen wurden. Der Marsch ging zwischen den kleinern Flüssen Molochich und Bielochich weiter auf den Dniestr. Jenseits, am rechten Ufer dieses letztern, hatten die Türken ein wohlverschanztes Lager bezogen, um den Russen den Uebergang zu wehren, während die Tataren auf dem linken Ufer, jenseits des Molochich standen, von wo aus sie fortwährend die Russen umschwärmten und den Nachtrab bedroheten. Münnich, hier angelangt (6. Aug. 1738), lagerte ebenfalls am Dniestr mit dem Rücken an den Bielochich gelehnt; aber er mußte bald einsehen, daß den Uebergang zu erzwingen, bei der großen Uebermacht des Feindes und den steilen, felsigen Ufern des Flusses, eine Unmöglichkeit. Nach einer fruchtlosen Kanonade über den Fluß hinüber, und da es gänzlich an Fourage mangelte, und Menschen, Pferde und Zugvieh haufenweise dahin starben, beschloß er also den Rückzug (9. Aug. 1738). Ein Theil der türkischen Armee setzte nun aber über den Fluß; und unter beständigen Kämpfen mit diesen und den Tataren hielt Münnich sich zwar noch einige Zeit in der Nähe des Dniestrs, scheinbar Uebergänge versuchend. Allein überall trat ihm das Hauptheer des Feindes entgegen; und so ging er immer auf polnischem Gebiet, auf den Bug und endlich über diesen zurück (1. Sept. 1738), gewaltig geschwächt an Truppen und Thieren, weniger durch das Schwerdt des Feindes, als durch Mangel und Krankheit. Einen Theil der Munition hatte man, unfähig sie fortzuschaffen, sogar in den Steppen vergraben, oder in Polen zurücklassen müssen.

Der Wiener Hof, selbst im Nachtheil gegen die Türken, war außer sich über diesen schlechten Erfolg des russischen Feldzuges. Ueber Münnich, dem man alle Schuld, und zwar als feindselige Absicht gegen Oesterreich, beimaß, wurde bittere Beschwerde in Petersburg geführt. Man klagte ihn an, den Angriff auf Bender oder Chozim, von welchem die kaiserlichen Heere eine Diversion zu ihren Gunsten erwarteten, absichtlich unausgeführt gelassen zu haben, und brachte es wirklich dahin, daß Münnich, nachdem er schon über den Bug zurückgegangen, von Petersburg den Befehl erhielt, umzukehren und einen jener Plätze zu nehmen. Doch war es damit wohl schwerlich ernstlich gemeint; wenig-

stens wurden Münnichs Vorstellungen, daß das ganze Heer darüber zu Grunde gehen würde, als vollgültig angenommen, und der Kaiser mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß im nächsten Jahre russische Hülfsvölker zugesandt werden sollten, woraus aber wiederum nichts wurde. Aehnliche Dinge waren schon im vergangenen Jahre vorgefallen, wo Oesterreich noch den Zug auf Bender verlangt hatte.

Wenig erfolgreicher war Lacys erneuerter Zug in die Krim. Dieser hatte abermals die Linien von Perekop, wo der Tatarchan ihn erwartete, an der ausgetrockneten Wasserseite umgangen, Perekop genommen (10. Juli 1738) und wollte sich gegen Kaffa wenden. Allein er fand das Land so furchtbar verwüstet, und überdies zerstreute und zerstörte ein Sturm das Geschwader des Viceadmirals Bredal, welches Vorräthe herbeiführen und die Belagerung unterstützen sollte, so daß Lacy davon abstehen mußte, und nach einigen unbedeutenden Streifereien zum Rückzuge in die Ukraine aufbrach (Ende August 1738), nicht jedoch ohne die Festung Perekop ganz geschleift und einen großen Theil der Linien gesprengt zu haben. Bredal war mit einem Theil seiner Flotte vom Kapudanpascha so in die Enge getrieben worden, daß er mit dem Geschütz und der Mannschaft ans Land ging, und die Schiffe versenkte oder verbrannte.

Freilich waren es bei weitem weniger die Waffen der Türken und Tataren, welche die Russen auf allen Seiten zum Rückzuge zwangen, als die Unwirthlichkeit und Verwüstung der Gegenden, in welchen der Kriegsschauplatz lag. Dennoch aber waren die Verluste so gewaltig, daß jene sich selbst außer Stande sahen, nur das bereits Gewonnene zu behaupten. Oczakow und Kilburun forderten endlose Opfer. Die hingeschickten Truppen starben, kaum angelangt, dahin; und immer neue Verstärkung erforderten die Besatzungen. Nun brach zum Uebermaß an beiden Orten auch noch die Pest aus, so daß die Befehlshaber bald kaum im Stande waren, die gewöhnlichen Wachposten auszustellen. Solche Opfer standen denn doch in keinem Verhältnisse zu dem allerdings wichtigen Besitze; und es erging also von Petersburg der Befehl (Sept. 1738), beide Festungen zu schleifen und zu verlassen, nachdem sie fast zwanzigtausend Mann gekostet. So schwanden auch diese Triumphe wieder dahin.

Den kaiserlichen Heeren war ebenfalls kein günstigeres Gestirn aufgegangen. Der Herzog von Lothringen stand an der Spitze derselben, und statt Seckendorfs, der in Wien unter Verhaft lag, um das Unglück des letzten Feldzuges zu büßen, war ihm der Hofkriegsrathspräsident Graf Königsegg im Oberbefehl beigegeben. Doch die Rüstungen waren so langsam gegangen, daß das Ende Junis schon herannahte, ehe sie, zwei und zwanzigtausend Mann Fußvolk und zwölftausend Mann Reiterei

stark, im Felde erschienen. Inzwischen aber waren die Türken bereits sehr thätig gewesen. Schon gegen Ende Aprils hatte diese in Bosnien die Feindseligkeiten begonnen, wo der unermüdliche Statthalter und frühere Großwesir Alipascha Streifzüge gegen Sabacz unternahm, und mehrere der kleinen festen Plätze an der Save und Drina überrumpelte. Auch Usidscha wurde wieder erobert. Doch mit bloßer Abwehr, wozu Villeneuve gerathen, war es den durch den vorjährigen Feldzug kühn gemachten Türken keinesweg genug. Sie trachteten nun schon nach Eroberung, träumten von Ofen und neuerrungener Herrschaft in Ungarn und Siebenbürgen, und statt den Feind zu erwarten, gingen sie jetzt selbst über die Donau, und fielen, zwanzigtausend Mann stark, unter dem Statthalter von Widdin, Hadschi Mohammed, in das Banat ein, sich gegen Orsova und Mehadia wendend. Mehadia wurde nach schwacher Vertheidigung von dem Obersten Piccolomini übergeben, und die Türken schickten sich, den Fall Orsovas erwartend, zum weitern Zuge an. Endlich aber rückten auch die kaiserlichen Heere über Lugos und Karansebes heran, und bei Kornia, bis wohin, nördlich von Mehadia, die Türken entgegen gegangen waren, kam es zur Schlacht (4. Juli 1738), in welcher jene zwar das Feld behaupteten, und die Osmanen bis über ihr verlassenes Lager hinaus verfolgten. Allein die Oesterreicher hatten einen dreifach größern Verlust als der Feind erlitten, so daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Mehadia capitulirte jedoch wieder (9. Juli 1738) gegen freien Abzug der dasselbe besetzt haltenden Janitscharen; und dies zog auch die Aufhebung der Belagerung von Orsova nach sich.

Der Herzog von Lothringen wollte jetzt selbst nach Orsova gehen; doch plötzlich traf Kunde ein, daß die Türken über die Save vordrängen, sogar schon über die Drau hinaus streiften, und daß der Großwesir selbst im Anzuge. So war es in der That. Jegen Mohammed, von Nissa aufgebrochen und dann in der Nähe Widdins lagernd, hatte voll Zorn die Nachricht der Uebergabe Mehadias und der Aufhebung der Belagerung von Orsova erhalten, und rückte, dies zu rächen, heran. Den Hadschi Mohammed entsetzte er sofort seines Befehls, und schickte Gendsch Alipascha als Seriasker gegen Mehadia, während er selbst Semendra nahm, und dann Orsova aufs neue einschloß. Mehadia fiel zum zweitenmal, da Königsegg, durch Desertion und die sich verbreitende Pest geschwächt und für Belgrad fürchtend, zu nachhaltigem Widerstande unfähig war. Er wandte sich vielmehr, um dieses letztere zu decken; und das wurde denn auch die Ursache des Falles Orsovas, dieses Schlüssels Ungarns, dessen Besatzung nach vierwöchentlicher Belagerung gegen freien Abzug capitulirte (15. Aug. 1738).

So endete dieser Feldzug glücklich gegen Rußland, durchaus siegreich gegen Oesterreich.

Die Unterhandlungen hatten inzwischen während der Kriegsoperationen keineswegs ganz geruht; doch waren die Ergebnisse dieser letztern wenig geeignet, die Pforte zu größerer Nachgiebigkeit zu stimmen; und überdies wirrten die Bemühungen auf die hoffnungsloseste Weise durcheinander. Nachdem die Conferenzen zu Adrianopel durch das Ultimatum der Pforte vorläufig ganz abgebrochen erschienen, hatte der Kaiser, ohne jedoch jenes Ultimatum schon zu kennen, dem zum Oberbefehl des Heeres abgehenden Herzog von Lothringen Vollmacht ertheilt, geeigneten Falls, wenn die vorgeschlagenen Präliminarien angenommen, den Frieden mit dem Großwesir sofort zu unterzeichnen. Rußlands geschah hierbei keine Erwähnung; und so kam Villeneuve auf den Gedanken, Oesterreich suche ernstlich einen Separatfrieden. Ebenso hatte Münnich, auf Nachricht der von dem Großwesir ihm gemachten Anträge, Vollmacht zu directer Unterhandlung erhalten. Ostermann aber, der wieder ganz ununterrichtet von dem Vorgehen der Kaiserin Anna war, und daß diese Villeneuve über Wien zu Unterzeichnung der letztvorgeschlagenen Präliminarien, Besitz Assows und Rückgabe der Dnieprfestungen, ermächtigt hatte, schrieb dem französischen Botschafter, Rußland werde nur gegen eine Erweiterung des Gebiets von Assow, Theilung der Länder zwischen Assow und dem Kuban, Freiheit des Handels und Einbegreifung Persiens den Frieden abschließen. Denn mittlerweile hatte Nadirschah siegreichen Rückzug aus Indien begonnen, seine alte Verbindung mit Rußland erneuert, und der Pforte ebenfalls Vermittlung angetragen. So fand das Mißtrauen der beiden Kaiserhöfe, deren jeder den andern fortwährend der Separatunterhandlungen auf eigene Kosten verdächtig hielt, immer neuen nicht unbegründeten Anstoß, und der Herzog von Lothringen machte, nach dem Falle Orsovas, in der That von der ihm gegebenen Vollmacht auch Gebrauch, indem er den Großwesir zu unmittelbarer Zusammenkunft und Unterhandlung einlud. Doch zerschlug sich auch dies wieder, da der Herzog mißmuthig und krank am Wechselfieber nach Wien und von dort nach Italien ging, und der Großwesir es dann unter seiner Würde hielt, sich mit Königsegg weiter einzulassen, der sich jedoch als völlig an des Herzogs Stelle tretend, legitimirte.

In diesem Wirrsal fanden nun auch die diplomatischen Intriguen der übrigen an dem Kampfe unmittelbar nicht betheiligten Mächte ein lockendes Element. Die Seemächte, welche mit Mißbehagen den wachsenden und den ihrigen ganz ausschließenden Einfluß Frankreichs im Orient wahrnahmen, boten alles auf, diesem die Vermittlerrolle wieder zu entreißen; aber vergebens. Frankreich inzwischen verfolgte ebenwohl bei dem Geschäfte sein eigenes Interesse. Mit Oesterreich kam der definitive Frieden nach jahrelangen Verhandlungen, zu Wien (18. Nov. 1738) jetzt endlich zu Stande. Im Norden aber suchte dasselbe sein altes

System und Verbindung mit Schweden wieder herzustellen; und der dortigen russenfreundlichen oder wenigstens friedliebenden Partei entgegen wurde die Allianz durch den Einfluß der Gegner erneuert (10. Nov. 1738), welche Wiedereroberung der an Rußland verlorenen Provinzen, Benutzung des Türkenkrieges und Bündniß mit der Pforte sannen. Durch alles dies wurde denn die Haltung Frankreichs gegen Rußland allmälig eine ganz andere, als sie zu Anfang der Negotiationen gewesen war; und da jenes sehr aufsichtig geworden war auf die russischen Pläne durch die Forderung freier Schifffahrt bis in das Mittelmeer, da eine allgemeine und gleichzeitige Pacification auf keiner Seite ehrlich gemeint zu sein und Rußlands Neigung zu den Seemächten durch Ostermann immer höher zu steigen schien, so war dasselbe am Ende selbst auch nicht mehr so abgeneigt wie früher, einen Separatfrieden Oesterreichs errichten, und den Krieg gegen Rußland fortdauern zu lassen. Die schwedischen Minister Höpken und Carlson betrieben in der That auch in Constantinopel, von Bonneval unterstützt und nicht ohne Vorwissen Villeneuves, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Pforte.

Auf der andern Seite trachtete das ewig zwiespaltige Polen, die Situation für sich auszubeuten. Bei Gelegenheit der von der Pforte über den den Russen gestatteten Durchzug geführten Beschwerden ließ König August (3. Dec. 1738), nebst Entschuldigungen, seine Dienste zur Vermittlung des Friedens mit Rußland antragen, die indessen, eben sowohl wie die von Nadirschah zu gleichem Zweck angetragenen persischen, mit Hinweis auf die bereits angenommene französische Vermittlung, abgelehnt wurden. Und das war denn freilich nicht zu verwundern, wenn auch sonst wirklich friedliche Gesinnungen vorhanden gewesen wären, da August der Schützling Oesterreichs und Rußlands, und da sächsische Truppen unter kaiserlichen Fahnen fochten. Der König aber fürchtete nicht ohne Grund die polnische Conföderation, und suchte dieser, die in der Türkei ihren natürlichen Schutz gegen russische Herrschaft erblickte, zuvorzukommen. Denn wirklich hatte diese einen Gesandten nach Constantinopel geschickt (4. Febr. 1739), um den Beistand der Pforte zur Zurückstellung des von Polen abgerissenen Gebiets und zur Wiederherstellung der alten Freiheit zu erbitten, deren Garant jene durch den Frieden am Pruth überkommen, und um den Entwurf eines Schutz- und Trutzbündnisses vorzulegen, an dem auch Schweden theilnehmen sollte. Der Großwesir war dazu auch völlig bereit, wenn der Entwurf mit der Unterschrift aller Magnaten beglaubigt würde.

Das Friedensbedürfniß der beiden erst angreifenden Mächte war jedoch zu groß, als daß sie nicht noch einmal ernste Versuche zum Frieden zu gelangen hätten machen sollen. Rußland sah sich so bitter enttäuscht in alle dem, was es von der Allianz mit dem Kaiser gehofft

hatte, außer Stande, die Frucht mit so gewaltigen Opfern erkaufter Siege zu behaupten, und dazu durch die zunehmende Bewegung in Schweden bedroht. Der kaiserliche Hof aber hatte den Muth ganz verloren. Die mit so großen Anstrengungen ins Feld gestellten Heere waren äußerst geschwächt; und die in der Moldau und Walachei furchtbar wüthende Pest drang nach Ungarn und Siebenbürgen, so daß man die Erblande schon absperrte. Im ganzen Reiche, bei allen Ständen, wo nur irgend eine Aussicht auf Erfolg, warb man um Truppen; was aber war mit gänzlich geleerten Cassen auszurichten! Und die eigenen österreichischen Stände wurden ebenfalls schwierig. Als der Kaiser ihnen abermals vier und zwanzigtausend Mann abforderte, bewilligten sie zwar (Nov. 1738) die Hälfte in Geld, zweifelten aber, ob sie im Stande sein würden, die andere Hälfte in Menschen aus den entvölkerten Provinzen zusammen zu bringen. So regten sich in Wien schon laute Befürchtungen, die Türken könnten sich wohl ganz Ungarns wieder bemächtigen. Beide Kaiserhöfe knüpften deswegen da wieder an, wo die förmlichen, so zu sagen officiellen Unterhandlungen zuletzt stehen geblieben waren, bei dem von der Pforte gestellten Ultimatum, indem sie durch Villeneuve Gegenerklärungen darauf abgeben ließen. Rußland bestand auf der Abtretung Assows mit dem Bemerken, daß die Schleifung und das unbebaut Bleiben des Platzes, wie die Pforte vorgeschlagen, keinem Theile genügen könne, da man die Tataren doch nicht würde verhindern können, sich dort anzusiedeln, was dann voraussichtlich Quelle ewiger Zwietracht. Kilburun und Oczakow sollten zurückgegeben werden, was nach der gänzlichen Zerstörung beider Festungen durch die Russen jetzt freilich ein ziemlich illusorisches Anerbieten. Oesterreich dagegen bestand nicht mehr auf den Gränzen des Passarowiczer Friedens, zeigte sich vielmehr geneigt, die Basis des gegenwärtigen Besitzstandes sich gefallen zu lassen; nur wünschte es die Rückgabe oder wenigstens die Schleifung Orsovas.

Auf diese Weise kamen die Unterhandlungen wieder in Gang (24. Nov. 1738), welche zwischen Villeneuve und vier türkischen Bevollmächtigten, darunter der Reis Efendi, zu Dolmabagdsche, in einer der Vorstädte Constantinopels, gepflogen wurden. Allein die Türken bestanden unnachgiebig auf der Herausgabe oder der Schleifung Assows, während sie auf die Rückstellung Oczakows und Kilburuns mit Recht wenig Gewicht mehr legten; und von Oesterreich forderten sie den ganzen Besitzstand, einschließlich Orsovas; ja sogar von einer Erwerbung Belgrads und Temeswars, als Schadloshaltung für Oczakow und Kilburun, war die Rede; endlich die Herstellung Siebenbürgens als unabhäniges Fürstenthum mit freier Fürstenwahl. Denn obwohl Rakoczy eben gestorben und Csaki an seine Stelle getreten war, behauptete der Großwesir, nicht sowohl mit dem Fürsten als dem Volke Vertrag geschlossen zu

haben. Auf solche Bedingungen hin war natürlich nicht vorwärts zu kommen, und Villeneuve selbst verwarf dieselben durchaus, erklärend, daß er sie dem Wiener Hofe nicht vorschlagen könne. Nach sechs Conferenzen brach man ohne Frucht wieder ab (6. Dec. 1738).

Doch endlich schlug auch die Stunde des übermüthigen Großwesirs Jegen Mohammed. Der Tatarchan Mengligirai war nach Constantinopel gekommen, um dringend zum Frieden zu rathen, und hatte dadurch die schon lange am Sturze des Großwesirs arbeitende Partei um vieles verstärkt. Sein gefährlichster Feind war jedoch der allmächtige Kislaraga Elhadsch Beschir, der jenen anfangs gehoben und gehalten; und dieser, welcher erfuhr, daß jener nach der Alleinherrschaft trachte und seinen Untergang geschworen habe, stürzte ihn mit eben der Leichtigkeit, wie er ihn eingesetzt, indem er dem Sultan vorstellte, daß Nadirschah schon neuen Angriff sinne, daß das Reich erschöpft und es höchste Zeit sei, dem Kriege ein Ende zu machen. Jegen wurde in die Verbannung geschickt (23. März 1739), und ihm zum Nachfolger der Statthalter von Widdin gegeben, den jener im vorigen Jahre wegen des Verlustes Mehadias abgesetzt hatte.

Diesem, Hadschi, Elhadsch, Aus oder Aiwas[1]) Mohammedpascha, war es nun wirklich und ernstlich um die schleunige Wiederherstellung des Friedens zu thun, da derselbe sich keineswegs solche Illusionen, wie sein Vorgänger, über den zerrütteten innern Zustand des Reichs machte, und Nadir allerdings zu fürchten war. Dieses letztern Vermittlungsantrag schien ein bedenklicher Vorbote, daß derselbe jetzt wohl auch directern Antheil an dem Streite zu nehmen gemeint sein dürfte. Bei verdientem Rufe der Tapferkeit und Rechtlichkeit waren des neuen Großwesirs Fähigkeiten aber nur beschränkte, und der günstigste Augenblick überdies verpaßt. Denn fast in demselben Augenblicke, wo die Dinge in Constantinopel diese friedliche Wendung nahmen, änderte sich durch das wunderliche Spiel der Umstände in Petersburg und selbst in Wien die friedensbereite Stimmung wieder zu einer mehr kriegerischen und unnachgiebigeren um. Oesterreich und Rußland nämlich, durch die Ungenüge der Verhandlungen gewitzigt, bei denen ihre Bemühungen sich so oft gegenseitig durchkreuzt, und wiederholt das gerade Gegentheil von dem Gewollten hervorgebracht hatten, und besorgt, daß diese Reibungen sie, bei den im übrigen Europa schon sich vorbereitenden weit aussehenden Ereignissen, um die einzige feste Allianz bringen möchten, welche sie besaßen, hatten sich inzwischen einander wieder mehr genähert. Bei beiden Kaiserhöfen wuchs überdies mit jeder Staffette das Mißtrauen gegen die französische Vermittlung, namentlich bei Rußland, welches alles aufbot,

1) Alles Vornamen, welche besagen, daß der Träger nach Mekka gepilgert.

diese den Seemächten oder Polen zuzuwenden, oder wenigstens dieselben Theil daran nehmen zu lassen. So hatte man sich nochmals zu dem Versuche geeinigt und verständigt, durch eigene gemeinsame und einträchtige Anstrengung rasch zu einem leidlichen Ziele zu gelangen, und bei Gelegenheit der Verlobung des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Neffen der Gemahlin Kaiser Karls, mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg, Nichte und, wie man glaubte, Thronfolgerin der Kaiserin Anna, das Versprechen erneuert, keinen Separatfrieden schließen zu wollen. Dies neu belebte Einvernehmen äußerte sich nun bald in der Geschäftsbehandlung.

Dem Großwesir wäre die Gleichzeitigkeit beider Friedensschlüsse freilich sehr willkommen gewesen, da dieser keineswegs, wie sein Vorgänger, Frieden bloß mit Rußland suchte, um dann um so nachdrücklicher auf Oesterreich fallen zu können. Allein darauf rechnete er doch, und dies war der Zweck seiner Gemeinsamkeits-Politik, Rußlands Forderungen durch Oesterreich herabzustimmen, und Gewinn und Verlust auf beiden Seiten ausgleichen zu können. Als Oesterreich also durch Villeneuve nochmals den Antrag thun ließ (1. April 1739), die kleine Walachei und den durch den Passarowiczer Frieden erworbenen Theil Serbiens gegen die Zurückstellung Orsovas und Mehadias herausgeben zu wollen, antwortete Mohammedpascha, daß die Pforte nur dann davon hören könne, wenn Rußland die Schleifung Assows zugestände. Rußland aber ließ nichts von sich vernehmen, beharrte endlich auf seiner früheren Forderung; und Oesterreich erklärte nun, in erneutem Vertrauen auf Rußland, sich auf keine Weise von seinem Alliirten trennen zu wollen. Es zog seinen Vorschlag zurück, an den es ohnehin nur bis zum Mai hatte gebunden sein wollen, und stellte sich wieder auf die Basis des Friedens von Passarowicz.

So blieb denn trotz des aufrichtigen Wunsches des Großwesirs nichts anderes übrig, als nochmals das Glück der Waffen zu versuchen, und von diesen die endliche Entscheidung zu erwarten.

Münnich, während seines Aufenthalts bei Hofe, hatte alles aufgeboten, es dahin zu treiben; denn dieser wollte nun einen Plan durchführen, zu dem er schon im vorigen Jahre einen vergeblichen Ansatz gemacht hatte. Die bisherigen Anstrengungen Rußlands waren vor allem auf die Verwirklichung des einen Gedanken Peters, auf Begründung russischer Herrschaft am Schwarzen Meere, gerichtet gewesen. Münnich aber dachte, nun auch dem zweiten, am Pruth gescheiterten, Leben zu geben, nämlich in die Moldau und Walachei einzufallen, die religiösen Sympathien der Glaubensgemeinschaft in Bewegung zu setzen, die christlichen, der Pforte unterworfenen Völkerschaften in die Waffen zu bringen, so das Reich der Osmanen in seinem Herzen anzugreifen, und dann,

wer weiß wo zu enden, vielleicht vor oder vielmehr innerhalb der Thore Constantinopels. In den lebendigsten Farben hatte er die Lage der griechischen Christen in der Türkei geschildert, wie sie die russische Kaiserin, das Haupt der griechischen Kirche, auch als ihr rechtmäßiges Oberhaupt ansähen, und nur erwarteten, daß ihnen Gelegenheit geboten würde, um das Joch der Osmanen abzuschütteln, und sich russischer Herrschaft zu unterwerfen. Das aber müsse rasch und unverzüglich geschehen, damit diese Stimmung sich nicht abschwäche oder ganz verflüchtige. Und dem lieh denn auch die Kaiserin Anna ein sehr geneigtes Ohr, der nichts mehr schmeichelte, als es Peter dem Großen gleich, oder wo möglich zuvor zu thun; und so mögen wir hier vielleicht den ersten Anfang der gewaltigen Pläne und Entwürfe wahrnehmen, welche fortan die Herrscher Rußlands, namentlich aber Catharina II., unablässig, bald ungestüm angreifend, dann wieder Jahrelang in scheinbar gänzlicher Vergessenheit abwartend, aber nie das große Ziel aus dem Auge lassend und alle, auch die kleinsten Umstände benutzend, beschäftigten. Denn hatten ähnliche Gedanken unzweifelhaft auch schon in Peters Seele gelegen, so hatten sie doch schwerlich schon solchen Umfang, noch solche bestimmte klare Form und Ausdruck gewonnen, als dies jetzt der Fall war.[1])

In diesem Unternehmen, von welchem Münnich für sich selbst den Fürstenhut der Moldau erhoffte, brach derselbe (4. Juni 1739) mit einer zu Kiew gesammelten Armee von etwa fünf und sechszigtausend Mann, dreizehntausend Kosaken und über drittehalbhundert Geschützen auf. Der Zug wurde ohne Umstände, trotz aller Beschwerden und Proteste, durch Polen genommen, in welches ebenso rücksichtslos die Türken über den Dniestr eingefallen waren, um den Russen den Uebergang über den Bug streitig zu machen. Als sie jedoch hörten, daß diese ihnen zuvorgekommen, zogen sie sich wieder zurück. Von beiden Theilen wurde verwüstet und verbrannt, obwohl die Polen den Russen zur Seite zogen, um, da sie den Marsch selbst nicht hindern konnten, wenigstens Ausschweifungen sich zu widersetzen. Soroka und Mogilew verbrannten die Kosaken, welche Münnich dorthin abgeschickt hatte, um die Türken glauben zu machen, der Angriff gelte Bender, was zum Theil gelang. So gelangte der Feldmarschall selbst bei Sukowza, sechs Stunden von Chozim, an den Dniestr, und überschritt diesen (29. Juli 1739) mit zwanzigtausend Mann ohne Widerstand zu finden, da die Feinde durch Scheinzüge getäuscht, ihn an einem andern Orte erwarteten. Allein noch dritthalb Wochen verstrichen, ehe der Rest der Armee mit allem Geschütz nachgerückt und ebenfalls über den Fluß gekommen war (15. Aug. 1739); und während Münnich diese Zwischenzeit benutzte, um aus seinen Verschan=

1) v. Halems Lebensbeschreibung des Grafen Münnich. 172.

zungen am Dniestr Streifpartien über den Pruth in die Moldau zu schicken, war auch der Seriasker von Bender Welipascha mit seinem Heere herbeigekommen und stand mit dem Statthalter von Oczakow Gendsch Alipascha vereinigt unter den Mauern Chozims, in welchem Eliaspascha als Befehlshaber lag. Jene Streifereien hatten übrigens den gewünschten Erfolg. Sie wiegelten das Land gegen Ghika, den Woiwoden der Moldau, auf; und kein Tag verging, seitdem die Russen jenseits des Dniepr standen, wo nicht größere oder kleinere Abtheilungen moldauischer und walachischer Truppen im Lager ankamen, die dann unter dem Prinzen Cantemir, der, ein naher Verwandter[1]) Demetrius Cantemirs, zum Fürsten der Moldau erklärt war, zu einem eignen Regimente umgeschaffen wurden.

Nachdem alle Truppen beisammen und alle Vorbereitungen getroffen, rückte Münnich zum Angriff auf das Heer der Osmanen heran. Dieses hatte sich auf den Anhöhen von Ramutschane verschanzt, das freie Feld dem Lager unter den Mauern der Festung vorziehend; und hier kam es nach vielen kleinen Gefechten zu einer entscheidenden Schlacht (28. Aug. 1739). Die Türken leisteten zwar verzweifelten Widerstand; allein Uneinigkeit ihrer Befehlshaber und das mörderische Feuer der Russen trieben sie unaufhaltsam in die Flucht nach Bender, wobei sie auch die mitausgerückte Besatzung der Festung fortrissen, so daß Eliaspascha von seinen zehntausend Mann nur mit Mühe achthalbhundert Mann zusammenraffen konnte, mit denen er sich in diese letztere warf. Das von den Türken in Brand gesteckte Lager und ein großer Theil des Geschützes fiel den Russen zur Beute. Unter solchen Umständen war an eine Vertheidigung Chozims natürlich nicht zu denken. Sobald der Feldmarschall vor den Mauern erschien, ergab dasselbe sich (30. Aug. 1739). Der Tag am Pruth war glänzend gerächt.

Der Weg in die Moldau stand nun offen, und Münnich rückte ungehindert ein. Der Woiwode Gregor Gika entfloh bei seiner Annäherung, und die Stände der Moldau, die sich zu Jassy versammelt hatten, unterwarfen sich huldigend (16. Sept. 1739) dem russischen Scepter. Der Feldmarschall selbst traf (14. Sept. 1739) in der Hauptstadt ein. In welchen weiten Unternehmungen hielt man damit nun nicht den günstigsten Anfang in Händen. Die bei Chozim geschlagenen Türken hatten sich bei Bender nicht aufgehalten, sondern waren über die Donau zurückgegangen. Bender, ganz Bessarabien schien leichte Beute; und die Kosaken schweiften schon durch die ganze Moldau, so daß die Pforte in aller Eile an der Donau einen Landsturm von zwölf-

---

1) Manstein 294. v. Halem, Lebensbeschreibung Münnichs 97, nennt ihn Sohn des Demetrius.

tausend Mann aufbot, um nur Ibraïl, Kilia und Ismail zu decken. Allein, was half aller Sieg auf dieser Seite, wo auf der andern der Bundesgenosse so tief geschlagen danieder lag!

Der Großwesir war über Nissa und Sofia gegen Belgrad gezogen, da die Paschas der Gränzhut berichteten, daß die kaiserlichen Heere bei Pancsova in Bewegung. An der Spitze dieser, sechs und funfzigtausend Mann stark ohne die Artillerie und die leichten Truppen, führte der Feldmarschall Graf Wallis den diesjährigen Oberbefehl, und unter ihm dienten die Feldmarschälle Prinz Hildburghausen und Graf Neipperg. Königsegg war in der Hofkriegsrathspräsidentur durch den Grafen Harrach ersetzt, und zum Oberhofmeister der Kaiserin ernannt worden. Denn wie früher Seckendorf hatte man das vorjährige Unglück Königsegg aufzubinden gesucht. Die in Petersburg geforderten und in der That auch versprochenen dreißigtausend Mann russischer Hülfsvölker blieben abermals aus, da Münnich deren Zuzug unter dem Vorwande, daß man sie unmöglich entbehren könne, wiederum zu hintertreiben gewußt hatte.

Wallis eröffnete den Feldzug mit dem Donauübergange bei Pancsova (20. Juli 1739), Neipperg auf dem linken Ufer zurücklassend; und da er hörte, daß die feindliche Vorhut zwölftausend Mann stark bei Krozka, beschloß er diese anzugreifen, darauf rechnend, daß der Großwesir selbst erst drei Tage später zu Semendra würde eintreffen können. Mit größter Unvorsichtigkeit verwickelte er sich in Hohlwegen und engen Schluchten, und aus diesen ausmündend wurde er plötzlich (22. Juli 1739) von den Türken überfallen, und das ganze Heer des Großwesirs erschien auf den Anhöhen bei Krozka. Die Reiterei, welche Wallis anfangs allein bei sich hatte, kämpfte zwar mit größtem Muth und Ausdauer; doch konnte oder wußte er die Infanterie nicht zu entwickeln, von der ein Theil den ganzen heißen Tag hindurch völlig müßig blieb, und so verdankte er es mehr der Nachlässigkeit oder Unkenntniß der Türken in Benutzung der Vortheile, wenn er gänzlicher Vernichtung entging. Nahezu sechstausend Todte blieben aber auf dem Felde. Der Prinz von Hildburghausen rieth nun in der Nacht den Grafen Neipperg über die Donau zu rufen, und die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern; allein die Reiterei war so ermüdet und geschwächt, daß der entmuthigte Wallis dem nicht zu folgen wagte, und sich auf Belgrad zurückzog, das Feld den Osmanen überlassend. Hier nahm er erst eine Stellung bei Wischniza, dann in den Linien von Belgrad selbst ein; doch in keiner sich sicher glaubend, ging er wieder auf das linke Donauufer über.

Der Großwesir seinerseits brach am dritten Tage nach der Schlacht ebenfalls von Krozka auf, und rückte vor Belgrad, wo er nicht wenig verwundert war, die Linien von dem kaiserlichen Heere verlassen zu

finden. Die Vorstadt wurde verbrannt; und da die zwanzigtausend Mann starke Besatzung die Aufforderung zur Uebergabe der Festung, gegen sicheres Geleit bis Ofen, mit Kanonenschüssen beantwortete, die Laufgräben sogleich eröffnet; das heißt, die Truppen schritten ohne weiteres dazu; denn der Großwesir dachte nur an Frieden, nicht an thätigen Verfolg des errungenen Sieges, wie die bei Krozka verlorene Zeit beweist. Auf dem jenseitigen Flußufer zog der Seriasker und Statthalter von Widdin, Tos Mohammedpascha, mit sechszehntausend Mann gegen Pancsova heran, die Bewegungen des Großwesirs begleitend und mit der ferneren Bestimmung, weiter ins Banat und in Siebenbürgen einzudringen. Diesem jedoch stellten die Oesterreicher unter Wallis, Neipperg und dem Fürsten Lobkowitz sich entgegen, schlugen ihn (30. Juli 1739), und erbeuteten sein Lager. Allein dies war ein geringer Erfolg, der wenig an der Sachlage zu ändern, noch die Türken von der Belagerung Belgrads abzuziehen vermochte. Bald trafen noch Nachrichten ein, daß Alipascha von Bosnien aus über die Unna hinaus siegreich gegen Kroatien streife.

Diese Posten vom Kriegsschauplatze fielen wie ein Donnerschlag in Wien Die erlittenen Verluste, die Unmöglichkeit neue Heere ins Feld zu schicken, und die immer schwankender werdenden Gesundheitsumstände des Kaisers, welche die pragmatische Sanction bald auf die Probe zu stellen versprachen, alles drängte, den Frieden nun so schleunig wie möglich und so ziemlich auf jede Bedingung abzuschließen. Die Vorschritte der Russen in der Moldau, während man selbst nur mit Mühe der schon zur Rolle der Angreifenden übergehenden Türken sich erwehrte, mochten die Bedenken auch eher mehren als mindern. Als der Großwesir deswegen gleich nach seiner Ankunft vor Belgrad dem Grafen Wallis Unterhandlungen antragen ließ, wenn dieser dazu bevollmächtigt sei, erfolgte auf dessen Anfrage von Wien sofort die Weisung, die schlimmsten der früheren Vorschläge zuzugestehen, und sich zu äußern, ob Belgrad noch zu retten. Und so begann eine der wunderlichsten und, durch das Ungeschick und die Uebereilungen der Bevollmächtigten, für Oesterreich unglücklichsten Unterhandlungen.

Villeneuve, der dem Heere bis Nissa gefolgt, war inzwischen ebenfalls im türkischen Lager vor Belgrad angekommen. Doch mochte der Wiener Hof, bei noch so übler Lage, sich diesem doch keineswegs ganz anvertrauen, da Frankreichs Plan bei dem übernommenen Vermittlungsgeschäfte, trotz des dem übermüthigen Jegen geleisteten Widerstandes, augenscheinlich genug nur darauf abzielte, Oesterreichs Uebergewicht über die Pforte zu brechen. Gern hätte man in Wien die Seemächte jetzt wieder mit herangezogen; doch das gelang nicht. Wallis und Neipperg waren deswegen mit der eigentlichen Unterhandlung beauftragt; und

durch deren Leichtsinn und Fahrlässigkeit nahmen die Dinge bald die schlimmste Wendung.

Der Hauptpunkt, um den es sich nun handelte, war nämlich, ob das über alles wichtige Belgrad noch zu retten, oder nicht; denn über alles andere setzte man sich jetzt hinaus, und war völlig entschlossen, nöthigenfalls auch ohne Rußland Frieden zu schließen. Sukow aber, der Commandant der Festung, hatte, feig oder aus was sonst für Gründen, Wallis schon in der ersten Hälfte Augusts wissen lassen, daß die Türken Bresche geschossen und der Platz unhaltbar; und auf Grund dieses Berichts hatten Wallis sowohl wie Neipperg die Unmöglichkeit Belgrad zu behaupten dem Kaiser gemeldet; ja, der von Wallis in das türkische Lager geschickte Graf Groß hatte in solchem Glauben und Eigenmächtigkeit sogar so weit gehen dürfen, dem Großwesir die Uebergabe Belgrads anzubieten. Durch diese Angaben getäuscht, die Lage der Dinge für hoffnungsloser haltend, als sie in der That war, und von dem Herzog von Lothringen, dem Grafen Sinzendorf und dem Staatsreferendar Bartenstein mit Vorstellungen gedrängt, wie die übrigen europäischen Angelegenheiten den Frieden um jeden Preis erheischten, ertheilte der Kaiser wirklich Vollmacht zur Abtretung Belgrads an die Pforte. Weder Wallis noch Neipperg jedoch hatten in unverzeihlicher Fahrlässigkeit die Mühe genommen, sich von dem wirklichen Zustande der Festung durch Augenschein zu überzeugen; und als man dann endlich dahinter kam, daß von bereits geschossener Bresche und so drohender Gefahr des Platzes gar keine Rede sein könne, hatte man sich schon so weit compromittirt, daß der Rückzug unmöglich. Mit der äußersten Unvorsichtkeit hatten die Generale den Großwesir merken lassen, wie überaus friedensbedürftig Oesterreich sei; sogar den gewöhnlichen Anstand in Betracht seiner selbst aus den Augen setzend, war Neipperg in das Lager der so etikettesifrigen Türken gegangen; Eifersüchteleien zwischen ihm und Wallis führten zu weiteren Bloßstellungen; und als man dann einzulenken suchte, war es zu spät. Am Ende suchte Neipperg wenigstens noch so viel zu retten, daß Belgrad nur geschleift überliefert werden sollte, und verständigte sich zu dem Zwecke mit Villeneuve, der nun wieder als letzte Hülfe erschien. Allein der Großwesir, dem wie gesagt, bereits die ganze Festung durch den Grafen Groß war angetragen worden, antwortete, er habe nur einen Gott und ein Wort, und werde nur nach Ueberlieferung der Schlüssel Belgrads Friedensvorschläge anhören. So hatte man selbst diesen, dem Frieden so sehr geneigten Mann dahin gebracht, daß er glaubte, alles fordern zu können.

Nach längern fruchtlosen Unterhandlungen kam man dann endlich bis zur Unterzeichnung von Präliminarien (1. Sept. 1739), welche als Hauptpunkt die Uebergabe Belgrads mit denjenigen Befestigungen fest-

stellten, welche zu Zeiten der Eroberung durch Eugen sich vorgefunden; die neuen, später durch die Oesterreicher aufgeführten sollten geschleift werden. Mit größter Mühe war es Villeneuve gelungen, es endlich so weit zu bringen; und der Waffenstillstand wurde nun publicirt, und ein Theil der Festung den Türken sofort übergeben (4. Sept. 1739). Man schritt nun zur Abfassung des Friedenstractats selbst.

Bis zu diesem Augenblicke war von der Gleichzeitigkeit des russischen Friedensschlusses noch wenig die Rede gewesen, obwohl Neipperg, um die Türken wo möglich zu größerer Nachgiebigkeit zu stimmen, einige Male von der Unzertrennlichkeit von Rußland gesprochen hatte. Doch jetzt erklärte derselbe, in letzter, jetzt ziemlich unzeitig angebrachter Verzweiflung, nur zugleich mit Rußland das Friedensinstrument unterzeichnen zu wollen; und dazu war denn auch der Großwesir willfährig genung, welchen inzwischen die Kunde der Einnahme Choczims und der Besetzung Jassys erreicht hatte.

Die russische Unterhandlung ging dem Namen nach ebenfalls durch Villeneuve, doch hatte Mißtrauen diesem den russischen Canzleirath Cagnoni beigegeben, welcher der eigentliche Vertraute der Absichten und Vorschläge Rußlands; und auch dieser hatte sich schon ziemlich weit herbeigelassen, da der Petersburger Hof wirklich und ernstlich dem Frieden zustrebte. So war man über die Schleifung Assows, diesen Punkt, an dem so oft alle Einigungsversuche gescheitert waren, bereits einverstanden. Aber noch drei Fragen schwebten, auf welche Cagnoni ohne weitere Ermächtigung seines Hofes nicht eingehen zu können erklärte: das wüst Bleiben des Gebiets um Assow, das Verbot russischer Schifffahrt im Schwarzen und Assowschen Meere und die Unabhängigkeit beider Kabartaien sowohl von Rußland als der Pforte. Doch auch hier schaffte Villeneuve einen Ausweg durch den Vorschlag, daß Cagnoni bedingt, der Großwesir aber unbedingt unterzeichnen, und daß, um die Würde des Großwesirs zu schonen, das von diesem gefertigte Exemplar bis zur Annahme der Bedingungen durch die Kaiserin Anna in den Händen Villeneuves bleiben solle. Dem Reis Efendi wurde dieses Zugeständniß mit fünftausend Ducaten bezahlt. Und so konnte denn allerseits (18. Sept. 1739) zur Unterzeichnung des denkwürdigen Friedens von Belgrad geschritten werden, dem unrühmlichen Ende so fester Hoffnungen, so übermüthiger Siegesgewißheit und so großer vergeblicher Opfer der angreifenden Mächte.

Die Bedingungen waren schmählich genug für Oesterreich, welches so viele schönste Früchte der blutigen Siege Eugens preisgeben mußte. Die durch den Frieden von Passarowicz erworbene kleine Walachei wurde den Türken zurückgestellt, wie auch das nördliche Serbien mit Orsova, Belgrad und Sabacz; Donau und Save bildeten hier wieder die Gränze,

wie weiterhin in Bosnien Save und Unna, wodurch der dort gewonnene feste Halt ebenfalls verloren ging. Gränzbestimmungen, die mit geringen Aenderungen die noch bis auf den heutigen Tag gültigen sind. Selbst Altorsova auf dem linken Donauufer sollte im Besitz der Pforte verbleiben, falls diese, wie dieselbe sich anheischig machte, binnen Jahresfrist die Czerna hinter den Platz ableiten würde; die Nichterfüllung welcher Bedingung später zu vielen Irrungen führte, und noch in dem letzten Kriege des Jahrhunderts seine Rolle spielte. Mehadia, mit rasirten Festungswerken jedoch, blieb also dem Kaiser, welcher Orsova dagegen in dem Zustande, worin es sich befand, Belgrad und Sabacz aber nach Schleifung der seit dem Passarowiczer Frieden hinzugefügten Befestigungen, wobei die ältern jedoch nicht beschädigt werden sollten, überlieferte. In Betreff der Katholiken erhielt Oesterreich die Versicherung der früher ertheilten Privilegien, so wie des freien Handels seiner Unterthanen auf dem Fuße der meistbegünstigten Völker; doch wurde der zu Passarowicz geschlossene Handelsvertrag nicht erneuert. Die Pforte versprach die Internirung Csakis und der ungarischen Rebellen, Oesterreich den Frauen derselben zu ertheilende Erlaubniß zu ihnen zu ziehen, und überdies wurde den gegenseitigen Unterthanen, welche sich an dem Kriege zu Gunsten der feindlichen Macht betheiligt, allgemeine Amnestie zugesichert. Dies mußte den Schutz ersetzen, welchen Serben und Walachen sich vom Hause Oesterreich versprochen hatten. Der Frieden war auf die Dauer von sieben und zwanzig Jahren geschlossen.

Der russische Tractat dagegen enthielt keine Bestimmung der Zeitdauer, und war also als ein ewiger anzusehen. Assow sollte gänzlich geschleift werden, das Gebiet wüst bleiben und als Barriere zwischen beiden Reichen dienen; doch war es Rußland sowohl als der Pforte gestattet, dort Gränzbefestigungen zu bauen. Taganrog aber sollte nicht wieder befestigt werden, und Rußland weder auf dem Assowschen, noch auf dem Schwarzen Meere Flotten und Schiffe unterhalten und bauen dürfen; der härteste Schlag für jenes, der consequent und vorsichtig noch durch die Bestimmung gesichert wurde, daß beiden Völkern zwar freier Handel, der der Russen auf dem Schwarzen Meere aber nur in türkischen Schiffen gestattet sei. Die Unabhängigkeit der Kabartaien, um deren Besitz der Kampf zunächst entbrannt, wurde anerkannt, um ebenfalls beiden Mächten zur Schutzwehr zu dienen. Die übrigen Gränzbestimmungen sollten erst später durch eine nachträgliche Convention, den frühern Verträgen gemäß, hergestellt und geregelt werden, da diese so unklar und schwankend, daß auf beiden Seiten niemand im Stande war, augenblicklich ausreichend genaues aufzustellen, wo alle zu einem schleunigen und unverzüglichen Abschluß drängten. Und eben dieser großen Hast und Eile verdankte Rußland eine der wichtigsten Bestimmungen

oder vielmehr Omissionen des Tractats, sei es aus bloßer Uebereilung und Vergessenheit, wenigstens der Türken und Villeneuves, sei es mit klarer Absicht auf Seiten Cagnonis. Der Vertrag sollte nämlich an die Stelle aller früheren treten, welche sämmtlich für aufgehoben erklärt wurden; und da er die in allen diesen seit dem Frieden am Pruth erscheinenden Artikel, welche Rußland jede Einmischung in Polen untersagten, nicht ausdrücklich wieder mit aufnahm, so mußten auch diese als aufgehoben gelten, wie denn Rußland dies später in der That behauptete. Choczim, die Moldau, und überhaupt alle übrigen Eroberungen wurden der Pforte zurückgegeben.

In Wien suchte man die zu Belgrad gepflogenen Unterhandlungen und dann deren Resultat mit tiefem Stillschweigen zu bedecken. Noch im September konnten die Gesandten fremder Höfe, und selbst der russische, nichts gewisses in Erfahrung bringen; die kaiserlichen Minister wollten sogar kaum eingestehen, daß man den Frieden mit den Türken überhaupt nur unterhandele; und als dann endlich nichts mehr zu verheimlichen war, wurde alle Schuld auf Wallis und Neipperg gehäuft, die denn allerdings, erst durch ihre falschen Berichte über den Zustand Belgrads und weiterhin durch Uebereilungen und Ungeschick, sehr wesentlich zu dem schlimmen Ausgange beigetragen hatten. Beide wurden in Untersuchung genommen. Allein, was half alles dies! Das einmal Abgemachte wieder umzustoßen, Günstigeres erlangen zu können, den Krieg weiter zu führen, daran war nicht zu denken. Die Ratification wurde also Villeneuve nach Constantinopel zugefertigt, und dort von diesem ausgewechselt (5. Nov. 1739).

Münnich war voll Zorn, als er die Nachricht von dem von Oesterreich in Belgrad geschlossenen Frieden erhielt. Ohne zu wissen, daß auch seine Kaiserin mit einbegriffen, unter dem Eindruck, daß Oesterreich einen Separatfrieden eingegangen, schrieb er gleich andern Tags (25. Sept.) einen heftigen Brief¹) voller Vorwürfe an den in Siebenbürgen den Oberbefehl führenden Fürsten Lobkowitz. Er beschwerte sich, daß die kaiserlichen Heere nicht den durch den gemeinsamen Operationsplan verabredeten Einfall in die Walachei unternommen, stichelte auf die österreichischen Heerführer und die Muthlosigkeit, das feste Belgrad nicht zu vertheidigen. „Uebergiebt man dieses und läßt man Orsova fahren, fragte er, öffnet man den Türken damit nicht alle Thüren, um, sobald sie nur wollen, in das Banat, in Siebenbürgen, in die übrigen Erblande und selbst bis Wien zu dringen? Hätte man sich ein wenig mehr auf Rußland verlassen, meinte Münnich, und die Erfolge seiner Waffen gegen die Moldau beachtet, so würde Oesterreich unfehlbar einen rühm=

1) Manstein 310.

licheren Frieden haben erringen können. Was ist denn aber, schrieb er weiter, aus jenem heiligen Bündnisse geworden, das zwischen beiden Höfen statthaben sollte? Auf russischer Seite nimmt man Festungen ein; auf kaiserlicher läßt man sie schleifen, oder tritt sie an die Feinde ab. Die Russen erobern Fürstenthümer und Provinzen; die kaiserlichen geben ganze Königreiche an die Feinde zurück. Die Russen treiben die Feinde bis aufs äußerste; die kaiserlichen verwilligen alles, was sie wollen, was nur im Stande ist, ihrem Hochmuthe zu schmeicheln, und ihn zu vermehren. Von russischer Seite führt man den Krieg fort; von kaiserlicher schließt man Waffenstillstand und macht Frieden. Was wird da, ich sage es noch einmal, aus jenem unauflöslichen Bündnisse? — Und endlich schloß er: wir verabscheuen einen schimpflichen Frieden. Die Türken haben zwar wohl zum Frieden die Hand geboten, und uns vortheilhafte Bedingungen angetragen; aber die Kaiserin hat nichts davon hören wollen. Ich weiß zwar wohl, daß der Herr Marquis von Villeneuve eine eingeschränkte Vollmacht hat, nach welcher der Frieden mit der Pforte geschlossen werden kann. Wenn man ihn aber uns nicht unter vortheilhaften Bedingungen verwilligen, und für Chotzim und die Moldau einen Ersatz geben will, so werde ich mit Gottes Hülfe die Feindseligkeiten fortsetzen."

Allein das war Münnich nicht beschieden. Gegen Ende October erhielt derselbe Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, Jassy, die Moldau und Chotzim zu räumen, und den Türken zurückzustellen.

Bei seiner Ankunft im türkischen Lager vor Belgrad hatte Cagnoni anfangs zwar Einsprache gegen Neippergs Verfahren erhoben, doch bald einsehen müssen, daß die Sachen bereits zu weit gediehen, daß Oesterreich entschlossen, um jeden Preis zu Ende zu kommen, und daß, wenn Rußland nicht allein gelassen werden wolle, ihm nichts übrig bleibe, als ebenfalls mit abzuschließen. Diese Rücksicht, da man in Petersburg doch keineswegs sich getraute, die Last des Krieges, der schon so ungeheuere Summen und über hunderttausend Menschen verschlungen hatte, allein auf sich zu nehmen, um so weniger, da Schweden bereits Truppen gegen Finnland sammelte, bewog denn auch die Kaiserin Anna, alles gutzuheißen und zu genehmigen. Die Gränzconvention, welche der Friedenstractat vorschrieb, war unverzüglich zu Nissa (3. Oct. 1739), auf dem Rückmarsche nach Constantinopel, geregelt worden, und stellte westlich vom Dniepr gegen Polen die alte Gränze her, während östlich eine Linie, von der Quelle des Nebenflusses Konskiewodi bis an die der Berda gezogen, Rußland allerdings einige Erweiterung gegen die Krim zugestand, aber doch alles das ausschloß, weshalb der Krieg eigentlich begonnen war. Vergebens war aller Widerspruch und alle Vorstellungen Münnichs, der sich leidenschaftlich beschwerte, daß man ihn, der doch auch

eine Vollmacht zur Friedensunterhandlung in Händen hielt, so ganz umgangen habe, trotz aller seiner Siege; vergebens die Anstände, welche er über die Räumung Chocims erhob. Die Ratificationen wurden ebenfalls zu Constantinopel (28. Nov. 1739) ausgewechselt, denen nun Villeneuve auch die französische Garantie hinzufügte, nachdem der Schluß jetzt ein definitiver geworden, wie früher schon dem österreichischen Friedensinstrument in Belgrad. Eine weitere Convention (28. Dec 1739) ordnete und erläuterte noch einige andere Punkte, wie den Zeitpunkt der vorzunehmenden Schleifung Assows, und bei Gelegenheit der Unterzeichnung dieser übergab auch Rußland der Pforte eine Erklärung, welche besagte, daß Rußland und Oesterreich zu Schutz und Trutz unauflöslich mit einander verbunden, und in jedem gegen einen derselben gerichteten Angriffe zu einander stehen würden. Eine gleichlautende hatte Oesterreich bei der Auswechslung seiner Ratificationen schon eingereicht, zumeist wohl, um dem alles überwiegenden Einflusse Frankreichs ein Gegengewicht zu geben, mehr, als in dem Gedanken an eine zu erhoffende baldige Veranlassung, die Schmach des Friedens zu rächen.

So kehrte die Fahne des Propheten noch einmal siegreich aus dem Felde zurück, wo so vernichtender Gewittersturm die Herrschaft der Osmanen zu bedrohen geschienen hatte. Die Gränzen waren von neuem erweitert und befestigt; die beiden mächtigsten Nachbarn, der eine schwer gedemüthigt, der andere wenigstens zurückgewiesen. Ueber die scharfe Unterscheidung, was der eigenen Waffengewalt oder der Gunst der Umstände und nicht leicht zu wiederholenden Fehlern des Feindes zu danken, ging man in Constantinopel leicht hinweg. Die haltbar vorliegenden Resultate, der Halbmond auf den Zinnen Belgrads, genügte, um sich in einen Traum neu erstarkender Macht, wieder erwachenden Schreckens der Christenheit vor der Sturmfluth asiatischen Schlachtenungestüms einzuwiegen.

Allein dies war der letzte Sonnenblick, der noch einmal wie Wetterstrahl auf den gefürchteten Türkensäbeln leuchtete. Dem täuschenden Lichte folgte um so tiefere Nacht; oder dämmerte wirklich ein neuer Tag herauf, so verblich doch um so gewisser die Sichel.

Der Belgrader Friedensschluß zeigt uns die gewaltigste, durchgreifendste Umgestaltung aller Verhältnisse des osmanischen Reiches, nicht sowohl in ihren Anfängen, als vielmehr schon in weit vorgeschrittener, unaufhaltsamer Entwicklung. Das Glück der Waffen, die Siege und Vortheile, welche man errungen, waren höchst täuschend, keinerlei Maßstab wirklicher Kraft und berechtigter Erwartung gewährend; und wohl hätte man daran gethan, hätte man denselben weniger getraut. Allein mehr

als ein Beispiel weiß die Geschichte aufzuführen, daß düsterem Geschick verfallenen Staaten noch einmal ein letzter Sonnenblick, ein Schein der Macht gegönnt ist, um sie, dadurch geblendet, dann um so tiefer in den Abgrund unrettbaren Verderbens zu stürzen.

Die Periode, an deren Eingang wir jetzt stehen, läßt uns das, was seit einem halben Jahrhundert schon immer drohender hervortrat, zu vollster, giftigster, jedes gesunde Lebenselement mit Tod und Auflösung durchdringender Blüthe entfaltet erblicken. Aufruhr in allen Provinzen und oft genug vergebliche Bemühungen, denselben niederzukämpfen; Glaubenshaß und Stammeszwietracht und die Unmöglichkeit, in den starren Formen des Islam das Binde- und Versöhnungsmittel zu finden; allmäliges Zerreiben dieser letzten, in denen doch, wie der gewisse Keim unvermeidlichen Untergangs osmanischer Herrschaft in Europa, so auch der einzige Hebel lag, welcher dieselbe geschaffen und zu so furchtbarer Höhe gehoben hatte: das ist so ziemlich die Characteristik des innern Zustandes des Reichs. Es waren eben lauter Anomalien, wie sie nicht leicht schroffer zu denken, Widersprüche, die nothwendig durch die Kraftanstrengungen selbst, welche man machte, sie zu beherrschen, sie niederzuhalten oder auszuschneiden, zu vermehrter Schwäche, zu gewisserem Zerfall führten. War man doch überall gezwungen, gegen den eigenen Leib zu wüthen, Glieder zu unterbinden oder ganz abzuhauen, die dann nur einen verkrüppelten, geschwächten Körper hinterließen.

Das bedeutsamste äußere Merkmal aber, wie weit es nun schon mit der Pforte gekommen, wie sehr die Herrschaft derselben unter der Wucht der im Laufe des Jahrhunderts hereingebrochenen Ereignisse ihren Character bereits geändert, lag in dem eben geschlossenen Frieden selbst. Daß man mit so erheblichem Gewinn aus dem Kampfe hervorgegangen, daß alle Früchte der russischen Siege vergeblich gewesen waren: das verdankte man den politischen Constellationen des europäischen Nordens und Westens. Daß die der Pforte günstige Situation aber genutzt, und alles in diese vortheilhafte Fassung und Wendung gebracht war: das mochte man lediglich Frankreich und der geschickten Vermittlung Villeneuves zuschreiben. Der Frieden war Frankreichs Werk, und Frankreich auch der Garant desselben. Und so sehen wir denn zum erstenmal einen christlichen Staat gewissermaßen als Schutzmacht der Türkei auftreten; denn daß die Garantie vor allem dieser geleistet war, das bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die Pforte selbst hatte darum nachgesucht, und die französische Gewährleistung ausdrücklich zu einer Bedingung der einzuleitenden Unterhandlungen gemacht; und nur unter diesem Zugeständniß hatte sie abgeschlossen, wie sehr Oesterreich und Rußland dem auch widerstrebten. Eine Vermittlung christlicher Herrscher, der Seemächte, hatte freilich wiederholt schon stattgefunden, aber nie zuvor eine

solche Garantie, welche die Pforte bisher allein in den Säbeln ihrer stets kriegsbereiten Schaaren zu suchen und zu finden gewohnt gewesen war; und so war sie mit neuen Banden, deren Unentbehrlichkeit sie dennoch selbst fühlte, über dem Wirbel gefesselt, der sie schon zu verschlingen drohte.

Frankreichs Ansehn und Einfluß war für die nächste Folgezeit also auch der weitaus überwiegende in Constantinopel. Bis zum Ausbruche des letzten Krieges hatten die Seemächte noch immer die Entscheidung zu behaupten gewußt, so weit eine solche überhaupt zugestanden wurde. Doch das änderte sich nun ganz mit dem Belgrader Friedensschluß. Der Pforte lebhafteste Sympathien hatte Frankreich, in welchem jene den Erbfeind des Hauses Oesterreich sah, stets für sich gehabt, vor allen andern europäischen Mächten. Allein die Dienste, welche England und Holland im Carlowiezer und im Frieden von Passarowicz geleistet, hatten diesen ein solches Gewicht verliehen, namentlich bei der anhaltenden Friedensbedürftigkeit der Türkei, daß die kriegerischen französischen Rathschläge dagegen nicht aufkommen konnten. Die letzte Vermittlung schien die Hingabe an jene natürliche Neigung nun vollständig zu rechtfertigen; und immerhin mag man es einigermaßen entschuldbar finden, wenn die türkischen Staatsmänner bei einem Vergleich der Resultate der Schlüsse von Carlowicz und Passarowicz mit dem von Belgrad dem Hauptträger dieses letztern ihre besondere Vorliebe zuwendeten. Denn das hatte ihnen doch auch nicht entgehen können, wie die Seemächte, trotz aller zeitweiligen Entfremdung von Oesterreich, sich über kurz oder lang dem Kaiser als natürlichem Bundesgenossen dennoch immer wieder zu nähern suchten, und wie deren Vermittlung jenem stets bei weitem günstiger als die französische, wie die Politik derselben nicht leicht eine ernstliche Schwächung der kaiserlichen Macht zugeben würde. Daneben aber wirkten noch manche andere Umstände mit ein, um Frankreichs Wirksamkeit im Orient zu entfesseln. Die Allianz mit England hatte demselben mancherlei Rücksichten auferlegt, um dieses durch zu heftige Gegenbestrebungen und Versuche, dessen Einfluß zu überflügeln, nicht zu verletzen und ihm gerechten Grund zur Beschwerde zu geben. Diese Beweggründe zur Mäßigung fielen jetzt hinweg; denn jene lange schon sehr zweifelhaft gewordene Freundschaft stand am Vorabend, wieder in die erbittertste Feindschaft, in erneute Kämpfe auf Leben und Tod umzuschlagen. Vielmehr fand Frankreich verstärkte Motive, alles aufzubieten, um im Orient ein wirksames Uebergewicht zu behaupten, je mehr es in Amerika und Ostindien von England verdrängt, je unbestreitbarer dieses letztern Herrschaft zur See wurde, und je näher die herrschenden Colonialsysteme mit ihrer auf unablässige Erweiterung des Territorialbesitzes, auf Kosten des Rivalen, gerichteten natürlichen Tendenz die dort bald ausbrechenden Zwistigkeiten und Seekriege vorbereiteten. Die Aussicht auf deren letzten Ausgang

war mindestens sehr bedenklich, und so sehen wir denn Frankreich auch fortan ernstlich bemüht, seine Stellung und seinen Handel nach der Türkei und der Levante auszudehnen, zu festigen und zu schützen. Sein Interesse, die Unabhängigkeit der Pforte zu wahren, und zu verhindern, daß sie nicht ein Raub beutelustiger Nachbarn werde, war dadurch ein ungleich directeres und lebendigeres, als das Englands, dessen Theilnahme mehr durch politische Fragen bedingt wurde, welche noch nicht zur Entscheidung zu stehen schienen, oder deren bereits drohende Gefahr man noch verkannte. Die bei Peters Lebzeiten so äußerst rege Furcht vor dem mächtigen Aufstreben Rußlands hatte während der letzten anderthalb Jahrzehnte, wo das Reich durch die wiederholt auf einander folgenden Thronrevolutionen zerrüttet und in seinem Aufschwunge gelähmt schien, bedeutend nachgelassen.

Keineswegs aber war damit gesagt, daß diese Beziehungen sich nun auch stets und überall unverändert und völlig scharf ausgeprägt darstellten. Die auswärtigen Beziehungen der Pforte waren seit geraumer Zeit schon fast nur noch der Wiederschein der politischen Erscheinungen im europäischen Westen und Norden. Wurde dort eine Trommel gerührt, ein neues Signal geblasen, so hallte dies fast unverzüglich im Orient nach. Wie hätte da jene an den plötzlichsten, unerwartetsten, wir möchten sagen, irrationalsten System- und Allianzwechseln so unerschöpflich reiche Zeit, in welcher neue Geburten unter furchtbaren Krämpfen zum Entstehen sich durchrangen, verfehlen mögen, in Constantinopel ein Echo und damit ein schon gewohntes Intriguenspiel wach zu rufen, das im wüsten Treiben alles durcheinander wirft, bald hier, bald dorthin schlägt, und am Ende fast keine der gegebenen Grundbeziehungen mehr erkennen läßt. Wie aber vermochte die Pforte, sich dem zu entziehen, sich nicht als blindes Werkzeug gebrauchen zu lassen? bei Dingen, wo sie häufig genug kaum wußte, um was es sich eigentlich handle.

Ein wichtiges Zugeständniß wußte Frankreich für die eben geleisteten Dienste sich bald von der Pforte auszubedingen, nämlich die Erneuerung der, besonders von Franz I. (1555), Heinrich VI. (1604) und Ludwig XIV. (3. Juni 1673), erlangten und zuletzt 1684 bestätigten Capitulationen, welche die Rechte der Gesandten, Consuln, Dolmetsche, des Handels und der Schifffahrt, des der Geistlichkeit und der Kirche zu gewährenden Schutzes bestimmten, und die Umarbeitung und Erweiterung derselben zu einem großen Handels- und Freundschaftsvertrage (28. Mai 1740). Seit jener letzten Erneuerung waren jene Capitulationen ziemlich in Vergessenheit gerathen und vielfach von den Türken verletzt worden, wie oft Frankreich sich auch, aber stets vergebens, bemühte, sie wieder vollständig in Kraft zu setzen. Jetzt erhielten dieselben durch wichtigste Zusätze unendlich vermehrte Bedeutung. Den französischen Gesandten und Consuln wurde ein Jurisdictionsrecht über ihre Landsleute zuge-

sprochen; die viertausend Aspern übersteigenden Processe sollten vom Diwan selbst abgeurtheilt werden. Der von allen französischen Waaren zu erhebende Zoll wurde von fünf auf drei Procent ermäßigt, die Ausfuhr von Baumwolle, Leder und Wachs freigegeben, der französischen Flagge das volle Recht zugestanden, Kaufleute und Waaren von der Pforte feindlichen Völkern zu schützen und diese gegen Zahlung der drei Procent ungehindert in die türkischen Staaten einzuführen, und zugleich versprochen, daß keine unter feindlicher Flagge gefundenen französischen Kaufleute und Waaren zu Sklaven gemacht und confiscirt werden sollten, vorausgesetzt, daß jene sich keiner thatsächlich feindlichen Handlung schuldig gemacht. Die Gesandten genossen Zollfreiheit für ihre Bedürfnisse, die Bischöfe und Geistlichen ungehinderte Freiheit in der Ausübung ihrer Functionen. Frankreich den ungetheilten Schutz der heiligen Orte in Jerusalem zu gewähren, welcher ihm freilich früher schon (1648) einmal war versprochen worden, das wagte die Pforte aber doch nicht, aus Furcht, in Wien und Petersburg zu empfindlichen Anstoß zu geben. Dennoch war auch ohne dies jener Vertrag, der noch jetzt den gesandtschaftlichen und commerziellen Beziehungen beider Reiche zur Basis dient, ein mächtiges politisches Bindemittel zwischen ihnen.

Geraume Zeit nach wiederhergestelltem Frieden blieb es indessen noch sehr zweifelhaft, wie lange derselbe würde erhalten bleiben; denn weder Rußland noch Oesterreich zeigten aufrichtigen Willen, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen. Die Herausgabe Choczims und die Schleifung Assows wurden verzögert, und österreichischer Seits ebenfalls immer erneute Anstände erhoben; und dies ging so weit, daß die Pforte zu Anfang des neuen Jahres (1740) schon von Villeneuve verlangte, er solle eine Erklärung des Wiener Hofes herbeischaffen, ob dieser Krieg oder Frieden wolle. Oesterreich hielt noch immer mit der gänzlichen Räumung Belgrads hin. Rußland aber, nachdem es Choczim endlich überliefert, verschob noch immer die Schleifung Assows, welche der in Constantinopel geschlossenen Convention (28. April 1739) gemäß im Mai beginnen und binnen drei Monaten vollendet sein sollte, und die Abordnung von Commissairen zur definitiven Gränzberichtigung, um vorerst zwei Punkte durchzusetzen: die Anerkennung des Kaisertitels, in Betreff dessen der Frieden nur das allgemeine Versprechen enthielt, daß man sich freundschaftlich darüber verständigen werde, und dann die Verhinderung der Ratification des inzwischen von der Pforte mit Schweden geschlossenen, ausdrücklich gegen Rußland gerichteten Schutz- und Trutzbündnisses (20. Jan. 1740). Villeneuves und Bonnevals vereinter Einfluß hatte dies zu Stande zu bringen gewußt. Wie sehr aber Rußland, welches ja gerade unter dem Eindruck des mit Schweden nahe drohenden Krieges den Frieden mit der Pforte gesucht hatte, sich auch bemühte, dasselbe in

zwölfter Stunde noch zu hintertreiben und jene Anerkennung zu erreichen, und dabei den sonst so allmächtigen Hebel des Goldes auf keine Weise schonte, womit es sogar Villeneuve gewinnen zu können meinte, so war doch diesmal nichts damit auszurichten. Villeneuve war unbestechlich, die reichen Geschenke und Orden, welche Cagnoni ihm einhändigen sollte, wurden zurückgewiesen, und diejenigen unter den einflußreichen Dienern der Pforte, welche auf solchen Nebenwegen zugänglich waren, wie der Reis Effendi und der Pfortendolmetsch, durch französisches gegen das russische Gold gefeit. Die Vertragsratificationen wurden ausgewechselt (19. Juli 1740), und in Bezug auf den Kaisertitel erklärte die Pforte, daß dessen Anerkennung lediglich eine zu erwartende Gefälligkeit und mit der Erfüllung der Friedensbedingungen durchaus nichts zu thun habe.

Erst der Tod Kaiser Karl VI. (20. Oct. 1740) und der fast gleichzeitige der Kaiserin Anna (28 Oct. 1740) gaben den Dingen eine rasche Wendung zu endlicher Verständigung. Die innern Gährungen und Pallastrevolutionen ließen Rußland, der Einfall Friedrichs II. in Schlesien ließ Oesterreich ein schleuniges Abkommen und definitive Schlichtung aller Irrungen suchen. Jetzt aber war die Pforte schwierig geworden, vor allem durch die unvermeidlichen Einstreuungen Bonnevals, der immer nur unversöhnlichen Krieg sann. Dieser reichte Memoires auf Memoires ein, in welchen er auseinandersetzte, wie der Tod des Kaisers unfehlbar den Zerfall der österreichischen Monarchie nach sich ziehen müsse, und wie unverantwortlich die Pforte handeln würde, eine solche Gelegenheit zur Theilnahme an gänzlicher Vernichtung des gefährlichen Nachbarn und an der zu erwartenden Beute unbenutzt verstreichen zu lassen. Gegen Rußland reizte er mit Vorstellungen, wie dieses die unverholene Absicht zu erkennen gebe, sich in die deutsche Kaiserwahl einzumischen, und diese auf August von Polen oder den Großherzog von Toscana zu lenken, wodurch dann zwischen dem Kaiser, Rußland, Ungarn und Polen ein Bündniß entstehen würde, welches das osmanische Reich in eine Lage, gefährlicher denn je zuvor, brächte. In der That machte alles dies auch großen Eindruck, und die Pforte fing nun an zu zögern, um erst abzuwarten, welche Folgen der Tod Karls VI. in Europa nach sich ziehen möchte, und vornehmlich, welche Rolle Frankreich erwählen würde. Sie ging sogar so weit, Villeneuve vorzustellen, daß Frankreichs Interesse eben sowohl als das der Pforte es erfordere, jene beabsichtigte Einmischung Rußlands in die Kaiserwahl nicht aufkommen zu lassen. Ebenso hielt sie auch mit der förmlichen Anerkennung des Grafen Ulefeld zurück, der sich nach dem Tode des Kaisers als Gesandter Maria Theresiens, Königin von Ungarn und Böhmen, legitimiren wollte.

Allein Frankreich selbst war noch nicht entschieden, welche Partei zu ergreifen, und Villeneuve noch ohne Instruction von seinem Hofe

(Januar 1741). Derselbe beschränkte sich also auf allgemeine Rathschläge, das Bündniß mit Schweden zu festigen, und dieses mit Subsidien zu unterstützen. Geldzahlungen waren jedoch stets ein wunder Punkt für die Pforte. Sie mochte davon nicht hören; und damit fiel diese Unterhandlung zu Boden. Später zwar erhielt Schweden einigemal einige im Ganzen nicht erhebliche Unterstützungen. Man sieht aber, wie die Türken nun auch selbst schon directen Antheil an der allgemeinen europäischen Politik nehmen wollten, nachdem die Friedensgarantie Frankreichs und das Schutz- und Trutzbündniß mit Schweden, das erste mit irgend einer christlichen Macht jemals förmlich geschlossene, sie so tief in diese Kreise mit hineingezogen hatte.

Der mächtigste Beweggrund indessen, die Pforte zum Innehalten eines friedfertigen Systems zu stimmen, und sie bereitwillig die Hand zur Schlichtung alles noch Rückständigen bieten zu lassen, war die immer drohender werdende Haltung des von seinem indischen Eroberungszuge zurückgekehrten Nadirschah, von dem eine Gesandtschaft in Constantinopel eintraf (5. März 1741), um die bei dem letzten von Nadir überhaupt nie ratificirten Friedensschluß vermiedene Anerkennung der von ihm gestifteten fünften Secte Dschaaferije als orthodox zu fordern.

So kamen denn zwei Conventionen zu Stande, der Pforte mit Oesterreich und Rußland. Zwar hatte Villeneuve inzwischen Instructionen von seinem nunmehr zum Kriege gegen Oesterreich entschlossenen Hofe erhalten, den definitiven Abschluß der Vergleiche zu hintertreiben; doch war es jetzt zu spät und die Vorstellungen Villeneuves vergeblich, wie sehr das Staatsinteresse der Pforte rathe, sich bei solcher Lage der Dinge nicht zu übereilen, und wie Rußland Marien Theresien vermuthlich mit Truppen zu Hülfe ziehen würde, die sich dann leicht auf die türkischen Provinzen werfen könnten. Die Pforte aber durchschaute Frankreichs selbstsüchtiges Bemühen; daneben war die Furcht vor Persien sehr groß; und obwohl dieselbe, um die durch Bonneval unablässig aufgehetzte Kriegspartei zu beschwichtigen, und um die ihr so günstige Sachlage durch einen Schein der Kriegsbereitschaft zu unterstützen, ein kleines Armeecorps nach Serbien marschiren, und ausstreuen ließ, daß sie mit dem Frühjahr bedeutende Heeresmassen sowohl an der ungarischen, wie an der russischen Gränze concentriren würde, so ließ sie sich in ihrer wahren Absicht, den Frieden zu erhalten und zu festigen, doch nicht irren. Jene Anwürfe dienten vielmehr dazu, das Vertrauen in die französischen Rathschläge und in deren Aufrichtigkeit einigermaßen zu erschüttern, und Villeneuves Nachfolger auf seinem Gesandtschaftsposten, dem Marquis de Castellane, ein viel ungünstigeres Terrain zu hinterlassen, als dieses seit dem Belgrader Frieden gewesen. Der Reis Efendi, Mustafa, und der Pfortendolmetsch, Alexander Ghika, die Hauptwerkzeuge der Kriegs-

lustigen, wurden, jener abgesetzt und verbannt (5. Febr. 1741), dieser aber hingerichtet (25. Febr.).

Die Convention mit Oesterreich wurde zuerst zwischen dem neuen Reis Efendi, dem später als Großwesir berühmten Raghib Mohammed, und dem kaiserlichen Botschafter Grafen Ulefeld unterzeichnet (2. März 1741). Oesterreich gab so ziemlich in allen Punkten nach. Der Hauptanstoß nämlich war der gewesen, daß Oesterreich, auf die allerdings einigermaßen unklare Fassung des Friedenstractats sich stützend, jenseits der Save und Unna, einen Halt zu behaupten suchte; ferner die Stipulation, daß Altorsova nur dann im Besitz der Türken bleiben solle, wenn diese binnen Jahresfrist die Czerna ableiteter. Außerdem stritt man noch um einige Donauinseln. Daß die Ableitung der Czerna eine Unmöglichkeit, hatte sich aber, obwohl unternommen, bald herausgestellt; und überdies hatten die türkischen Gränzcommissaire bei ihren Versuchen ein viel größeres Gebiet abgesteckt, als der Vertrag rechtfertigte. Hierauf fußend dachte Oesterreich, und zwar nicht mit Unrecht, die Abtretung Altorsovas noch wieder rückgängig machen zu können. Allein die Pforte blieb fest; nur ihre Ansprüche auf die Erweiterung des Gebiets jenes Platzes ermäßigte sie; und Ulefeld war gezwungen, darein zu willigen, daß von der Ableitung der Czerna Abstand genommen, daß Altorsova unbedingt der Pforte zugesprochen, und die Save und Unna einfach als Gränze beider Reiche anerkannt würde. Auch die streitigen Donauinseln blieben meist in ungeschmälertem osmanischen Besitze. Dagegen ließ die Pforte der Königin Maria Theresia eine halbe und ängstliche Anerkennung zu Theil werden, indem sie dem Grafen Ulefeld gestattete, sein neues Beglaubigungsschreiben nicht persönlich, sondern durch den Gesandtschaftssecretair dem Großwesir überreichen zu lassen, der dann eine Empfangsbescheinung ausstellte, mit dem Bedeuten, daß der türkische Gesandte in Wien, Alipascha, die Antwort übergeben werde.

Auch dieser Convention wurde durch Villeneuve die französische Garantie ertheilt.

Das Abkommen mit Rußland ließ noch länger auf sich warten; denn sei es, daß man sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Pforte durch Drohungen zum Zugeständniß des Begehrten einschüchtern zu können, sei es, daß man dieselbe, die damals eben keine sonderliche Eile Frieden zu schließen verrieth, eben so behandeln wollte: genug der Ton, aus welchem die russischen Residenten, Cagnoni und Wischniakoff, in Constantinopel Namens ihrer neuen Regierung oder Regentschaft redeten, war ein sehr hoher. Sie bestanden nämlich fortwährend auf Anerkennung des Kaisertitels als Bedingung der Schleifung Assows und auf der im Friedensschluß festgesetzten Loslassung der Kriegsgefangenen und Sklaven, welche die Pforte als Repressalie gegen die Verzögerung jener noch weigerte. Der als

russischer Gränzcommissair nach Assow geschickte Fürst Repnin aber wollte die Festung, deren Erbauung Rußland zugestanden war, anstatt in größerer Entfernung, wie stipulirt, unmittelbar vor den Thoren Assows anlegen. Allein die Türken hatten in den vielen Unterhandlungen nun auch schon etwas von den Künsten der Diplomatie gelernt, und ließen sich nicht irren, um so weniger, da Villeneuve nicht unterließ, sie von dem wirren Zustande der Dinge zu unterrichten. Die russischen Gefangenen zwar wechselten sie Mann gegen Mann gegen die jenseits ebenfalls noch zurückgehaltenen aus, und zeigten sich also entgegenkommend; die Anerkennung des Kaisertitels aber als eine Verpflichtung sich aufdringen zu lassen, darauf ließen sie unter keiner Bedingung sich ein. Alles Assow betreffende sei noch pünktlich zu erfüllen; dann möge man das weitere von der Gefälligkeit und dem guten Willen der Pforte gewärtigen.

Endlich traf der Graf Romanzoff als russischer Großbotschafter in Constantinopel ein (28. März 1741). Die Pforte empfing ihn mit großer Zuvorkommenheit und Auszeichnung; und so nahmen die Unterhandlungen einen günstigen Erfolg versprechenden Gang. Denn Romanzoff sah doch ein, daß die Pforte zwar friedensbereit, aber doch keineswegs geneigt sei, sich übervortheilen zu lassen. Dennoch schleppten die Conferenzen sich noch Monate lang hin, da die Türken mit dem Kaisertitel gern einige andere Vortheile erkauft hätten, wie das wüst bleiben des russischen Gebiets am Assowschen Meere zwischen den Flüssen Mius und Berda. Endlich jedoch kam eine Uebereinkunft glücklich zu Stande (7. Sept. 1741). Assow wurde geschleift, die Gränzlinie beider Reiche mitten durch diesen Platz gelegt und der neue Festungsbau beiden Theilen in einer Entfernung von dreißig Wersten gestattet. Die Gränze der Ukraine wurde bedeutend gegen die Krim erweitert, und auch die Zaporogischen Kosaken blieben unter russischer Herrschaft. Und die Pforte erkannte nun ebenfalls den russischen Kaisertitel an.

So war denn endlich nach zwei vollen Jahren das Belgrader Friedenswerk ganz berichtigt.

Die Furcht vor Nadirschah, welche vornehmlich die Pforte ein schnelles Ende jener Wirren herbeiwünschen ließ, war in der That auch nichts weniger als unbegründet. Kaum von seinem Zuge aus Indien zurückgekehrt, wendete derselbe sich gegen Daghistan, um die Lesger für den an seinem Bruder Ibrahimchan begangenen Mord zu züchtigen (1741); und das brachte nicht nur die Pforte, sondern selbst Rußland so in Allarm, welches besorgte, Nadir möchte Angriff auf Astrachan oder selbst Kasan sinnen, daß auch dieses es gerathen hielt, größere Truppenmassen an den Gränzen zusammenzuziehen. Nadir wußte indessen, wo die sichersten Lorbeern seiner harrten. Der Kampf mit jenen

tapfern, in ihren Bergen fast unbezwinglichen Gebirgsvölkern wurde nach starken Verlusten und nur sehr theilweisem Erfolge aufgegeben, und Nadir, nochmals die Anerkennung der Rechtgläubigkeit der von ihm gestifteten fünften Secte fordernd, fiel unverzüglich in das türkische Gebiet ein (Juli 1743).

So entbrannte hier wieder ein mehrjähriger Krieg, in welchem die Osmanen nur mit Mühe, unter vielen Verlusten, sich der Angriffe auf manche ihrer wichtigsten Besitzungen, wie Bassra, Bagdad, Mossul, Karß, erwehren konnten, deren Fall fast mit Gewißheit den Sturz osmanischer Herrschaft in jenen Gegenden überhaupt hätte nach sich ziehen müssen. Endlich erlitt der frühere, jetzt zum Seriasker ernannte Großwesir, Jegen Mohammedpascha, der es gewagt hatte, Nadir in dessen verschanztem Lager unweit Eriwan anzugreifen, fast auf derselben Wahlstatt, wo vor zehn Jahren Abdullah Köprili Schlacht und Leben verlor, eine schwere Niederlage (10. Aug. 1745), in welcher auch jener wieder auf dem Platze blieb; in der That ein verhängnißvoller Ort. Doch auch der gewaltige Schah war friedensbedürftig; die innern Zustände seines niemals völlig zu beruhigenden Reichs mahnten ihn daran, das Glück nicht zu übermüthig zu versuchen; und so führten die in Constantinopel nun angeknüpften Unterhandlungen denn bald zu einem erwünschten Ziele. Nadir bestand nicht mehr auf der Anerkennung des fünften Ritus und der Einräumung eines besondern Betorts zu Mekka, denn jener gewaltsame Eingriff in die religiösen Zustände seines Reichs hatte ihn höchst unpopulair gemacht, so daß er fühlte, in dieser Frage keinen sichern Rückhalt zu haben; und bald wurde ebenfalls die anfangs gestellte Forderung der Abtretung Wans, Kurdistans, Bagdads und Bassras von ihm zurückgezogen. Im Ganzen kam man also wieder über die Bestimmungen des letzten Friedensschlusses überein (4. Febr. 1746). Die Gränzen beider Reiche wurden wiederum auf dem Fuße des von Sultan Murad VI. geschlossenen Friedens festgesetzt, und in Betreff der Dschaaferi seitens der Pforte nur die Versprechen gegeben, daß die persischen Pilger auf der Wallfahrt nach Mekka desselben Schutzes wie die osmanischen genießen, und daß sie dort an irgend einem der Betorte der vier rechtgläubigen Ritus der Sunni zugelassen werden sollten. Und dieser Vertrag wurde denn wirklich auch, zu nicht geringer Freude der Pforte, von Nadir feierlichst ratificirt (4. Septbr. 1746).

Allein schwerlich hätte die Pforte auf dauernden Genuß des unrühmlichen, aber über alles nothwendigen Friedens zählen mögen, wenn nicht endlich die wilde Laufbahn des kühnen Thronräubers zu Ende gegangen wäre. Der Widerstand, welchen seine Religionsneuerung unter den Persern, den Schii, fand, hatte ihn auf das äußerste erbittert; und voll Furcht und Verdacht gegen alle Anhänger jener verhaßten Secte

kannte seine Wuth gar keine Gränzen mehr. Die Einwohnerschaft ganzer Städte wurde zusammen gehauen; mit Stumpf und Stiel sollte jenes Gift ausgerottet werden; und das hieß ja im Grunde nichts anderes, als die bei weitem größte Mehrzahl der Bevölkerung Persiens dem Tode und dem Untergange weihen. Solche bis zum Wahnsinn sich steigernde Wuth rief natürlich den Aufruhr in allen Provinzen des Reichs wach. Denn mochte die Furcht vor dem mächtigen Arme Nadirs noch so groß gewesen sein: was war noch zu fürchten, wo nichts mehr schützte, wo nur allgemeines Verderben den blutigen Tyrannen befriedigen zu können schien? Und auf dem Zuge gegen einen dieser Rebellen, den eigenen Neffen Ali Kulichan, ereilte ihn sein Geschick. Ali Kulichan hatte schon den Mord des Oheims mit den beiden Befehlshabern der Leibwache desselben verabredet, als sich das gewiß nicht unbegründete Gerücht verbreitete, Nadir sinne einen allgemeinen Persermord und wolle jeden Perser in seinem Heere umbringen lassen. Dies beschleunigte das Vorhaben. Die Verschworenen, welche ihre Namen mit unter den Proscribirten wußten, drangen bei Nacht in das Zelt Nadirs ein, und obwohl dieser, durch das Geräusch aus dem Schlafe geweckt, sich tapfer zur Wehr setzte und zwei der Mörder niederhieb, so fiel er doch endlich selbst unter den Streichen des Befehlshabers seiner Leibwache Ssalihbeg (23. Juni 1747).

Welche Hand aber wäre nun stark genug gewesen, um die Zügel der Herrschaft Nadirs zu ergreifen und zu führen! Der Prätendenten freilich waren genug; bald standen deren sieben gegen einander im Felde; aber keiner besaß hinlängliche Macht und Ansehn, um sich zu etwas höherem als dem precairen Besitze einiger Städte oder Provinzen empor zu schwingen; und so war allgemeine Auflösung und Zerfall des Reichs die nächste Folge des Todes des gewaltigen Usurpators. Der Zustand war allerdings verlockend zu frühere Niederlagen rächendem Angriff und leichten Sieg verheißend. Doch daran dachte die Pforte nicht; vielmehr wurde wenige Tage nach dem Eintreffen der freilich als eine Freudenbotschaft begrüßten Nachricht von dem Tode des Schahs in Constantinopel ein allgemeiner Diwan zusammen berufen und die Erhaltung des Friedens an der Gränze beschlossen (25. August 1747). Selbst Gesuche aus einigen früher türkischen Provinzen Persiens um Schutz und Anträge einzelner der Prätendenten, als Vasallen sich unter die Oberherrschaft der Pforte zu begeben, vermochten dieselben nicht in ihrer friedlichen Politik zu stören. Um nur diese zu behaupten wurde alles zurückgewiesen. So matt und ruhebedürftig war man geworden. Wie ganz anders hatte man noch vor zwanzig Jahren geredet und gehandelt.

Und freilich, war der innere Zustand Persiens ein zur Aggression sehr einladender, so war der des osmanischen Reichs doch nicht minder

ein solcher, welcher der Pforte die ernsteste Erwägung jeden Schrittes, der zu einer Verwicklung nach außen führen konnte, zur dringendsten Pflicht machte. Aufruhr flammte in allen Ländern empor und erhob selbst in der Hauptstadt sein Haupt. In Aegypten, in Kleinasien, in der Krim, unter Tataren, Griechen, Armeniern gährte es fortwährend, vor allem aber unter den ewig meuterischen Janitscharen, die man oft genug nur mit dem gefährlichsten aller Mittel, mit Geld und Versprechungen, zur Ruhe zu bringen wußte, und unter den Lewenden, jener regel- und gesetzlosen Landwehr, die wie Räuberbanden das Land durchschweiften. Gegen letztere jedoch schritten wenigstens einige der Großwesire, namentlich Hekimsada Alipascha, mit zweckmäßiger, heilsamer Strenge ein, was gegen die Janitscharen so leicht nicht zu wagen war, und um so weniger, nachdem dem Heere nun eine gewisse Berechtigung, von den Regierungsänderungen Kenntniß zu nehmen, war zugestanden worden. Zum erstenmale nämlich war es bei der Amtsentsetzung des Großwesirs Elhadsch Jussade Mohammedpascha, der die Ruhe Constantinopels nicht zu erhalten wußte, vorgekommen (23. Juni 1740), daß den Truppen zu Constantinopel durch kaiserliches Handschreiben förmlich Nachricht von dieser, ob in Erhaltung der Ordnung verletzter Pflicht, erfolgten Veränderung gegeben, und die Erwartung ausgesprochen wurde, daß sie vereint mit dem neuen Großwesir, Elhadsch Ahmedpascha, auf Erhaltung der Ruhe wachen würden. Dieser Brauch erhielt sich fortan bei jedem Wechsel, und es ist in der That characteristisch genug für die Zustände des Reichs, daß man nur der bewaffneten Macht, und zwar vornehmlich gerade der der Hauptstadt, solche Rechenschaft unter Angabe der jedesmaligen Motive schuldig zu sein glaubte, oder vielmehr nicht länger vorzuenthalten wagte. Allein, wie dies nicht ein Zeichen des Wunsches zeitgemäßer Reform und klaren Erkenntnisses der den Herrschern den Beherrschten gegenüber obliegenden Pflicht der Verantwortlichkeit, sondern nur der Schwäche und der Furcht war, so konnte das Zugeständniß in einem Reiche, dessen innere Zustände so gar keine Basis und Handhabe zu organischen Einrichtungen bieten, auch nur zu vermehrter Schwäche und Unordnung führen. Könnte überhaupt die Rede davon sein, so möchte man die Ulema, die Gesetzgelehrten und Gesetzesausleger, das Heer des Mufti, als den einzigen verfassungsmäßigen Stand des Reichs bezeichnen, welchem allein eine Art rechtmäßigen, anerkannten Einflusses auf die Entschließungen und Handlungen der Pforte zustand, der sich oft genug, direct oder durch Intrigue, auch bei der Wahl der höchsten Würdenträger geltend machte. Diesen aber war der dem Geschmack der Janitscharen gemäß Neugewählte häufig genug durchaus nicht genehm, so wenig wie dem Heere ein etwa von den Ulema durchgebrachter Candidat; bald war er zu rauh und kriegerisch, bald zu lässig und in

Kriegssachen zu unerfahren; und dies figurirt dann auch in den kaiserlichen Kundmachungsschreiben, je nachdem die Sachen lagen. Bald drohten die Janitscharen mit Meuterei oder die Ulema brauten Aufruhr unter dem Volke; und so erwuchs eine wahre Hydrasaat innerer Zwietracht und Zerrüttung aus dem dünkeln Traum einer Verantwortlichkeit, die nur da Wahrheit wird, wo wahre Vaterlandsliebe, wahrer Gemeinsinn und Hingabe an das Wohl des Ganzen, diese höchsten und seltensten Güter der Völker, und nicht blinde Selbstsucht und enger Partei- und Kastengeist die Gemüther der Menschen beseelen. Was aber schlägt nicht zum Verderben aus, wenn Triebfedern, wie diese letztern, die Haupthebel sind? Der Thron des Sultans selbst schwebte bei solchen Veranlassungen mehr als einmal in Gefahr.

Das Schwanken, welches sich in dem ewigen Wechsel der obersten Reichswürde zeigt, erstreckte sich natürlich ebenfalls auf die niederen Stellen, auf die Statthalterschaften und Wesirschaften. Auch hier ist endloses Ab- und Einsetzen die Ordnung, und Gewalt und Aufruhr, namentlich in den entfernten Provinzen, die Folge.

Von außen dagegen fehlte es keineswegs an Reizungen und Bemühungen, die Pforte aus der Lethargie, in welche sie zu versinken schien, aufzurütteln, und dieselbe zu einer thätigen Theilnahme an den allmälig wieder ganz Europa in Flammen setzenden Händeln zu vermögen. Vor allem war es natürlich Frankreich, welches durch seinen Gesandten Castellane und namentlich durch Bonneval, einen neuen Bruch der Pforte mit Oesterreich herbeizuführen suchte, daneben Schweden, welches trotz des zu Abo wiederhergestellten Friedens (17. Aug. 1743) fortwährend den alten Zwist Rußlands mit den Osmanen wieder anzufachen strebte. Und auch dazu ermangelte es nicht französischer Befürwortung, da inzwischen Rußland und England wieder in Allianz mit einander getreten. Unter den verschiedensten Formen und Vorstellungen kamen derartige Vorschläge immer von neuem vor. Bald sollte die Pforte sich der Kaiserwahl des Großherzogs Franz von Toscana widersetzen, dann wollte man sie zu einem Bündniß mit den protestantischen nördlichen Mächten stimmen, indem man vorstellte, daß die Protestanten weniger fanatisch als die Katholiken, welche den Protestanten eben sowohl, als den Türken ewigen Vertilgungskrieg geschworen hätten. Und als dann Franz dennoch zum Kaiser gewählt war, trugen Castellane und Bonneval sogar ein französisches Bündniß an, um den Großherzog zur Verzichtung auf die Kaiserkrone zu zwingen, bis zu welcher Verzichtleistung der Krieg fortgesetzt werden, dem Sultan aber seine in Ungarn zu machenden Eroberungen verbleiben sollten (Nov. 1745). Die Hauptbemühungen aber waren darauf gerichtet, Preußen und die Pforte einander zu nähern, woran sowohl Frankreich als Schweden lebhaftes Interesse nahmen;

und in der That hatte König Friedrich II. selbst schon gleich zu Anfang seiner Regierung Schritte in dieser Richtung gethan, indem er durch das Mittel des Fürsten der Moldau den erfolgten Thronwechsel anzeigte (Jan. 1741). Doch wurde der Briefwechsel dann bald unterbrochen, den Castellane, Bonneval und Carlson indessen immer wieder in Gang zu bringen suchten.

Das alles aber schlug im Grunde in Constantinopel nur wenig an, und brachte die Pforte, welche sich so viel von ihrem hohen Interesse bei den westlichen Händeln mußte vorreden lassen, und die bei den jahrelangen Verhandlungen vor dem Belgrader Frieden so viel von Vermittlung und Garantie gehört hatte, nur auf den Gedanken, diese nun auch einmal ihrerseits den christlichen Mächten antragen zu wollen. Der abenteuerliche Schritt, welcher trotz Bonnevals Einrede, daß man keine Macht, ihm den gehörigen Nachdruck zu geben, besitze, wirklich in einem an alle Mächte Europas erlassenen Circularschreiben (Febr. 1745) ausgeführt wurde, setzte die Cabinette in nicht geringe Verlegenheit, da sie die Pforte doch auch nicht geradezu verletzen mochten. So antworteten sie spät und ausweichend. Nur Neapel erklärte sich bereit, die Vermittlung anzunehmen. Im übrigen aber war die Pforte bereitwillig genug, die Belgrader Friedensschlüsse sowohl mit Rußland als mit Oesterreich zu erneuern und zu verewigen, wie diese es verlangten. Rußland nämlich wollte dadurch die Anerkennung seiner letzten Thronveränderungen erwirken, obwohl der letzte Frieden schon als ewiger abgeschlossen war, und erlangte auch die Bestätigung desselben, einschließlich der nachträglichen Convention, durch eine besondere Urkunde (10 April 1747). Nicht minder kam Oesterreich zum Ziele, und erlangte nicht nur den Abschluß eines Freundschaftsvertrages der Pforte mit dem Kaiser Franz, als Großherzog von Toscana, sondern auch die Verewigung des nur auf sieben und zwanzig Jahre geschlossenen Belgrader Friedens (25. Mai 1747), in welcher Urkunde Maria Theresia überdies einzige Erbin des Reichs ihres Vaters genannt wurde.

Zwei Tage vor der Unterzeichnung dieses letzten Instruments war das wirksamste Werkzeug aller Kriegsbläsereien im Orient, namentlich gegen Oesterreich, der in seinem Haß unversöhnliche und in stets neuen Plänen und Combinationen unerschöpfliche Bonneval an zurückgetretener Gicht gestorben. Allein trotz aller Ungunst der Umstände, ließ auch der sechs Monate später als Nachfolger Castellanes eintreffende Herr von Desalleurs die alten Gedanken nicht ruhen. Sein erster Versuch war, ein Bündniß der Pforte, Frankreichs, Schwedens und Preußens gegen Rußland zu Stande zu bringen, und die Pforte zum Widerspruch gegen den Marsch der zu Anfang des Jahres 1748 Oesterreich durch Polen, Mähren und Böhmen gegen den Rhein zu Hülfe ziehenden sieben und

dreißigtausend Mann russischer Truppen aufzureizen. Polen und Ungarn suchten ebenfalls, sich den Beistand der Pforte zur Abwehr und zur Erhebung zu verschaffen. Diese jedoch ließ sich aus ihrer Ruhe nicht aufstören, und war froh, daß die russischen Heere sich wo anders hinwendeten, als gegen ihre Gränzen. Anders freilich wäre ihr Verhalten vielleicht gewesen, wenn sie eine Ahndung von dem ganzen Inhalte des russisch-österreichischen Allianztractats (2. Juni 1746) gehabt hätte, welchem jene Hülfsleistung folgte. Denn außer mehreren geheimen war diesem auch noch ein geheimster Artikel hinzugefügt worden, welcher die Pforte in der That sehr nahe anging, indem derselbe feststellte, daß, da die Interessen beider Verbündeten durch den Belgrader Frieden unauflöslich mit einander verbunden, jeder Bruch desselben und Angriff auf einen von ihnen, sofort auch eine Kriegserklärung des nicht angegriffenen Theils und Einfall in das türkische Gebiet nach sich ziehen solle.[1])

So hatte sich denn Oesterreich also doch nochmals in die gefährliche orientalische Politik Rußlands mit hineinziehen lassen, und hatte diesem ein weites Recht zugestanden, seine Dienste zur Förderung seiner ehrgeizigen Absichten in Anspruch zu nehmen, trotz der Erfahrungen von Niemirow, wie himmelweit von einander verschieden, ja selbst wie rivalisirend die beiderseitigen Interessen seien, trotz der nach dem Belgrader Frieden vielfach sich äußernden Kälte und Mißtrauen. Und jedenfalls war die scharfsichtige und in reinster weiblicher Würde um so ahnungsvollere Maria Theresia keineswegs so blind oder wenigstens so unachtsam gegen die ihren Reichen von jener Seite drohende Gefahr, wie später ihr Sohn und Nachfolger Joseph, der eben damals aus der Gesandtschaftsreise des Herrn von Kuefstein nach Constantinopel lesen lernte. Allein Oesterreich befand sich in bedrängtester Lage, welche kein zu ängstliches Abwägen der Bedingungen zuließ, unter denen allein der so unentbehrliche Beistand zu haben war; und das schlimmste war, daß man bei dem damaligen Zustande der europäischen Verhältnisse, je mehr man Rußland zu fürchten hatte, um desto mehr auch darauf bedacht sein mußte, dasselbe sich zu verbinden und zu verpflichten. Eine der Hauptbestrebungen der russischen Politik war unverkennbar genug unablässig gegen die Türkei gerichtet, und dazu konnte sie des Beistandes und der Gutheißung Oesterreichs auf keine Weise entrathen, welche sie denn auch mit billigen Gegendiensten und eventuellen Entschädigungen zu erkaufen bereit war. Kein sichereres Mittel aber gab es, Rußland in das Lager des Gegners zu führen, als hier feindselig mit offenem Widerspruch

---

1) Der Artikel selbst ist übrigens nicht bekannt, sondern nur die veränderte Fassung, in welcher derselbe 26. Juni 1753 erneuert wurde. Martens Recueil, 10. 30.

gegen dasselbe aufzutreten. Und dann war die Gefahr für Oesterreich erst doppelt nahe und doppelt groß. Dies war wohl zu erwägen: ein rücksichtsloses Durchkreuzen der Lieblingspläne russischer Herrscher machte diese zuverlässig zu Alliirten Preußens, welches ohnehin in Petersburg eine starke Partei für sich hatte, und zu derselben Zeit, wo man dieses schon nicht mehr abzuwehren vermochte, mußte man dann vielleicht befürchten, auch noch mit jenem einen Entscheidungskampf durchkämpfen zu müssen, den zu verzögern, hinauszuschieben man allenfalls in einer Verbindung mit ihm hoffen mochte, die, zugleich hülfebringend, Rußland zu mäßigen und zu beschränken dienen konnte, worauf man sich ja früher auch schon in Polen reducirt sah.

So sehen wir denn schon hier die unseligste Frucht des langen Zwistes Oesterreichs und Preußens, die voll Tod und Verderben so reichlich wucherte, und die Stufen deutlich genug vor uns, auf welchen Rußland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Höhe erstieg, zu der es in der ersten den Grund gelegt hatte, jene Höhe, welche bald wie ein Alp namentlich auf dem mittlern Europa lastete. Die Verbindung aber zwischen Oesterreich und Rußland zeigt ihrem ganzen Zusammenhange nach nicht sowohl den Character natürlicher Uebereinstimmung und vollen Vertrauens, als vielmehr den einer durch die Noth des Augenblicks, durch Furcht und Abhängigkeit, in welche widerstrebende Interessen versetzten, die man in sich selbst festzubannen suchte, herbeigeführten.

Der auch noch nach dem Aachener Frieden nie ruhende Lieblingsgedanke Frankreichs und Schwedens, die Pforte zu einem Bündnisse mit ihnen und Preußen zu stimmen, machte in Constantinopel indessen kein Glück, wie sehr die Gesandten jener Mächte auch die, troß aller Friedensverträge, wiederholt in der Kabartai und gegen die Krim vorkommenden russischen Uebergriffe für sich auszubeuten suchte. Die Pforte ließ sich auf nichts ein, und schnitt endlich einmal, wenigstens auf einige Zeit, jene Bemühungen mit der bestimmten schriftlichen Antwort ab, daß sie nicht gesonnen sei, sich in einen Tractat mit Preußen einzulassen (10. Juni 1750).

Mit Rußland aber fanden allerdings einigemale schon wieder hinlänglich ernste Erörterungen statt, über, namentlich in Neuserbien, zwischen Bug und Dniestr, unternommenen Festungsbau. Rußland stand damals dann vorläufig davon ab.

Unter diesen Zeitläufen ging die Regierung Sultan Mahmud I. zu Ende. Schon sehr krank, hatte er sich dennoch Gewalt angethan, dem Freitagsgebete beizuwohnen, und so verschied er bei der Rückkehr von der Moschee noch unter dem äußern Thore des Serails (13. Decbr. 1754). Dieser Eifer für Gesetz und Religion, welcher zuletzt seinen Tod beschleunigte, war überhaupt verbunden mit regem Eifer für die Wissenschaft,

der mehrere Bibliotheken in Constantinopel stiftete, ein hervorragender Zug im Character des Sultans. Um so empfindlicher war es ihm gewesen, daß in den letzten Jahren seiner Regierung durch die von den Beduinen Arabiens sich weiter ausbreitende Lehre Mohammed Ben Abdulwehhabs noch ein neues Schisma in den Islam gebracht werden sollte; und doppelt empfindlich war dies, da selbst viele der bedeutendsten Gesetzgelehrten jene nicht als eine Irrlehre zu verdammen wagten, die in der That nur den Islam in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herstellen wollte. Es war aber ein bedeutsames Zeichen, daß um dieselbe Zeit, wo so viele Neuerungen schon hereinbrachen, nun auch noch eine religiöse Reform sich Bahn zu machen suchte.

Die kurze Regierung des Nachfolgers und Bruders Mahmuds, Sultan Osman III., zeigt des Bemerkenswerthen wenig oder nichts. Das wichtigste Ereigniß war der Beginn der Großwesirschaft Raghib Mohammedpaschas (13. Debr. 1756), welchen Osman III. bei seinem nicht lange darauf erfolgenden Tode (30. Oct. 1757) dem Thronerben Mustafa III., Sohn Sultan Ahmed III., im Besitz der Reichssiegel hinterließ, darin derselbe auch sofort bestätigt wurde. Durch vorzügliche Geistesbildung, mehrjährige Geschäftsführung als Reis Efendi und Verwaltung andrer hoher Posten, namentlich auch der Statthalterschaft Aegyptens war Raghib einer der bedeutendsten Staatsmänner und Großwesire, welche die Geschichte des osmanischen Reichs aufführt. Die Ordnung der Finanzen, die Zucht des Heeres und die Ruhe in den Provinzen und Statthalterschaften nahmen durch ihn noch einmal eine Wendung zum Bessern, wie denn in der That auch während der Zeit seiner Verwaltung die, freilich niemals ganz zu beschwichtigenden inneren Unruhen verhältnißmäßig nur unbedeutend waren. Und eben so wichtigen Anstoß gab er der äußern Politik der Pforte, deren weiterer Verfolg, überhaupt Erfolg, ihm jedoch nicht beschieden war. Es kam jetzt nämlich endlich das lange geplante Freundschaftsbündniß mit Preußen zu Stande, welches nach Raghibs Absicht zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen und zum Angriff auf Oesterreich erweitert werden sollte.

Die Parteistellungen des beginnenden siebenjährigen Krieges hatten alle politischen Verbindungen Europas von Grund aus umgewandelt, wir möchten fast sagen, chaotisch durch einander geworfen. England war in der Allianz von Westminster (16. Jan. 1756) zu Preußen getreten; Kaunitz dagegen hatte mit Hülfe der Frau von Pompadour seinen Lieblingsgedanken einer österreichisch-französischen Allianz in dem Vertrage von Versailles (1. Mai 1756) verwirklicht. Rußland, nachdem es seine letzte Allianz mit England bereits wieder erneuert hatte (Petersburg 30. Sept. 1755), verließ dieses dennoch und trat dem Versailler Bündnisse bei (31. Dec. 1756); und Schweden, mit Frankreich verbündet,

erklärte, trotz seiner nahen Verwandtschaft mit Preußen, an dem neu ausgebrochenen Kriege keinen Antheil nehmen, sondern den Westphälischen Frieden aufrecht erhalten zu wollen. So hatte eine förmliche Revolution aller Beziehungen stattgefunden, die nun natürlich sofort auch eine völlige Veränderung in der Stellung der bei der Pforte beglaubigten europäischen Minister nach sich zog. Frankreich, damals durch Herrn von Vergennes vertreten, trat von der so lange gespielten Rolle unablässig feindseliger Kriegsbläserei gegen Oesterreich zurück, und verließ damit den Boden, auf welchem sein Einfluß in Constantinopel sich eigentlich begründete, obwohl es, voraussehend, wie wenig seine Interessen mit denen seiner Alliirten, namentlich Rußlands, im Orient übereinstimmen möchten, die Türkei doch ausdrücklich von dem casus foederis ausgeschlossen hatte. Dagegen reizte nun Porter, der englische Botschafter, unermüdlich gegen Oesterreich, Frankreich und Rußland, suchte die von Friedrich II. wiederholt und auch neuerdings wieder versuchte Annäherung Preußens und der Pforte zu fördern, und fand zu alle dem in den eigenen Absichten Raghibs günstigste Stimmung.

Der Abschluß einer solchen Verbindung war für Friedrich in der That von höchster Bedeutung, da er sich von ihr eine Diversion gegen seine beiden gefährlichsten Feinde, Oesterreich und Rußland, versprach; und so ließ er kein Mittel unversucht, um zum Ziele zu gelangen. Namentlich hatte er den jungen, kriegslustigen, von unversöhnlichstem Hasse gegen Rußland beseelten Tatarchan, Krimgirai, für sich zu gewinnen und förmlich zu enthusiasmiren gewußt; und dieser unterstützte alle Bemühungen Friedrichs in Constantinopel auf das angelegentlichste.

Die Seele der Entwürfe in Berlin war der Florentiner, früher russische Canzleirath und jetzt in preußische Dienste getretene Cagnoni, der den russischen Frieden zu Belgrad abgeschlossen hatte. Zur Unterhandlung selbst aber war ein früherer Handlungsdiener aus Hirschberg, in Schlesien, der dann als Cornet im österreichischen Heere gedient hatte, Hauden, jetzt Rexin beigenant, nach Constantinopel geschickt. Und dieser brachte dann endlich, nachdem so mancher frühere Versuch fehlgeschlagen war, einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande (29. März 1761), wie sehr Vergennes, Schwachheim und Obreskoff, die indessen nur halb hinter das Geheimniß kamen, dem auch entgegen arbeiteten. Raghib setzte diesen seine undurchdringliche Verstellungskunst entgegen, bis alles im Reinen. Der Vertrag war freilich nur ein einfacher Handelsvertrag, der die dem preußischen Handel zuerkannten Rechte und Gerechtigkeiten, die Höhe des davon zu erhebenden Zolls auf drei Procent, die Freiheit der Schifffahrt und die Rechte der Gesandten und Consuln bestimmte; aber schwerlich wäre Raghib dabei stehen geblieben, vielmehr gewiß noch weiter bis zum Abschluß des von Friedrich so eifrig gewünschten und

von England so warm unterstützten Schutz- und Trutzbündnisses vorgeschritten, wenn der Tod seine weitern Pläne nicht durchkreuzt hätte. Seine Absicht, wie gesagt, ging auf nichts geringeres, als vereint mit Preußen Oesterreich anzugreifen, und osmanische Herrschaft von neuem jenseits der Donau zu begründen. Und um den beabsichtigten Friedensbruch schon im voraus zu beschönigen, wurde die Verewigung des Belgrader Friedens als gesetzwidrig bezeichnet, und unter den europäischen Gesandten das Gerede ausgestreut, daß Oesterreich denselben, dessen anfänglich bestimmte sieben und zwanzigjährige Dauer in ein paar Jahren (1765) zu Ende lief, erneuern müsse. Allein Raghib, erst fünf und sechzig Jahre alt, starb (8. April 1763), und mit ihm fiel der einzige Schluß- und Grundstein, auf welchen so kühnes Hoffen fußen konnte.

Inzwischen aber hatten die Verhältnisse in Europa wiederum eine wesentlich veränderte Gestalt genommen. Preußen war aus bedrängtester Lage durch den Tod der Kaiserin Elisabeth (5. Januar 1762) gerettet worden, und der erbitterten Feindschaft folgte mit Peter III., und von seiner Gemahlin Katharina bestätigt, Frieden, Freundschaft und bald sogar ein enger Allianzvertrag (Petersburg 11. April 1764) mit Rußland. Dies brachte, wie zu erwarten, auch einen bedeutenden Umschwung in Constantinopel hervor. Die Dinge waren hier bereits sehr weit gediehen. Der Tatarchan Krimgirai rückte schon über die krimsche Halbinsel hinaus vor, des Winks der Pforte gewärtig, um in russisches Gebiet einzufallen, als die plötzlich eintreffenden Nachrichten von der ganz veränderten Sachlage in Petersburg dem schon beschlossenen Angriff Einhalt geboten, und Friedrich, der alles in Bewegung gesetzt hatte, nun selbst wieder beschwichtigte. Im ersten Anfang zwar schien es, als wenn jenes neue russische Bündniß auch den Abschluß des türkischen fördern, und diesem eine um so concentrirtere Richtung gegen Oesterreich geben würde, da Polen in seinem Enthusiasmus für Preußen so weit ging, die Pforte dazu, zum Angriff auf Oesterreich und zur Eroberung des Temeswarer Banats, ermuntern zu lassen. Allein Peters Herrschaft war von zu kurzer Dauer, seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina II. zu umsichtig und zu sehr von der Befestigung ihres Thrones in Anspruch genommen, um sich auf derartiges einlassen zu mögen, und Raghib selbst hatte kein Vertrauen in die russisch-preußische Allianz. So wurden denn noch bei des Großwesirs Lebzeiten (14. Oct. 1762) die fortwährend wiederholten Anträge Rexins nach im Serail gehaltener Berathung mit förmlicher und schriftlicher Ablehnung des preußischen Schutz- und Trutzbündnisses beantwortet. Doch ließ der Nachfolger Raghibs, von diesem in seinen politischen Anschauungen erzogen, es sich angelegen sein, zur Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen und Erwiederung der preußischen Sendung eine Gesandtschaft nach Berlin zu schicken (Juli 1763),

welche zugleich die Hoffnung auszusprechen angewiesen war, daß Preußens Verbindung mit Rußland zu keinem für das Interesse der Pforte nachtheiligen Schritte führen werde, und eine Verständigung auf den Todesfall des dermaligen Königs von Polen zu suchen, da die Pforte weder österreichische noch russische Einmischung dulden wolle.

Und so rühren wir denn nun schon an eine der düstersten Perioden der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ja der Geschichte überhaupt, welche mit ihren unheilvollen Vorgängen die Gegenwart zerrüttete, die Zukunft für so manches Jahrzehnt, bis in unsere Zeiten hinein, im voraus vergiftete, und zu so schwerem Verhängniß, wie im Occident, so auch im Orient, die Veranlassung wurde.

Die türkische Gesandtschaft, an deren Spitze der künftige Geschichtschreiber Ahmed Resmi stand, welche auf ihrer Durchreise durch Polen auch den Auftrag hatte, die Republik fortdauernden Schutzes der Pforte zu versichern, war noch kaum in Berlin eingetroffen, als das Ereigniß, auf welches ein Theil der Instruction derselben gerichtet war, bereits eintrat, der Tod König Augusts III. (5. Oct. 1763). Das Ereigniß war, wie vor dreißig Jahren unter ähnlichen Umständen, lange im voraus besprochen und zum Gegenstande der Verabredung einzelner europäischer Mächte unter einander gemacht worden. Rußland und Preußen waren durch geheime Artikel ihrer Allianz zu gemeinsamem Handeln bei der polnischen Königswahl verbunden[1]), und beider Wille war, einen eingebornen Polen, der dann von ihnen abhängen würde, auf den Thron zu heben. Frankreich und Oesterreich begünstigten das Haus Sachsen, mit dem jenes erstere durch die Heirath seines Dauphins ohnehin so nahe verschwägert war. In Polen selbst aber lagen die Dinge, wie immer, in größter Anarchie und Verwirrung, jedem, der die bereite, sei es mit Geld oder mit Eisen bewaffnete Hand dazu besaß, leichtes, schon im voraus halb gewonnenes Spiel bietend. Und dies war eine zu verlockende Gelegenheit für den allmälig erstarkenden Ehrgeiz der Kaiserin Katharina, um unbenutzt zu verstreichen; der durch die letzten gewaltigen Kriege herbeigeführte Zustand der Erschöpfung Europas ein zu allgemeiner, um nicht darauf zu rechnen, daß keiner der allenfalls zum Widerspruch geneigten Mächte eine ernste Verwicklung oder gar eine Kriegsgefahr wagen würde. Ein neuerdings gesprochenes Wort, daß die Verlegenheiten Europas immer die Gelegenheiten Rußlands, war schon damals, wie früher, vollkommen wahr. Kaum traf die Todesbotschaft König Augusts deswegen in Petersburg ein, so stand Katharinens Entschluß auch fest.

1) Nicht allein durch die erst später zwischen Friedrich und Katharina geschlossene, sondern auch schon durch die, jedoch unbekannte zwischen jenem und Peter III. Siehe Rulhière hist. de l'anarchie en Pologne I. 273.

Preußische und russische Truppen überschwemmten und verwüsteten Polen, und erzwangen unter allen Gräueln der Gewaltthat die Wahl des Grafen Stanislaus Augustus Poniatowski, des früheren Geliebten und Günstlings der Kaiserin (7. Sept. 1764), trotz der schwachen Gegenbemühungen Oesterreichs und Frankreichs, die vollends durch den plötzlichen Tod ihres Candidaten, des Churfürsten von Sachsen, gelähmt wurden.

Die polnischen Patrioten, von allen den Mächten, auf deren Beistand sie allenfalls hätten zählen können, sich verlassen, und die Freiheit und Unabhängigkeit Polens von der Uebermacht russischer und preussischer Waffen unterdrückt sehend, hatten sich inzwischen nach der einzigen Seite gewendet, wo noch die Möglichkeit der Hoffnung auf zu erreichende Hülfe zu winken schien, nämlich an die Pforte (13 April 1764). Und in der That, diese Bemühungen erreichten auch wenigstens so viel, daß die ohnehin durch fortwährende Uebergriffe Rußlands in der Kabartai und Neuserbien aufgeregte Pforte ein allgemeines Versprechen der Erhaltung der Freiheit der polnischen Königswahl gab, und den russischen, preußischen, französischen und österreichischen Gesandten eine Erklärung wider den Einmarsch russischer Truppen in Polen zustellte. Allein dabei blieb man stehen. Sich wegen der polnischen Königswahl in einen Krieg einzulassen, dazu hatte die Pforte nicht die geringste Neigung. Der stets Veranlassung zum Kriege suchende Tatarchan Krimgirai war bereits zu Anfang des Jahrs abgesetzt (9. Januar 1764). Natürlich blieben auch preußische und russische Gegenbemühungen nicht aus, welche darzustellen sich bestrebten, daß Frankreich und Oesterreich nach ungebührlicher Einmischung in die polnischen Angelegenheiten trachteten. Und so blieben denn alle Anstrengungen Vergennes, die Pforte zu energischem Einschreiten gegen Rußland zu vermögen, fruchtlos; der Gesandte Poniatowski's wurde in Constantinopel empfangen (Aug. 1765); und obwohl die Pforte den österreichischen und französischen Gesandten die Versicherung ertheilte, daß dieser Empfang nicht die Anerkennung Poniatowski's als König in sich schließe, so war das doch nur eine ärmliche Ausflucht, da sie denselben gegen Rußland und Preußen allerdings bestimmt anerkannte. Durch solche kleinliche Mittel war freilich auf keiner Seite Rath zu schaffen.

Die Wirren in Polen nahmen nun aber nach und nach einen immer verwickelteren, immer ernster werdenden Charakter an. Vor allem waren es die mit erneuter Bitterkeit erwachenden Zwiste zwischen den Katholiken und Dissidenten, welche dem innern Zwiespalt den schlimmsten Ausdruck gaben. Und die Art und Weise, wie die Kaiserin Katharina, von Preußen unterstützt und von den schwer unterdrückten und verfolgten Dissidenten um Schutz und Hülfe angegangen, sich tiefer und tiefer in

die innern Angelegenheiten Polens mischte, konnten bald kaum noch einen Zweifel darüber zulassen, worauf die eigentliche Absicht derselben gerichtet sei. Die Dinge zeigten sich in der That unter einer Gestalt und Aspecten, welche nicht umhin konnten, die gespannteste Aufmerksamkeit Europas zu erwecken, und dasselbe, wenn es eine Erschütterung bis in seine Grundfesten vermeiden wollte, zum entschiedensten und zeitigsten Einschreiten auffordern mußten. Wie aber sah es damals in Europa aus?

Die anhaltenden Kämpfe der beiden letzten Decennien hatten eine furchtbare Zerrüttung und Erschlaffung in Europa hinterlassen. Hatten die Verbindungen und Systeme während derselben auf die anscheinend oft irrationalste Weise hin und hergeschwankt, so war das jetzt, nach wieder hergestelltem Frieden, kaum wesentlich besser geworden. Einzelnes hatte diesen zwar überdauert, wie die französisch-österreichische Allianz, die aber, wie hoch die Minister beider Staaten sie halten mochten, dennoch so manchen Widerspruch in sich schloß, daß ein recht vertrauensvolles Verhältniß niemals daraus entstand. Die Verbindung war doch eben, wie die meisten der damaligen, nicht unter dem Eindrucke dauernder Gemeinsamkeit der Interessen, sondern unter dem momentaner Strömungen geschlossen worden; und nachdem die nächste Veranlassung, der Krieg gegen Preußen beseitigt, war ihr bestes Lebenselement nur noch die Furcht vor der Möglichkeit eines abermaligen Wiederausbruchs, während man über andere Fragen nicht leicht zu einem innigen Einverständniß kam. Tiefer eingehende Erörterungen über Gegenstände, von denen man fühlte, daß der alte natürliche Widerspruch unter ihnen verborgen lag, wehrte man lieber ganz von sich ab, suchte sie zu umgehen und zu verschieben; und deren waren so viele, daß das Verhältniß bald fast mehr den Charakter eines Compromisses zum Intactlassen, als den eines Bündnisses zu gemeinsamem Wollen und Handeln gewann. Das wichtigste Ergebniß der langen Kämpfe aber war jedenfalls für den europäischen Continent das Erstehen Preußens gewesen, welches nunmehr als selbstständige bedeutende Macht in die Reihe der europäischen Staaten eintrat, und bei allen Ereignissen der Politik seinen Antheil und nicht zurück zu weisende Berücksichtigung forderte. Gerade die Neuheit der Schöpfung und die noch nicht genügend consolidirte, wenn auch in tüchtigem Keime bereits gegründete Macht Preußens, welche vielmehr noch gar mancher Stützen und Klammern bedurfte, ehe dieselbe sich mit dem natürlichen Schwergewicht der Nachbarn messen konnte, waren es indessen, welche wesentlich dazu beitrugen, die europäische Politik in fortwährendem Schwanken zu erhalten. Der junge Staat war ein so neuer Factor, daß niemand zu berechnen wußte, wohin sein Interesse ihn ziehen, was von ihm zu hoffen, was von ihm zu fürchten sein würde; und dies war in der Natur der Sache so sehr begründet, daß der Gründer desselben selbst keinen Anspruch auf ein an=

deres politisches System, als das der Nothwendigkeit des Augenblicks, der Constellation und Herrschaft der Umstände, machte. Mit dem plötzlichen Aufschwunge Preußens und der entscheidenden Bedeutung, welche Rußland in jenen Kämpfen als reichsten Gewinn für sich selbst errungen hatte, und welche, durch eignes Gewicht und namentlich auch wieder durch Preußens Mittel von Jahr zu Jahr wuchs, war im Grunde alles das, was bisher in der Politik als feste Maxime gegolten haben mochte, unbrauchbar und ungültig geworden; und man sollte nun mit neuen Factoren rechnen, die man noch nicht abzuschätzen und an eine gebührende Stelle zu weisen wußte, wo sie weder zu viel noch zu wenig gälten, beides gleich gefährlich. Das Resultat war also fast immer nur Mißtrauen und ein neues Fragezeichen.

Dies allgemeine Schwanken und Ungenügen offenbarte sich denn auch vollständig in dem Verhalten der einzelnen europäischen Mächte gegenüber den unseligen polnischen Wirren.

Oesterreich beobachtete zwar mit der größten Sorge das Vordringen Rußlands und Preußens in Polen, und suchte, so viel es wagte und durfte, den immer drohender werdenden Fortschritten derselben ein Ziel zu setzen. Allein, wie weit konnte und durfte dasselbe gehen, ohne sich der Gefahr eines neuen Krieges auszusetzen? Die geringste Bewegung, welche dasselbe machte, nähern Antheil an jenen Ereignissen zu nehmen, führte sofort noch zu engerem, Oesterreich unmittelbar bedrohendem Anschluß Rußlands und Preußens, und der Uebereinkunft, daß, falls Oesterreich mit Rußland feindlicher Absicht Truppen nach Polen schicke, Preußen dann unverzüglich in die kaiserlichen Staaten einfallen sollte, für welchen Rußland zu leistenden Dienst ihm beim Frieden eine angemessene Entschädigung versprochen wurde (Convention vom 23. April 1767). So unterhielt Oesterreich zwar insgeheim einiges Einverständniß mit der polnischen Nationalpartei, und suchte diese unter der Hand zu ermuntern; darauf aber beschränkte sich alles. Der Gedanke eines neuen Krieges und vollends der eines gemeinsamen Angriffs von Rußland und Preußen, worauf bei energischem Vorgehen mit Gewißheit zu rechnen war, zeigte zu große und gewisse Schrecken, gegen welche auch die von Kaunitz so hoch gehaltene Allianz mit dem schwankenden und immer tiefer sinkenden Frankreich keine ausreichende Garantie bot.

Frankreich war durch die letzten Kriege, namentlich durch den Seekrieg mit England auf das tiefste erschüttert und zerrüttet. Die Stütze, auf welche dasselbe in Europa noch am meisten zählte, war nicht sowohl die Verbindung mit Oesterreich, obschon der Herzog von Choiseul-Stainville ihr eifrigster Beförderer und Anhänger war, sondern das Bourbonische Familienpactum. Doch war die französische Politik eine durchaus friedensbedürftige, welche um so mehr jede Verwicklung im Osten

scheute, je unvermeidlicher die Gefahr erneuten Zusammenstoßes im Westen mit England, namentlich durch Amerika, zu sein schien. War doch dies auch der eigentliche Grund, welcher die sonst ziemlich unthätige österreichische Allianz zusammenhielt, daß dieselbe die Kräfte im Osten ungefesselt ließ, um sie eintretenden Fall ganz gegen den Westen und gegen England wenden zu können. Allein ganz und gar konnte und mochte Frankreich doch seinen alten Schützling, Polen, nicht im Stich lassen, wenn es nicht selbst den empfindlichsten Schaden leiden wollte, sowohl materiellen, als namentlich und vorzüglich an seinem moralischen Ansehn, welches ohnehin in Europa immer tiefer im Credit sank. So ergriff es die schwächsten und unzureichendsten Mittel, welche weder das eine noch das andere zu verhüten im Stande waren. Polen wurde mit französischen Emissairen überschwemmt, welche unter Vorspiegelungen zu erwartenden kräftigen Beistandes zum Widerstande reizten und ermunterten; die Hülfsleistung beschränkte sich am Ende aber auf geringe Subsidienzahlungen und die Absendung einiger Officiere; und eben so wenig hatten der Plan und die gemachten Versuche, Preußen von Rußland abwendig zu machen, irgend welchen Erfolg. Am Ende wußte Frankreich keinen andern Rath als das alte, so oft geübte Auskunftsmittel, die Türken in Bewegung zu bringen.

Englands ganze Aufmerksamkeit dagegen war dem fernen Westen zugewendet. Die Vorgänge in Polen schienen dasselbe kaum zu berühren. Seit dem Sturze Pitts und dem Verlassen der preußischen Allianz hatte es keine weitere Verbindung auf dem europäischen Continent, und suchte auch keine andere, als eine solche mit Rußland, um dieses von Preußen zu trennen.

In der That, welche günstigere Constellation der politischen Umstände Europas hätte Rußland, dessen Thron eine kühne, ehrgeizige, mit großem Geiste feste Entschlossenheit paarende Herrscherin besaß, erwarten können, um seinen alten Absichten auf Polen das ungemessenste Ziel zu stecken, wo Preußen unbedingt an seine Schritte gefesselt zu sein schien, und auch die übrigen nordischen Mächte seiner Uebermacht sich beugten!

Nur in einem der bei den Vorgängen in Polen vornehmlich interessirten Nachbarn irrte Katharine sich, in der Türkei. Daß von dieser Seite ein ernster Widerspruch oder gar ein gewaffnetes Einschreiten erfolgen könne, an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses glaubte sie nicht bei Betrachtung der innern Zustände des osmanischen Reichs und der Leichtigkeit, mit welcher man so eben erst die schwachen Vorstellungen der Pforte hatte bei Seite schieben dürfen. Und in diesen Erwägungen täuschte die Kaiserin ihr richtiger Blick allerdings nicht! wohl aber irrte sie in der Beurtheilung der Personen, von deren Stimmung die letzte

Entscheidung schließlich abhing, und namentlich in der des Sultan Mustafa selbst.

Die innern Unruhen nahmen freilich nach Raghibs Tode in allen Provinzen im bedrohlichsten Maße überhand. In Kleinasien, in Albanien, auf vielen Inseln des griechischen Archipels, in Aegypten flammte der Aufruhr unaufhörlich empor; vor allem gefährlich aber wurde derselbe in Georgien und Montenegro, da man hier bald die unwiderleglichen Beweise in die Hände bekam, daß griechische Mönche, russische Emissaire, die eigentlichen Urheber und Triebfedern der Aufstände, und daß diese auch die Moldau und Walachei aufzuwiegeln suchten. Und solchen Zuständen war Sultan Mustafa, der nach Raghibs Tode die Zügel der Regierung selbst führte, und seinen spätern Großwesiren nur noch den Schein früherer Machtvollkommenheit ließ, sie übrigens aber streng seinem eignen Willen unterordnete, trotz mancher redlichen Anstrengung, nicht gewachsen. Weder die Zeiten und Zustände, noch Sultan Mustafa selbst waren dazu angethan, die verklungene Erinnerung selbständiger osmanischer Selbstherrscher wieder zu beleben. Die guten Anlagen, welche Mustafa wirklich besaß, waren während der sieben und zwanzigjährigen Gefangenschaft im Serail vor seiner Thronbesteigung, das gewöhnliche Loos osmanischer Prinzen, verkümmert und unentwickelt geblieben. Allein der unklare Drang nach Auszeichnung und nach einer das Reich von seinem tiefgefühlten Verfall erhebenden Thätigkeit, welcher im Innern unbefriedigt blieb, wendete sich um so leidenschaftlicher nach außen, wie das so oft der Fall zu sein pflegt. So hatte er auch schon seinem Großwesir Raghib, wie im Bewußtsein der eigenen Unbekanntschaft mit den Geschäften in der innern Verwaltung, so ebenfalls in den Plänen, welche dieser mit Preußen gegen Oesterreich und Rußland anspann, freie Hand gelassen. Sie schienen ihm den Anfang zu der heißbegehrten Laufbahn zu eröffnen, obwohl seine persönliche Stimmung ihn vielmehr gegen Rußland reizte, Raghibs Plan aber vornehmlich auf Oesterreich zielte. Der Großwesir erblickte in diesem wohl den leichter zu bewältigenden Gegner; der Sultan wollte an jenem die Siege Münnichs rächen; und freilich ließ dasselbe es auch von Jahr zu Jahr niemals an den vielfachsten Gründen zu gerechten Klagen und Beschwerden fehlen.

Rußland war seit einer Reihe von Jahren (1754) unablässig bemüht, sich zwischen Dniepr und Bug, in dem sogenannten Neuserbien, durch Anlegung von Colonien und Festungen weiter auszudehnen; und brachten ernste Einreden und Proteste der Pforte auch einigemale Entschuldigungen und zeitweiliges Einhalten zuwege, so dauerte es doch niemals lange, bis die Unternehmungen mit erneutem Eifer wieder aufgenommen und weiter geführt wurden. Aehnliche Vorgänge in der

Kabartai hatte der Tatarchan fortwährend einzuberichten; und dies erbitterte die Stimmung des Sultans so sehr, daß dieser, troß der Einreden Raghibs gewiß schon früher zum Kriege würde geschritten sein, wenn nicht die Thronbesteigung Peters III. und der Abschluß der preußisch-russischen Allianz, wie wir sehen, den Dingen plötzlich eine ganz andere Wendung gegeben hätten. Nun kamen vollends noch die Entdeckungen hinzu, welche man in Georgien und Montenegro machte, und die Vorgänge in Polen, deren Gefahr, daß die vollendete Durchführung derselben das gewisse Signal zu ähnlichen Angriffen auf die osmanischen Staaten sein mußte, Mustafa vollkommen würdigte; und alles dies steigerte seinen Haß und den Durst, ihm Luft zu machen, bis aufs äußerste. Allein, wie gern er auch schon die erzwungene Wahl Poniatowskis zum Gegenstande einer Kriegserklärung gemacht hätte, so war ihm doch alles zu sehr entgegen, der Großwesir, die Ulema, der ganze Diwan und vor allem der hoffnungslos zerrüttete innere Zustand seiner Staaten, so daß er sich wohl nochmals jener erwähnten ärmlichen Auskunft fügen mußte. Des Sultans Entschluß war jedoch so gut wie gefaßt.

Welch günstiges Terrain fand hier nun aber nicht die europäische Diplomatie, um ihre Netze auszuwerfen! Die Führer der polnischen Nationalpartei bestürmten die Pforte unablässig durch Abgeordnete, Schreiben, Memoires und Vorstellungen aller Art, um die Türken gegen Rußland in die Waffen zu bringen. Ebenso thätig aber waren der russische Botschafter in Constantinopel, Obreskoff, und der preußische, Zegelin, welche darzuthun sich bemühten, daß Rußland und Preußen in den Dissidenten lediglich die Sache unterdrückter Freiheit vertheidigten; und forderte die Pforte weitere Aufklärung, beschwerte dieselbe sich über die anderweiten Uebergriffe und Aufruhr anzettelnden Einmischungen Rußlands, so wurde das alles entweder rund abgeleugnet, oder Obreskoff erklärte, er habe durchaus keine Kunde davon, oder man suchte die nichtssagendsten Ausflüchte, wie man sie nur der Unwissenheit der türkischen Minister bieten durfte. Vor allem jedoch war es Frankreich, welches unvermeidlich dahin strebte, Polen die Hülfe, welche es selbst ihm nicht bringen konnte, durch die Osmanen zu verschaffen; und dazu wurde jedes Mittel benutzt. Französische Agenten reizten die Tataren und ihren Chan auf, die ohnehin stets empfänglich genug, wo die Losung Krieg gegen Rußland, während Vergennes in Constantinopel die Pforte durch wiederholte Eingaben und mündliche Bearbeitung über das dringende Interesse aufzuklären suchte, welches sie daran zu nehmen habe, Polen nicht völlig knechten und unterjochen zu lassen. Des letztern Stellung lag indessen in bedeutenden Schwierigkeiten. Die Allianz mit Oesterreich hatte Frankreichs Einfluß sehr geschwächt, und namentlich der

Umstand, daß dasselbe nicht die Türkei ausdrücklich von dem casus foederis ausgenommen hatte, wie dies Rußland gegenüber allerdings geschah. So wußte auch die Erhaltung des Friedens um jeden Preis begehrende Partei es lange zu hintertreiben, daß jene Einstreuungen nicht zu den Ohren des kriegslustigen Sultan kamen. Endlich jedoch gelang es Vergennes, ein Memoire des Herzogs von Choiseul in Mustafas eigne Hände zu bringen, welches die Unthätigkeit der Pforte auf das schärfste rügte, die Minister der Vernachlässigung beschuldigte, die immer kühner und rücksichtsloser hervortretenden Pläne Rußlands entwickelte, und endlich mit der festen und bestimmten Versicherung der Neutralität Oesterreichs schloß, falls die Türkei Rußland den Krieg erkläre, für welche Neutralität Frankreich sogar seine Garantie anbot.[1] Vergennes selbst hatte lange gezögert, entscheidende Schritte zu thun, da er voraussah, daß bei den schwankenden Stimmungen und dem zerrütteten Zustande des Reichs der Krieg ohne Nachdruck, Kraft und Energie würde geführt werden.

Diese letzten französischen Vorstellungen verfehlten nicht des gewaltigsten Eindrucks nach allen Seiten. Sie waren zu sehr in Uebereinstimmung mit den eignen persönlichen Wünschen des Sultans, der schon lange nichts sehnlicher als ein Neutralitätsversprechen Oesterreichs für den Kriegsfall begehrt hatte; und auch die Friedliebenden wagten nicht länger, der offenbaren Neigung und dem Willen des Herrschers jenen hartnäckigen, aber meist im Verborgnen wirkenden Widerstand entgegen zu setzen, welcher bisher alle zum Bruch drängenden Bemühungen durchkreuzt hatte. Den Polen wurden unter der Hand schon Versprechungen gemacht, daß man sich ihrer annehmen werde; und auch gegen Rußland lautete die Sprache in Betreff der vielfachen Beschwerden allmälig ernster und nachdrücklicher. Dennoch hoffte die Pforte noch immer, den Frieden mit Rußland erhalten zu können; und alle diese Schritte, welche ihre Minister thaten, waren lediglich darauf berechnet, die Ungeduld des Sultans zufrieden zu stellen, inzwischen aber Mittel zu finden, dem drohenden Ungewitter noch vorzubeugen. Sie schmeichelten sich nämlich mit dem Gedanken, die Kaiserin Katharina zum Zurückziehen ihrer Truppen aus Polen bewegen zu können, und damit den gefährlichsten Kriegszunder zu entfernen. Eine solche Zusage versuchten sie durch die verschiedensten Mittel und Wege von dem russischen Residenten zu erhalten, eine Zusage, daß die Russen binnen vierzehn Tagen nach erledigter Streitfrage der Dissidenten Polen räumen und sich künftig aller derartigen Gewaltthätigkeiten enthalten werden. Die Beschwerden über den vertragswidrigen Festungsbau zwischen Dniepr und Bug und in der Kabartai, über die Aufwieglung der Montenegriner, die Verführung der

1) Rulhière hist. de l'anarchie de Pologne. 2. 431.

Moldauer und die den Georgiern gewährte Unterstützung sollten jener Forderung Nachdruck geben. Allein Obreskoff hatte überall Ausflüchte. Das eine läugnete er, das andere war ihm gänzlich unbekannt, und im übrigen mußte die Versicherung genügen, daß Rußland weit entfernt sei, mit der Pforte Zwist zu suchen.

So mußte es allen denen, welche Krieg gegen Rußland heischten, den Polen, Frankreich, dem Tatarchan, nachdem wieder mehrere Monate in solchen Kreuz- und Querzügen ungenützt verstrichen waren, wohl klar werden, daß hier, trotz des Eifers des Sultans, nicht entscheidendes zu erwarten, daß, um den Bruch endlich zur Wirklichkeit und unvermeidlich zu machen, man irgend ein dazu geeignetes äußeres Ereigniß herbeiführen müsse. Und das konnte bei den Zuständen an den Gränzen des Reichs nicht schwer fallen.

In Polen hatte sich mittlerweile die Conföderation von Bar in Podolien gebildet (29. Febr. 1768) und im Vertrauen auf Frankreichs mit freigebigster Hand ausgestreute Versprechungen, auch Oesterreichs geheime Sympathien, von denen man erwartete, daß sie dasselbe über kurz oder lang unfehlbar zu Gunsten der Unabhängigkeit Polens in die Waffen bringen würden, und auf den Beistand der Türken, den offenen Kampf mit den Russen gewagt. Bei einer dieser Streifereien hatten die schwer bedrängten Conföderirten im geheimen, durch französische Emissaire gepflegten Einverständniß mit den die Gränze bewachenden Tataren sich auf türkisches Gebiet nach der kleinen Gränzstadt Balta geflüchtet. Der russische Oberst aber, im Eifer der Verfolgung und wohl auch unbekant mit der Verletzung, deren er sich schuldig machte, ließ sich nicht aufhalten, setzte nach, griff Balta an, und so entspann sich ein Kampf mit den Tataren selbst, in welchem schließlich die Stadt in Flammen aufging, und eine große Zahl türkischer Unterthanen zusammen gehauen wurde (Juni 1768). Der Plan, wie gesagt, war ein im voraus verabredeter, eine den Russen gestellte Falle, in welche man diese zu locken suchte, um die Pforte dadurch zum Kriege zu zwingen; denn Gesetz und Glauben machen es zur unverbrüchlichsten Pflicht, jede Verletzung der heiligen Gränzen des Propheten sofort zu rächen, wie dasselbe Gesetz den Gläubigen vorschreibt, niemals der angreifende Theil zu sein, sondern stets den ersten Angriff, wenngleich mit vollständig gerüsteter und schlagbereiter Hand, zu erwarten. Ja, es wurde sogar behauptet, daß Jakubaga, der Befehlshaber der tatarischen Gränzhut, selbst es gewesen, dessen Hand Balta den Flammen überliefert, um die erlittene große Beleidigung um so tödtlicher, und die Nothwendigkeit, sie in Blut abzuwaschen, um so unvermeidlicher zu machen, und den Friedliebenden in Constantinopel einen Stein vor die Füße zu werfen, an dem

sie, wenn sie nicht Aufruhr riskiren wollten, zerschellen mußten.[1]) Der Plan gelang auch vollkommen.

Kaum traf die Kunde von jenen Vorfällen in Constantinopel ein, so brach der Kriegslärm los. Der Sultan, welcher seit länger als sechs Monaten fest zum Kriege entschlossen war, wie er sich im Vertrauen gegen seinen Leibarzt, einen Deutschen Ghobis, geäußert hatte,[2]) ließ sich nun nicht länger zurückhalten. Die Minister, welche den eingelaufenen Berichten zufolge glaubten, daß der Krieg zwischen Russen und Tataren bereits in vollem Gange, wagten keine fernere Einrede gegen das Unvermeidliche; und auch der Mufti gab nach mancherlei erhobenen Anständen sein den Krieg als recht- und gesetzmäßig gutheißendes Fetwa. Freilich hatte der Sultan, der, als eifriger Moslim streng am Gesetz haltend, den Beschluß der gesetzauslegenden Ulema zwar nicht zu umgehen wagte, alle diejenigen, welche dem Kriege sich widersetzen würden, mit seinem Fluche bedroht. So wurde aller Widerspruch zu Boden geschlagen, der Großwesir Muhsinsade abgesetzt (7. Aug. 1768) und Hamsapascha, von dem der Sultan energischeres Eingehen auf seine Pläne erwartete, an dessen Stelle ernannt. Endlich war alles vorbereitet, um zur förmlichen Kriegsberathung zu schreiten. Im großen Diwan beschloß man (4. Oct. 1768), daß die vielfachen Uebergriffe und Einfälle Rußlands und dessen Einmischungen in Polen gerechtesten Kriegsgrund böten, und daß der Krieg Rußland unverzüglich anzukündigen, falls dasselbe die einzige noch mögliche Friedensbedingung verwerfe: Genugthuung für das Vergangene und das fest verbindliche, von den Verbündeten Rußlands, Preußen, England, Dänemark und Schweden zu gewährleistende Versprechen, daß Rußland sich künftig auf keine Weise in die polnischen Angelegenheiten mischen, die polnische Freiheit fürder nicht kränken, und seine Truppen sofort und ganz aus Polen zurückziehen werde. Um ihm diesen Beschluß mitzutheilen, wurde Obreskoff zwei Tage darauf (6. Oct. 1768) vor das versammelte Ministerium geladen. Der Großwesir muthete demselben an, jene Bedingungen sofort zu unterzeichnen; und als Obreskoff sich dessen aus Mangel hinlänglicher Vollmacht weigerte, wurde der Krieg erklärt, und Obreskoff selbst sofort gefangen in die sieben Thürme abgeführt. So wurde auch dieser alte Brauch wieder belebt, welchen man bei dem letzten, durch den Belgrader Frieden beendeten Kriege schon ungeübt gelassen hatte, um nicht unnöthig zu reizen.

1) Rulhière p. 3. 98.

2) v. Hammer 8. 307.

Beilagen.

Manifeste.

Comment l'Empereur a osé violer la paix, en prenant le parti de la Republiq. contre cette même paix, on a redigé dans ce Manifeste la lettre en forme d'ordre toute remplie d'orgueil, que le Président du Conseil de Guerre a écrite à la Sublime Porte, aussi bien que les propositions orgueilleuses, que le Résident de l'Empereur à faites de bouche, et généralement tout ce qui s'est dit de part et d'autre jusqu'à présent.

Pendant que la Sublime Porte étoit en paix avec les Vénitiens, comme ceux cy ne se comportoyent pas comme ils devoyent, et qu'il paroissoit qu'ils violoyent la paix en divers articles, on déclara plusieurs fois consécutives à leurs Bailes que leurs dèmarches ètoyent contraires à la paix, qu'ils eussent à les abandonner. Cependant bien loin de les faire cesser, ils ne daignèrent pas même répondre; et comme les dommages qu'ils causoyent aux Musulmans augmentoyent de jour en jour, et qu'ils faisoyent des dèmarches évidemment contraires au Traité de paix, enfin l'an de l'Ægire 1125*) c'est à dire deux ans avant qu'on leur déclarât la guerre, on mit par écrit quelques uns des principaux articles qui regardoyent l'infraction du Traité de paix; On le leur envoya par l'entremise de Suleiman Pacha, alors Capitan Pacha, et on leur demanda une réponse, en leur disant, que puis que leurs Bailes ne pouuoyent point terminer ces affaires, qu'ils eussent à y remédier, Sinon qu'il seroit nécessaire qu'on leur déclarât la guerre parce que cela ètoit contraire à la paix. Non seulement ils n'envoyérent point de réponse, mais encore ils refusèrent de receuoir l'homme que le dit Capitan Pacha auoit envoyè. Après auoir receu auec bien de la peine ses papiers, au lieu de s'abstenir des actions contraires à la Paix, ils recommencèrent à faire plus d'infidelitéz que par le passé. Et comme ils n'auoyent envoyè aucune réponse l'année 1126*), c'est à dire une année avant qu'on leur déclarât la guerre, on appella leur Baile, et on luy parla en ces termes: »Comme vous n'auez point voulu prêter l'oreille quand on vous »disoit que vos dèmarches jusqu'alors ètoyent contraires à la »paix, que vous eussiès à terminer ces affaires, et que désormais »vous observassiés la paix, l'on fût enfin obligé d'en avertir vôtre

*) 1713.

*) 1714.

»General par l'entremise du Capitan Pacha; mais comme il n'a pas »non plus enuoyé de réponse, comme vous n'aués point abandonné »vos anciennes dèmarches, et que les pertes et dommages que vous »avez causés aux Musulmans sont manifestes, on est obligè suivant »la Loy, de vous déclarer la guerre; Trouvès-vous prêts quand il »faudra, nous vous en avertissons, et nous vous y excitons.» Ensuite quelques articles qui regardoyent l'infraction du Traité de paix aijans ètè lûs en présence de tous ceux qui sont affectionnés à la Sublime Porte, on considera, et on choisit ce qui convenoit le mieux selon la justice, et il fût unanimement conclu de l'avis des assemblés, que conformément à la Loy, il etoit nècessaire de déclarer la guerre aux Vénitiens. Apres quoy on publia, et on fit sçauoir à tous les Princes Chrètiens nos voisins, pour leur ôter toutes sortes de subçons, que les dèmarches et prèparatifs de la Sublime Porte ètoyent destinés contre les Vénitiens. — On les avertit donc tous, et on en écriuit en particulier une lettre au Président du Conseil de Guerre de l'Empereur d'Allemagne, comme plus proche voisin, pour luy donner des preuves évidentes de l'estime que la Sublime Porte faisoit du Traité de paix, et l'on chargea de cette lettre Ibrahim Aga, Mutefrika de la Porte, à qui on donna la qualité d'Envoyé. On mit sa confiance en Dieu, et dans le teñs qu'on se disposa à sortir, pour aller dans le Camp de Daoud Pacha, pour marcher contre les Venitiens, le Résident d'Allemagne vint dire, qu'il auoit ordre de la part de l'Empereur d'offrir sa médiation pour renouveller les Traitès de paix entre la Sublime Porte et les Venitiens; Et on luy répondit de la sorte: »Cela est bien, et il n'y »a point d'empèchement pour la Médiation, pourveu que cela se »fasse d'une maniere avantageuse pour la Sublime Porte; Ainsi pour »empêcher qu'il ne se rèpande du sang de part et d'autre, si vous »estes Plenipotentiaires à pouuoir mettre définitivement ces affaires »dans une forme, nous ne refuserons point que cela se fasse par »la voye de la douceur; mais si au contraire vous ne cherchés qu'à »différer, en disant, j'écriray et dans quelques mois je feray venir »une réponse, dans la vüe de faire dissiper sans raison l'armèe »Ottomane, qu'on a assemblée auec tant de peine, et de rendre »inutiles tous les préparatifs que l'on a fait auec tant de dépense; »Cela n'est pas possible: En ce cas là, la Sublime Porte continuera »l'entreprise qu'Elle a commencée, et quand vous receurés les pou- »uoirs pour terminer cette affaire d'une maniere avantageuse, dans »quel lieu et dans quel teñs que ce soit, on pourra la mettre dans »une forme convenable.» Ayant mis nôtre confiance en Dieu, nous marchames au lieu destiné, et dans le teñs que nous retournions

victorieux par le sécours et par la grace de Sa divine Majesté, le Mutefericka Ibrabim Aga, que l'on auoit enuoyé cy deuant en Allemagne, nous apporta une lettre de la part du President du Conseil de guerre qui conteuoit en substance, que l'on obserueroit aussi de leur côté les Traitès de Paix, auec offre de médiation entre la Sublime Porte et la Republique de Venise. Comme il n'estoit pas nècessaire d'y faire réponse, puis qu'on auoit cy devant répondu au Résideut d'Allemagne sur l'article de la médiation, qu'il ny auoit point d'empêchement, pourveu que la chose se fit d'une maniere avantageuse pour la Sublime Porte, on se contenta de le dire de nouveau au Resident. Les Ambassadeurs d'Angleterre et de Hollande à la Porte Ottomanne ayant aussi offert leur médiation, on leur répondit, que rien n'empêchoit qu'on ne terminat les affaires d'une maniere avantageuse, au lieu de laisser répandre du Sang. Pendant qu'ils ont offert de la sorte leur médiation saus auoir encore des pouvoirs amples et suffisans, les Venitieus, suivant leur aucienne coutume, n'ont point abandonné leurs inimitiés ni leur fierté; Et bien loin de demander la paix, ils ont fait hyverner leur Armée navale à l'Isle de Corfou, qui n'est qu'à deux milles de la Côte de la Romelie frontiere Ottomanne; Ils ont fait de grands préparatifs, de gros amas de munitions et de toutes les choses nèeessaires. Et nuit et jour ils ont épié les occasions de faire dommage sur ces mêmes frontieres dans les Gouvernemens de Prevesa, Larta, Canina, Dulcina et autres endroits, comme les Gouverneurs et Cadys des frontieres n'ont point laissés de nous le faire sçavoir par des avis réiterés. Cette année 1128*) dans le tems qu'on étoit occupé à faire auec l'aide de Dieu des prèparatifs par mer et par terre contre les Susdits Ennemis, pour empêcher leurs dommages, on a receu des informations des Gouverneurs Ottomans qui sont sur les frontières d'Allemagne, que l'Empereur faisoit de grands préparatifs et de grandes levées de troupes, et des amas de munitions de guerre et de bouche; Qu'il faisoit travailler en diligence à la Construction de nouveaux Bâtimens sur le Danube, et que tous ces mouvemens marquoyent ses mauvais desseins contre la Sublime Porte, tandis que d'un autre côté les nouvelles publiques que l'on imprime chez les autres Princes Chrêtieus confirmoyent que l'Empereur d'Allemagne deuoit marcher contre la Porte Ottomanne. Cependant, disionsnous, l'Empereur jusqu'à présent est renommé pour n'auoir jamais commencé à faire aucune action contraire aux Traités de paix, ainsi il n'est pas possible qu'il y contrevienne. Peutêtre qu'à cause

*) 1715.

des démarches de la Porte contre la Republique de Venise, il est entré en quelque soubçon, et que ponr sa conservation il a fait des preparatifs par prècaution. Mais comme il n'est pas possible que la Snblime Porte fasse, ce qu'à Dieu ne plaise, aucune dèmarche inopinée contre qui que ce soit, et que sans sujet Elle commence à enfreindre les Traitès de Paix, pour empêcher le trouble que cela pourroit causer aux Amis de la Sublime Porte qui sont limitrophes avec Elle, l'on dit qu'il falloit leur faire sçanoir de nouvean, que nos mouvemens ètoyent destinés contre les Venitiens. A cet effet l'on appella le Résident d'Allemagne, à qui on expliqua sincèrement l'affaire, pour tirer d'inquiétude nos Amis, et particulierement pour empêcher que les Gens des frontieres de part et d'autre ne tinssent ces sortes de discours qui pourroyent auoir des suites fâcheuses, leur cessation devant estre la Cause du repos des deux côtés. Voila, luy dit-on, de quelle maniere sont les affaires! La Sublime Porte ne pense nullement à faire aucune démarche contre la paix; Ecrivés à l'Empereur, qnil n'est pas possible qu'Elle en fasse, et que pour empêcher aussi de son côté que sur ses frontieres on ne tienne ces sortes de discours, il doit abandonner les préparatifs de guerre, et les autres démarches qui peuvent y donner lieu, et tenir son Esprit en repos. Car d'une part, ces sortes de discours allants en augmentant, et de l'antre la Sublime Porte s'imaginant que l'Empereur ne rompra pas la paix, Elle est jusqu'à présent dans l'incertitude, ce qui fait que nons attendons sur tout cela une réponse, si ces préparatifs que vous faites sont pour mettre l'Empereur en état de deffense, et s'ils ne sont pas pour faire la guerre, mais seulement pour donner le change à la Sublime Porte, en paroissant faire des mouvemens pour rompre et suspendre l'entreprise qu'elle a commencée contre les Vénitiens ses Ennemis, prétendant par là les secourir; Ou si l'intention de la Cour de Vienne est, de faire paroitre sa force et sa puissance, et que ses démarches sont pour détourner la Sublime Porte d'aller du côté où Elle auoit résolu, pour l'obliger malgrè Elle de marcher de vôtre côté, et qu'apres cela vons vous retiriés en disant, qne vons n'auez commis aucun acte d'hostilité aux frontieres Ottomannes; Alors vous serés cause de la perte de la dépense considerable que l'on a faite par mer et par terre, et de toutes les peines et fatigues que les troupes souffriront; Et comme cette sorte de tromperie causera un tres grand dommage à la Religion et à la Sublime Porte, il n'y a point de doute, que selon nôtre justice cette tromperie ne manifeste parfaitement vôtre contravention au Traité, plus que vos autres actions: C'est pour quoy nous demandons une réponse à nos demandes; Et

l'on recommanda au Résident de la faire venir. Il écrivit tout ce détail, et du jour qu'il dit l'auoir envoyé en diligence on espéroit d'en auoir la réponse dans 30 jours. Mais comme 60 jours apres il ne paroissoit aucune nouvelle, on luy demanda plusieurs fois pourquoy la réponse n'estoit point arrivée. Il ne sçauoit que répondre, et pendant qu'il disoit qu'il étoit luy même surpris de ce retardement, le 28 de la Lune de Rebielakhir*) il arriua une lettre du Président de guerre; Et comme le Résident avoit ordre de faire de sa part quelques propositions de bouche, on les a transcrites icy. 1° Nôtre Résident vous offrit cy deuant verbalement nôtre mediation pour faire la Paix entre la Sublime Porte et les Venitiens, et vous ne nous avez donné aucune réponse. 2° Nous n'avons point eu de réponse à la lettre que nous vous avous envoyée par Ibrahim Aga. 3° Comme nous avons des accords auec les Vénitiens, il est nécessaire de renouveller le Traité de Paix qui est entre la Porte et l'Empereur, a cause de la Guerre que la Porte fait aux Venitiens. 4° Puis que vous ne donnés aucune réponse à nôtre Résident sur nos demandes, et que vous ne vous servez point de son canal pour nous en envoyer par écrit, vous nous le renvoyerés, puis qu'il est inutile qu'il demeure là sans raison. On a répondu au Résident sur le premier article qui est au sujet de l'offre verbal de la médiation »Cette affaire, vous la sçaués vous même, et vous sçaués aussi quelle sorte de réponse on vous donna; Quand vous nous en parlates l'année passée, ne vous dit-on pas, soyez Mediateur; On ne refuse point de traiter l'affaire d'une maniere avantageuse pour la Sublime Porte; On luy a dit encore, est-ce que vous ne l'avés pas écrit? Le Résident a répondu avec étonnement qu'il avoit écrit le tout ainsi qu'on le luy auoit dit alors, mais qu'il ne sçauoit point d'où provenoit cette réponse du Président du Conseil de guerre. On a répondu au Résident sur le 2me article, qui est au sujet de la lettre qu'on a envoyée par Ibrahim Aga, et à laquelle on n'a pas répondu: La Sublime Porte auoit envoyé Ibrahim Aga, pour porter la lettre, qui faisoit sçauoir qu'on alloit faire la Guerre; Il en apporta la réponse, à laquelle on crût qu'il n'estoit point nécessaire de répondre; Elle marquoit seulement que l'on observeroit les articles du Traité de paix, et elle parloit aussi de médiation; Mais comme il n'y auoit rien de positif au sujet des Pouuoirs, que ce n'estoyent absolument que des paroles, comme celles que vous aviés dites cy devant verbalement, ne vous répondit-on pas sur ces articles auec des paroles agréables, ainsi qu'on auoit fait auparavant? A ces paroles il a été confondu, et a paru supris.

*) 22 Avril 1817.

À l'égard du 3me article qui dit, qu'il est nécessaire de renouveller le Traité de paix, on a répondu au Resident, qu'il doit estre renouvellé quand l'une des deux Parties en a enfreint les articles. Tout le monde sçait, et Dieu est témoin, que la Sublime Porte met toute son application pour obseruer comme il faut le Traité de paix, qui est entr'Elle et l'Empereur, et qu'Elle ne pense point de le tromper; mais si de vôtre côté il a parû quelques actions de contravention, la Sublime Porte ne le sçait pas encore auec certitude: Nèantmoins si pour rètablir les affaires il faut renouveller la Paix, il n'y a point d'empêchement, nous la renouvellerons si vous voulés chaque mois, et même chaque jour sans exception. Si dans les Capitulations Impl^les, qui ont été cy devant faites, il y a un seul mot qui regarde les Vénitiens, vous n'aués qu'à le mettre en évidence, nous y consentons. Là dessus le Résident a répondu: Quoy que dans les Capitulations il n'y ait rien qui regarde les Vénitiens, cependant il y a des accords entr'Eux et nous. On luy a reparti que cela étant une affaire hors des Capitulations Impl^les, et dont la Porte n'a aucune connoissance, il n'y a pas de la raison d'en faire mention sans sujet, et d'etablir là dessus une prètention sans profit. Le Résident a été confondu, et s'est tû. Enfin on a répondu au 4me article, qui est au sujet du retour du Résident en Allemagne: La Sublime Porte ne vous dit point, allez, comme si Elle vous chassoit; Si vôtre Cour vous dit de partir, ou de rester, vous sçavés ce que vous avez à faire. Apres avoir ouvert la lettre du Président de Guerre, on y trouva l'interpretation en Turc; Nous avons jugé plus à propos d'insérer la fidèle copie de la lettre latine, que Mr. le Prince Eugéne de Savoye, President du Conseil de guerre, a écrite au Grand Vizir:

Illustrissime et Excellentissime Domine, Amice nobis Honorande.

Salute, et affectus nostri, ac quorumvis Amicorum Officiorum nostrorum oblatione præmissâ. Aliqui ab hinc elapsi sunt menses, ex quo tam quæ confœderatæ cum Sacrâ Cæsareâ Regiâq. Majestate, Domino nostro clementissimo, Serenissimæ Reïpublicæ Venetæ, ex illato per Præfulgidam Portam inopinaté nuper Bello, injurias et damna exerta, quam Vicinis per Europam partibus, et principalioribus inter eas Cæsareis Regnis et Provincijs, ad universale facilè Belli incendium irrumpentia pericula attracta, nobiscum reputantes, per Litteras, nonâ dié Septembris anno superiori exaratas, ita rem ab Excellentia Vestra, pro sua authoritate, temperandam disponendamq. amicé expetivimus, ut non tantum cum altè fatâ Sacrâ Cæsareâ Regiaq. Majestate integra Conventis et bona Vicinia ulteriùs illibata persistant, sed etiam vniversalis Pacis Carlowiciensis Tracta-

tus compaciscentibus et Confoederatis Potentijs, armis Sepositis quantocyus alescat. Cum tamen ijs litteris nostris Excellentia Vestra non solum nihil retulerit responsi, verùm et in gravius hujus damni et periculi pondus et incrementum, ad persequendum amplius Bellum Ottomannicæ copiæ terrâ mariquè quotidie augeantur, et invalescant, ac Cæsareis plané Ditionibus se quasi undique admoveant, differre sanè non potuimus, quin Excellentiam Vestram de ponendo promtè, eoque adæquato malo huic, magis in diem fervescenti, remedio iterumque commoneamus. — Quod idem suadet postulatq. ille Pacis Carlowiciensis generalis Tractatus, quem quidem Custodiendum unicè cupimus, qui tamen non aliâ ratione, nisi omni vi et hostilitate contra Sereniss^{am} Rempublicam Venetam exemplo suspensâ et sepositâ, Damnorumquè hactenus causatorum justâ refusione, persistere redintegrarique valet. Hoc quidem est, quo, supra omnia, motivo præcipuo impulsi, non solum cum litteris hisce instantias simul nostras hac ex parte repetendas, verum et præsentium Exhibitorem, Cæsareum ad Præfulgidam Portam Residentem Ministrum, Dominum Anselmum Franciscum Fleischmann, instruendum duximus, ut hac in re, quæ plurimarum Gentium quietem proximè attingit, et ad restaurandum tanti auri sanguinisque impendio comparatum Pacis Carlowiciensis opus, eusque necessaria est, et nostram et singulariter Sacræ Cæsareæ Regiæquè Majestatis, Domini nostri Clementissimi, mentem Excellentiæ Vestræ plenè candidequè exponat; Quoniam verò, ulti ex omni rerum apparatu conjecturare licet, Pacis universalis restabiliendæ Studium à mente Præfulgidæ Portæ, magis quam optatur, alienum esse potest, et sic ulteriùs ejusdem prænominati Cæsarii Residentis Ministri præsentia vel non necessaria, vel minùs saltem utilis videtur, nec non aliæ particulares rationes, animum Cæsareo-Regium moventes, intercedunt, quæ illius ad Aulam Nostram Reditum celeriter exposcunt, Sic ab Excellentia Vestra Amicé contendere statuimus, ut prædictum Cæsareum Dominum Residentem cum omni suo comitatu et Famulitio, datis eidem super propositione suâ congruis Responsoriis, quantocyus equidem cum securitate et honore ad nos dimittat; Quem respectum gentium intaminatus hactenus mos, et Sancta Publicorum Représentantium Immunitas, ac ipsa adhuc vigentis amicitiæ ratio desiderat, Et qualem nos Præfulgidæ Portæ ad nos mittendis Ministris omni occasione habitâ, uti hucusque illibatè semper observatus extitit, rursus exhibituri sumus. Quod reliquum est, à Rerum omnium Conditore Deo Excellentiæ Vestræ longam valetudinem et parata quæque exoptamus

Excellentiæ Vestræ

ad officia paratissimus

Viennâ die 2^{ae} Aprilis 1716. Eugenius a Sabaudia.

Apres auoir bien fait reflexion et considéré le contenu de cette lettre; un des articles qui n'estoit point parmi ceux que le Résident avoit de bouche et auxquels on avoit répondu en le confondant, est celuy où il est dit, qu'on abandonnera incessamment tout acte d'hostilité contre les Vénitiens, et que tant que la Sublime Porte ne donnera pas une juste satisfaction à la Republique de Venise de toutes les pertes et dommages qu'Elle luy a causés, les articles de la paix ne seront point fermes ni stables: De sorte qu'ils ont inopinément enfreint la paix, en faisant dépendre le renouvellement de la Paix auec la Porte, de celle que l'on fera anec les Vénitiens; Et comme la forme cy dessus expliquée, marquant qu'elle ne sera point renouvellée, supposé qu'on ne la fera que de cette maniere, on a dit au Résident: Quoy que vous sçachiés que les Traitez de paix qui ont été faits entre la Snblime Porte et l'Empereur, et qui ont été donnés de part et d'autre, que la paix des Vénitiens ne dépend pas de celle d'Allemagne, qu'il n'y a pas un mot dans ces mêmes Traités sur ce sujet, que la conclusion de la paix entre la Sublime Porte et les Vénitiens ne s'est point fait à Carlowitz, qu'il vint icy un Ambassadeur extraordinaire qui la termina luy seul; Et quoy que vons sçachiés enfin, que ni l'Empereur ni aucun autre ne s'en est mêlé: pourquoy, luy demanda-t-on, dans la lettre, en fait-on dépendre l'obseruation de la Paix générale de Carlowitz? Le Resident répondit, qu'il estoit vray que les Vénitiens n'estoyent point compris dans les Traités de paix faits entre la Snblime Porte et l'Empereur, et qu'ils avoyent fait eux seuls leur paix auec la Sublime Porte; Nous sçavons aussi, dit-il, que dans nos Traités il n'y a aucun article qui regarde les Véoitiens; Cependant dans la suite nous avons fait une alliance avec Eux, et c'est a cause de cela que nous prenons leur parti. D'où il est évident, que leur infraction au Traité de paix n'est nullement appuyée sur les Capitnlations Imp[lles], mais nne pure fausseté. Il y a aussi un article qui dit, vous avés inopinément déclaré la Guerre aux Vénitiens. Si la Sublime Porte leur a déclaré la guerre, c'est parce qu'ils ont contrevenu au Traité de paix; Et quand même on auroit déclaré la guerre inopinément, cette guerre inopinée de la Sublime Porte contre les Vénitiens ne pourroit point apporter d'alteration à la Paix qui est entre la Sublime Porte et l'Empereur, d'autant plns qu'on auoit averti les Vénitiens une année ou deux auparavant et qu'on leur avoit envoyé un homme exprés. Comment peut-on appeller inopinée une démarche dont on a donné avis? Un semblable mensonge et une proposition aussi absurde que l'est celle de rendre aujourd'huy aux Vénitiens un Païs Ottoman, où il y a tant de Temples et de

Mosquées, que nous avons arrachés des mains de nos Ennemis, pour renouveller un Traité de paix qu'ils ont enfreint; Vouloir enfin que la Sublime Porte donne de l'argent et du Païs, et faire dépendre de là, la Paix de Carlowitz. Cela, dis-je, ne démontre-t-il pas le dessein qu'ils aut conceu dans leurs coeurs, d'enfreindre les Traités de paix, n'ayant pû trouver aucun autre motif de faire èclatter leurs mauvaise intention contre les frontieres Ottomanes? En effet la Sublime Porte ayant jusques àprésent observé les Traitez de paix de la maniere qu'il faut, et n'ayant jamais fait aucune action qui pût donner atteinte à aucun article, il n'y a point de doute que l'Empereur, pour mettre en exécution son frivole dessein, ne se soit servi, faute d'autre moyen, d'un semblable mensonge, et d'une semblable fausseté, dans la pensée de persuader les Simples que c'est la Sublime Porte qui a enfreint les Traités de paix. La lettre de Mustafa Pacha Gouuerneur de Temiswar, qu'on a receüe le 7e de la Lune de Gemariel evel *), marque qu'il apprenoit que les grands préparatifs que l'Empereur faisoit, étoyent destinés contre la Sublime Porte, et que tous les discours des Allemands ne rouloyent que sur la rupture de l'Empereur auec les Ottomans. Le Pacha ajouta, que les partisans du Prince Ragotzi ne supportoyent qu'avec peine le joug qui leur a été imposé, et qu'ils sont en grand nombre. L'Empereur ne leur fait aucune violence, au contraire il les caresse, et pour se les attacher encore dauantage, il leur a écrit une lettre circulaire remplie de faussetés, donnant à croire que la Sublime Porte luy a écrit une lettre, par laquelle Elle marque, qu'Elle fera passer au fil de l'épée tous les Hongrois, et peutestre tous les Chrêtiens depuis l'âge de 7 à 8 ans; L'Empereur prétend faire voir par là, que si les troupes Ottomanes et les Tartares ont quelque mauvais dessein contre l'Allemagne il n'y a pas de doute que la Hongrie ne soit dabord foulée; de sorte qu'ils doivent se joindre à luy pour travailler à la deffendre. Il sçait d'ailleurs certainement que les adhérents du Prince Ragotzi ont une inclination et une estime particuliere pour la Sublime Porte; et l'on doit présumer, que l'Empereur ne s'est servi de ce mensonge, que pour arracher de leur coeur cette estime qu'ils ont pour la Porte, et pour se les attacher. Comme l'Empereur s'estoit servi cy devant de toutes sortes de tromperies, et qu'il n'y avoit pû reussir, il a voulu enfin par ce mensonge les jetter dans le soubçon et empêcher qu'ils ne reçoivent de la Sublime Porte les graces et les Bien-faits qu'ils doivent en espérer, s'ils ont recours à Elle. Cependant ceux d'entre les Généraux Hongrois qui

*) 30 Avril 1716.

sont intelligens, ont compris certainement, que la nouvelle de l'Empereur n'est qu'une fausseté pour les tromper, et n'y ont point ajouté foy; Mais quelques Simples prennent ces mensonges pour une verité, disant que les Tartares doivent aller chez eux, et craignant une chose, à laquelle la Porte n'a jamais songé: Voila ce que le Pacha de Temiswar a écrit.

Ainsi comme ces sortes de tromperies de l'Empereur Ennemi sont infinies, et qu'on n'est pas en seureté, on n'a pas pû garder le silence sur cette affaire, et on l'a fait sçauoir à toutes les Gens des frontières; en leur recommandant, de bien prendre garde à la conseruation de ces mêmes frontières, et à l'obseruation du Traité de paix; Et comme vous n'avés manqué à rien jusques àprésent, de même dans la suite vous serés très attentifs dans vos démarches, et vous donnerés tous vos soins plus que par le passé, à obserner les Traités de Paix. Quoy que la Sublime Porte, sur ce que l'Empereur a équipé une grande Flotte sur le Danube, et que toutes ses troupes marchent du côté de la frontière Ottomanne, envoye pour la Conseruation de ses frontières et Païs, et ponr la tranquilité des Peuples, des Bâtiments au Dannbe pour s'opposer aux leurs, et que toute l'Armée Ottomanne aille à Bellegrade et aux environs, Elle n'a pourtant d'antre dessein qne celuy de conseruer son Païs et ses Peuples: De sorte que de la part de la Porte on ne donnera aucun sujet d'enfreindre la Paix; Mais après qu'il anra paru qu'ils en auront été la Cause, et qu'ils auront osé commettre des actes d'hostilité sur les frontières Ottomannes, avec mauvais dessein, il n'y a point de doute, que ce que le destin cache dans l'avenir, ne soit, s'il plait à Dieu, bon pour la Religion et la Sublime Porte. Ainsi puisque l'infraction du Traité de paix, et que les grands préparatifs et les démarches de l'Ennemi sont venus à ce point, Soyés tres attentifs, regardés et prêtés l'oreille de tous côtés; Et apres qu'il aura fait un pas dans les frontieres Ottomannes qui marque son manvais dessein, on que vous aurés reconnù ce mauvais dessein par quelqu'une de ses demarches, gardez-vous bien de vous laisser aller à la négligence. Et tous conjointement en toutes sortes de manieres, appliqués-vous à la Conservation et à la deffense des frontiéres: Soyés unis, armés-vous de courage; et vous confiant au sècours et à l'aide de Dieu, faites vôtre possible pour faire éclatter la Puissance de la Religion Musulmanne, et travaillés de toutes vos forces à sa Conservation.

Als Ergänzung zu der in Hertzberg Recueil de déductions etc. Vol. III. p. 50 sq. publicirten Correspondenz zwischen den Monarchen von Oesterreich und Preußen mögen die beiden, bei Hertzberg fehlenden Mémoires confidentiels nicht ohne Interesse sein, welche die Beilagen zu den beiden ersten Schreiben vom 28. März 1790 (Hertzberg p. 50) und 15. April 1790 (Hertzberg p. 55) bildeten. Auch fehlt bei Hertzberg das letzte Schreiben des Oesterreichischen Monarchen vom 17. Mai 1790, welches deßhalb ebenfalls hier eine Stelle gefunden hat.

1ª. Memoire confidentiel sur la Conduite et les dispositions de la Cour de Vienne relativement à la guerre avec la Porte.

Toutes les Cours de l'Europe ont reconnu l'injustice des prétentions et des procédés, qui accompagnèrent la rupture de la Porte avec la Cour de Russie, ainsi que la sincérité, que la Cour de Vienne se donna pour l'empêcher et prevenir moyennant cela la necessité de prendre part à la guerre en vertu de ses engagemens défensifs, vis-à-vis de la Cour de Pétersbourg. Les faits suivants déposent, qu'Elle a conservé pendant la guerre et conserve encore dans ce moment les mêmes dispositions pacifiques et modérées, qui lui avoient fait désirer d'en éviter l'éclat.

L'espoir, que les démonstrations vigoureuses des deux Cours alliées et les exhortations salutaires d'autres Cours effectueroient un prompt changement dans les sentimens violens de la Porte, influa considérablement sur les opérations de la première campagne. Les trouppes alliées restèrent long-temp en inaction.

La cour de Vienne eut lieu de se repentir de sa modération. Ces faibles avantages ne compensèrent nullement la dévastation de la moitié du Bannat, les pertes d'hommes causées par le climat et les grands fraix de la campagne. Cependant les trouppes Turques avoient été repoussées et battues en toute occasion, et la continuation de la guerre, conduite activement, offroit une perspective certaine de succès plus importans, aussi propres à y encourager les deux Cours alliées, qu'à faire désirer une prompte Paix à la Porte. Ce fut tout le contraire. La modération des premières prevalut sur leurs justes espérances mais non sur l'animosité obstinée de leur ennemi. La cour de Versailles ayant offert l'intervention de son

ambassadeur à Constantinople, à l'effet de moyenner un rapprochement qui put rétablir la paix avant l'ouverture de la seconde campagne, la Cour de Vienne n'hésita pas un instant de manifester les intentions les plus favorables à ce but et les plus conformes à l'état, où se trouvoient alors les circonstances respectives.

Quant à la Cour de Russie, elle montra à cette occasion des dispositions également pacifiques, et quoique sa dignité ne lui permit pas d'entrer en pourparlers avec le Porte avant le relâchement de son Ministre de la prison des Sept Tours, elle fit neanmoins entrevoir sur ses conditions de paix toute la moderation, qu'il étoit raisonnable d'attendre d'elle. La Porte, qui en eut connoissance de toutes ces ouvertures dans le courant de Mars 1789 ne donna de réponse au Comte de Choiseul que le 2 Juin. Sa réponse fut entièrement déclinatoire par rapport à la paix avec la Cour de Russie; et voici les conditions, qu'elle fit transmettre à la cour de Vienne.

1. Restitution de toutes les places et territoires conquis par les armes Autrichiennes.
2. La renonciation à la navigation de la mer noire.
3. La renonciation à la garantie des Barbaresques.
4. La suppression des Consulats de Vallachie et de Moldavie.
5. Un dédommagement pécuniaire pour les frais de la guerre.

Une pareille réponse, retardée si long-tems, donnée peu après l'avènement du Sultan actuel convainquit les deux Cours Alliées que des efforts vigoureux pouvoient seules effectuer le retour de la paix. La Porte avoit en attendant obtenu le seul motif, qui l'avoit portée à prêter l'oreille aux insinuations pacifiques de la France, celui de retarder les opérations effectives jusqu'au milieu de la Campagne dernière.

Celles de la Cour de Vienne ne portèrent encore que sur des objets, qui intéressèrent la sureté de ses frontières. Elles ne furent dirigées activement que sur Gradiska, Belgrad et Orsowa. Les opérations du Pr. de Cobourg restèrent défensives jusqu'à la mi-Novembre. Mais dès le 18 Octb. le Comte de Choiseul-Gouffier reçut de la part du Chancelier de Cour et d'Etat Pr. de Kaunitz la lettre ci-jointe avec une Traduction Turque, signée par le même et destinée à être communiquée à la Porte. Copie de cette lettre fut addressée peu de tems après par le Marechal Laudon au Grand-Vizir, et la Cour de Russie ne tarda pas d'avouer de son côté cette demarche. Ce n'est que quelques semaines après, sur les nouvelles, que les défaites et les pertes n'avoient encore produit aucun changement dans les dispositions hostiles du Grand-Seigneur, que le

Prince de Coburg reçut l'ordre d'occuper la Vallachie, comme il auroit pu faire le lendemain de sa victoire.

Les ouvertures contenues dans la susdite lettre au comte de Choiseul sont restées sans reponse aucune jusqu'à ce moment de la part de la Porte, quoiqu'elle en eût promise à cet ambassadeur à diverses reprises.

La lettre du Maréchal Laudon fut suivie de la réplique du Grand-Vizir. L'objet principal n'y est touché que d'une manière évasive, et renvoyé à des ordres incessament attendus du Grand-Seigneur, mais qui pareillement n'ont été communiqués jusqu'ici, comme la reponse promettoit.

Quant à la proposition d'un armistice, dont il y est fait mention, l'ancien Tefterdar de Belgrade, envoyé avec la lettre du Grand-Vizir au Maréchal, assura de bouche et par écrit, que la Porte désiroit de conclure un armistice d'un an ou deux, pendant lequel on travailleroit à la conclusion de la paix. Pareilles insinuations furent faites au Pr. Potemkin.

Toute cette chaine de faits présente un contraste bien frappant et bien propre à mettre en évidence les vrais sentimens qui font agir les trois puissances belligérantes. Les preuves directes en sont confirmées par leur conduite vis-à-vis de celles des puissances étrangères qui offrirent l'interposition de leurs bons offices. Toute l'Europe a été temoin, que pareils offres furent toujours accueillis de la part de celle des deux Cours alliées, à laquelle ils s'adressèrent, avec la facilité, que les règles de prudence et d'honneur pouvoient permettre vis-à-vis d'un ennemi, dont l'obstination repoussoit et rendoit inutiles tous les soins réiterés de puissances belligérantes.

Tel est l'état dans lequel le Roi d'Hongrie et de Bohème trouve les choses à son avénement. Il ne balance pas de le communiquer à S. M. Prussienne avec d'autant moins de réserve, qu'il a la satisfaction, de n'y rien trouver, qui ne soit propre à confirmer les sentimens de confiance et d'amitié mutuelle, qu'il desire de cultiver avec ce Prince.

Quoique la conduite de la Porte ne donne guère lieu de s'attendre à une tournure assez heureuse des négociations actuelles des deux Cours alliées, pour qu'on puisse se flatter de prevenir encore à tems, ou du moins d'arrêter bientôt l'effusion ulterieure du sang humain, il ne tiendra toutefois aux soins et aux dispositions de S. M. apostolique, qu'elles n'ayent ce succès désirable. Elle aura une obligation particulière à toutes les Puissances, qui voudront s'employer de leur côté à inspirer des sentimens également raison-

nables à la Conr Ottomane. Elle reconnoitra snrtout avec gratitnde les insinuations et démarches, que S. M. Prussienne jugeroit convenable d'employer à ce but, et Elle sacrifiera an prompt retour de la paix une très grande partie de ses conquêtes; elle confie, qu'Elle se contenterait de rétablir l'état de possession de la paix de Passarowitz et consentiroit à restituer tout le reste de ses conquêtes en Moldavie et Vallachie sans antre équivalent ni dédommagement des fraix de guerre. Ces conditions sont les plus équitables et modérées possibles, soit qn'on considère l'injustice de l'agression, soit qu'on ait égard à la situation respective, dans laquelle les parties belligérantes se trouvent placées par la fortune, soit qu'on compare la valeur des acquisitions demandées avec les pertes et dépenses causées à la Conr de Vienne par la prolongation de guerre, qui tombe entièrement à la cbarge de l'obstinatiou inconcevable de la Porte; et si à la consideration de ces divers critères on veut ajouter tous les rapports, que la pacification, dont il s'agit, auroit avec les intérêts politiques et l'équilibre général de l'Europe, il n'écbappera pas à la pénétration de S. M. Prussienne, qu'il est question de rétablir nn état de frontières, dont la maison d'Autricbe se trouvoit en possession ci-devant, sans que l'équilibre en ait aucunemcnt été affecté, et que les fruits sont plus que contrebalancés par la rnine de la moitié d'une province, la mieux cultivée et peuplée de la Hongrie, sans parler des autres dommages occasionnés par cette guerre.

Mais si l'on considère de plus, que depuis la perte de la limite de Passarowitz les provinces Hongroises limitrophes restèrent tellement exposées an danger d'incursions, qu'il a fallu les couvrir de vastes cordons militaires au milieu de la paix, on demeurera persuadé que le rétablissement de cette frontière offre une condition juste et nécessaire, utile à la conservation même de la tranquilité future des deux voisins.

Quant à la Cour de Russie, quoique l'arrogance d'un ennemi, qui après deux ans d'évènemens malbeureux ne fait pas difficulté de mêler à ses réponses les mêmes prétentions injustes et absurdes, qui avoient servi de prétexte à son aggression, ne puisse guère permettre, qu'elle manifeste d'avance les termes, anxqnels sa modération et ses inclinations la disposeroient à s'arrêter, on sait toutefois, que le Ministre de cette Cour en a fait assez entrevoir dans ses explications confidentielles avec les Ministres de S. M. Prussienne, pour constater suffisament l'accord parfait, qui règne aussi à cet égard dans les dispositions et les sentimens de deux Cours alliées.

2ª Memoire confidentiel sur la paix à faire entre la cour de Vienne et la Porte Ottomane, envoyé à Vienne en même temps que la lettre du Roi de Prusse du 15 Avril, pour répondre au mémoire confidentiel envoyé de Vienne evec la lettre du Roi d'Hongrie du 26 Mars.

Le Roi est très sensible à l'attention que S. M. le roi d'H. et de B. a voulu lui témoigner en communiquant à S. M. ses sentimens sur les causes de la guerre présente, et sur les moyens de la finir, qu'Elle a même voulu demander les bons offices de S. M. et Lui confier la condition sous laquelle elle vouloit faire la paix avec la Porte Ottomane, savoir les limites déterminées par la paix de Passarowitz.

On se dispense d'entrer en discussion sur les causes de cette guerre, qui paroit avoir éte rentue si generale, sans necessité. On se bornera à faire quelques observations avec la même franchise que Sa. Maj. Apostolique a bien voulu autoriser par le susdit mémoire confidentiel.

1. Le Roi croit et sait même avec une sorte de certitude, que la Porte Ottomane ne voudra faire aucune nouvelle cession par le rétablissement des limites de Passarowitz, aussi long temps qu'elle croit pouvoir se défendre et continuer la guerre, surtout comme il n'est pas énoncé, si l'intention de S. M. le Roi d'Hongrie est, d'abandonner entièrement cette guerre, et de faire une paix séparée avec la Porte Ottomane.

2. Comme S. M. l'Imperatrice de Russie continue de déclarer, qu'Elle ne veut faire la paix qu'à condition de garder pour Elle les pays jusqu'au Dniestr, et d'attribuer à un prince indépendant, du rite grec, les provinces de Bessarabie, de Moldavie, et de Vallachie, jusqu'aux limites de la cour de Vienne, qui selon ses intérêts, seroient la rivière d'Aluta; ces vastes provinces resteroient en effet partagées entre les deux cours voisines sous le nom d'un prince independant, qui seroit leur vasal ou client; l'empire Ottoman seroit démembré de toutes ses grandes possessions en deça du Danube; et ne garderoit plus qu'une existence précaire en Europe. Il résulterait de tout celá un bouleversement général de lequilibre de l'Orient et un aggrandissement immense des deux empires de Russie et d'Autriche. Sa Maj. le Roi d'Hongrie, est trop magnanime, et trop éclairée, pour ne pas reconnoitre Elle même, que toutes les puissances, qui ont quelque intérêt à prendre à la conservation de l'équilibre du pouvoir dans l'Orient, et dans toute l'Europe, ne peuvent pas être indifferentes à un changement si considerable de la puissance Ottomane, et qu'elles doivent saisir tous les moyens

possibles pour l'empêcher. Il paroit donc au Roi, qu'il ne reste que deux voyes possibles, pour parvenir à une pacification générale, juste, et solide; ou le retablissement entier du Status quo, entre l'empire Ottoman, la Russie, et l'Autriche, tel qu'il a été avant la présente guerre, comme le Roi d'Angleterre vient de le proposer; ou que les parties qui prennent part ou intérêt à la guerre actuelle, s'accordent sur un plan général d'accommodement, par lequel l'on puisse concilier les intérêts de toutes les parties et écarter les sujets de defiance, qui sans cela ne manqueront pas de rester. Si Sa Maj. le Roi d'Hongrie, voudroit adopter cette dernière démarche, le Roi croit pouvoir fournir un plan très acceptable pour toutes les parties interessées, et le faire agréer aussi à la Porte Ottomane; dans lequel cas S. M. s'empresseroit de rendre à S. M. le Roi d'Hongrie, tous les services agréables qui peuvent dépendre d'Elle et de Lui donner des preuves d'une amitié sincère et constante. Dans la situation ou se trouves les affaires, ils seroit essentiel pour leurs bien et succès, que S. M. le Roi d'Hongrie voudrait s'expliquer bientôt la dessus d'une manière cordiale, afin que le Roi puisse prendre ses mesures en conséquence.

Copie d'une lettre de Sa Maj. le Roi d'Hongrie à S. M. le Roi de Prusse en date Vienne ce 17 Juin 1790.

Monsieur mon frère. Je m'applandis infiniment de la correspondence que j'ai ouverte avec V. M. Ses deux dernières lettres, que je viens de recevoir, m'ont confirmé de plus en plus de la sincerité et conformité parfaite de nos sentimens. Il ne sera donc plus difficile de faire disparaitre entièrement les différences d'avis qui peuvent subsister encore entre nous, sur les objets que nous avons dissertés et ma confiance dans les dispositions de V. M. est à tout égard si complette, que je ne balance point à me livrer sans reserve à l'implusion des miennes.

Je charge en consequence mon Référendaire d'état et de conference qui va partir incessamment, tant de ma replique à Ses dernieres observations, que de fournir ultérieurement à Son ministère tous les éclaircissemens nécessaires pour convenir d'un arrangement, ou sur le principe du Status quo essentiel, ou sur celui d'une conciliation de nos avantages réciproques sur un pied également convenable pour Elle et pour moi. Les pleinpouvoirs dont il est porteur, autorisent le Pce Reuss et lui, à consolider cet arrangement

avec toute la promptitude mutuellement désirée, et je concourrai dès lors bien volontiers, aux moyens les plus prompts et expeditifs, de regler l'armistice avec la Porte.

Je prie V. M. de considérer que je Lui témoigne en cette occasion toute la condescendance et prévenance que je puis accorder à la modération, à l'amour de la paix ainsi qu'à l'honneur de l'intervention de S. M., sans passer la ligne que l'honneur me défend à moi de transgresser. Elle commence là, où les condescendances cessent d'être justifiées par des motifs d'équite, d'intérêt général, et d'égalité de convenances, lesquelles doivent seules dicter les transactions des souverains.

L'empire Germanique et l'Europe entière révèrent en V. M. un Souverain, qui ne deploye les forces de son trône, que pour le maintien de la justice, du repos, et de sa propre dignité. Je nourris les mêmes dispositions dans mon coeur, et je crois qu'en rivalisant l'un et l'autre pour ce nouveau genre de gloire, nous ne devons y rencontrer que des motifs plus puissants, de consolider de toute manière entre nous, les sentimens d'estime, d'union, et d'amitié, avec lesquels je fais de mon coté le voeu d'être toute ma vie etc.

Leopold.

Traité d'alliance conclu secrètement entre la sublime Porte et Sa Majesté le Roi de Prusse, le 16 de la lune de Dgemariulewel de l'an 1204. 31 Janvier 1790.

Comme il est d'un intérêt mutuel pour la sublime Porte et la Cour de Prusse d'augmenter l'amitié, qui a toujours existé entre Elles et de consolider cette bienveillance et cette amitié, subsistantes de part et d'autre par la fidèle observance des capitulations signées l'an 1175 de l'Egire, Sa Majesté Impériale Sultan Sélim III, Empereur des Ottomans, et Sa Majesté Frédéric Guillaume II, Roi de Prusse ont muni de leurs pleinpouvoirs les soussignés Ministres pour conclure le présent traité d'alliance et stipuler les articles suivans, savoir:

I.

Comme il est bon et nécessaire pour l'intérêt des deux parties contractantes qu'il y ait entre elles une solide et étroite alliance, et comme le passage des ennemis en deça du Danube a dérangé, ainsi qu'il a été dit dans les conférences antérieures, l'équilibre qui est nécessaire, S. M. le Roi de Prusse promet et s'engage de déclarer la guerre au printems de l'an 1204 à la Russie et à l'Autriche, de la commencer avec toutes ses forces, et de ne pas la finir avant d'avoir procuré à la sublime Porte une paix, selon ses désirs, glorieuse et solide, avant d'avoir obtenu pour la sublime Porte toute sûreté par terre, et de lui avoir procuré une sûreté et tranquillité entière sans craiute et sans appréhension du côté de la mer noire, et pour la Capitale. La sublime Porte s'engage en retour d'employer ses soins pour qu'à la paix future, l'Empereur restitue à la République de Pologne la Gallicie et autres pays, que la Cour de Vienen avoit obtenu au dernier démembrement. La sublime Porte, comme amie et alliée de la Cour de Prusse s'engage aussi de contribuer à terminer d'une manière avantageuse pour la Cour de Prusse, les différends, qui subsistent entre la Prusse, l'Autriche, la Russie et la Pologne relativement aux intérêts politiques de la Pologne, et sans que cette République éprouve aucun préjudice.

II.

Les deux parties contractantes confirment les articles du traité de commerce de l'an 1175. Pour que le contenu de ce traité de

commerce soit exactement observé, il sera inséré dans le présent nouveau traité d'alliance. La sublime Porte promet de protéger tous les bâtimens prussiens naviguans dans la mer blanche, avec Pavillon et Patent de Prusse, de la même manière, que le Bâtimens des autres Puissances amies. Les bâtimens marchands de Prusse ne pourront sons aucun prétexte être inquiétés par les Régences de Tunis, Alger ou Tripoli: la sublime Porte promet à cet effet de faire part du présent Instrument aux dites Régences, et de les en prévenir, pour que la Cour de Prusse pnisse faire en conséquence un traité avec elles. Les Patentes, dont ces Bâtimens marchands seront munies, et auxquelles on ajontera foi, seront signées par Sa Majesté le Roi de Prusse, et par Ses Ministres d'Etat.

III.

Dans le cas, où avec l'aide de Dieu la sublime Porte seroit victorieuse, comme Elle est décidée de ne pas faire la paix, avant qu'Elle n'ait repris les places et les provinces, qui sont entre les mains de ses Ennemis, et surtout la Crimée, Sa M[té] le Roi de Prusse ne discontinuera pas la guerre tant que la sublime Porte n'aura pas fait la paix, et réciproquement la sublime Porte s'engage, à ne point faire la paix avec les deux cours Impériales ou avec une de celles séparement sans la Prusse, la Suède et la Pologne.

Lorsque les deux cours contractantes auront fait la paix avec l'Empereur et l'Impératrice de Russie, si dans la snite une des deux Cours Impériales ou les deux ensemble déclaroient la guerre aux susdites trois cours, savoir, à la Prusse, à la Suède ou à la Pologne, à toutes ensemble, ou à une d'elles seulement, la sublime Porte regardera cette guerre comme faite à Elle même, et assistera immédiatement de toutes ses forces les dites Puissances susnommées, comme ses propres alliées. De même, s'il arrivoit dans la suite, qu'une des cours Impl. ou les deux ensemble fissent la guerre à la sublime Porte, à la Suède, et à la Pologne, à toutes à la fois, ou à une d'elles séparément, le Roi de Prusse regardera cette guerre comme faite à lui même, et il assistera avec toutes ses forces les dites Puissances comme ses alliées. Pour le moment ni la sublime Porte, ni le Roi de Prusse ne feront point de paix, ni avec la Russie, ni avec l'Empereur, et s'ils font des conquêtes sur les Ennemis communs, ils n'en restitneront aucune, avant que les Cours de Vienne et de Pétersbourg n'ayent arrangé par les bons offices de la sublime Porte et de la Cour de Prusse les différeuds, qui subsistent actuellement entre les deux Cours Impl. et la République de Pologne, ni avant que l'Impératrice de Russie ait terminé ceux, qu'elle a avec la Cour de Prusse relativement aux intérêts de la République de

Pologne. Pour que la sublime Porte et la Cour de Prusse obtiennent le but qu'elles désirent, Elles ne feront la prochaine paix avec l'Empereur et l'Impératrice de Russie, que par la médiation des Cours de Londres et de la Haye, qui de leur côté ne retarderont pas la paix. La sublime Porte et le Roi de Prusse dans la prochaine paix, qui se fera par la dite médiation, y comprendront et ne la feront qu'avec la Suède et la Pologne; Et en outre la sublime Porte promet, qu'on réglera tous les points qui concernent la sûreté et les Intérêts de la Prusse et de la Pologne; Et la Prusse de son côté promet également, que les Intérêts de la sublime Porte y seront egalement compris.

IV.

Après que la paix sera conclue et déterminée, Sa Mté Prussienne s'engage de garantir la conservation de tous les pays, que la sublime Porte gardera à cette epoque, et Elle promet en outre, d'employer tous ses soins pour que l'Angleterre, la Hollande, la Suède et la Pologne participent également à la dite garantie ainsi que toute autre Puissance qui voudroit y accéder. Il est convenu qu'alors on fera un nouveau traité d'alliance défensive, et par lui les deux Cours garantiront mutuellement toutes les possessions, qu'Elles auront à la paix, et cette clause de garantie sera insérée dans le traité à conclure. Les deux Cours promettent dès que les deux Cours Impl. voudront leur faire la guerre, de se secourir et de s'entr'aider mutuellement avec toutes leurs forces, ou avec un certain nombre de troupes, qui sera stipulé. Dans le cas, où avant la conclusion du dit traité définitif une Puissance quelconque, en raison de cette présente convention déclareroit la guerre à la sublime Porte, ou à Sa Mté le Roi de Prusse, la sublime Porte et la Cour de Prusse s'entr'aideront mutuellement avec toutes leurs forces, et ne feront de paix, qu'Elles n'ayent obtenu des conditions convenables à leurs intérêts et dignité.

V.

Le présent traité sera changé et ratifié ici à Constantinople dans cinq mois, ou plutôt si faire se pourra.

Signés.

Reis Effendi, Kadilesker de Romelie.

Muhammed Raschid. von Dietz.

Von Rüht aus Wien am 14/27 April 1790 nach Hannover geschickt. Es stimmt nicht mit dem Abdruck bei Martens und Hertzberg; vielleicht ist die Vorlage der ursprüngliche Constantinopolitanische Entwurf; der ratificirte bei Martens der in Berlin emendirte. Man sagte Diez nach, er sei weiter gegangen als seine Instructionen.

Graf Hertzberg erwähnt gewisse Differenzen, die sich bei der Auswechselung der Reichenbacher Declarationen erhoben, aber durch seine Festigkeit gleich beseitigt worden. (Recueil etc. S. 90. Le Plenipotentaire Austrichien voulurent encore faire quelques observations sur la Contre-Déclaration de Plénipotentiaire Prussien, mais celui-ci les ayant réfusé tout de suite par des répliques suffisantes, et ces pièces n'ayant pas été mises dans les ratifications des deux Souverains, elles out perdu toute leur force et n'appartiennent pas consequent pas au Traité de Reichenbach, mais furent regardée comme non avenues.) Diese von Hertzberg nicht abgedruckten Piecen sind die folgenden beiden.

Les soussignés Ministres plénipotentiaires de Sa Majesté le Roi de Hongrie et de Bohème déclarent, qu'ils sont prêts à délivrer dans la forme la plus légale le projet de déclaration, qu'ils ont communiqué relativement à l'acceptation du Status quo. Quant à la contre-déclaration, qui vient de leur être remise par le Ministère de Sa Mté Prussienne, comme elle détermine les conditions et le sens sous et dans lesquels leur déclaration à été accueilli, ils ne sauraient se dispenser d'entrer à leur tour dans l'explication des conditions et du sens, sous et dans lesquels leurs instructions les autorisent à recevoir et à adopter la contre-déclaration du Ministère Prussien.

Cela supposé, il est avant tout de leur devoir de déclarer

ad 1mum Que le passage »mais si S. Mté le Roi de Hongrie et de Bohème en retire quelques acquisitions, ou autres avantages, Elle en donnera un équivalent proportionné à Sa Mté Prussienne« ne sauroit être applicable aux acquisitions que la cour de Vienne pourroit retirer de la Porte à titre onéreux ou à raison de la propre convenance de cette puissance, mais uniquement à celles, que l'on en pourroit obtenir gratuitement.

ad 3tium la Réserve de la garantie par les puissances maritimes du Status quo strict, stipulé dans ces déclarations, étant un point tout nouveau, et dont il n'a pas été fait la moindre mention dans la Note du Ministère Prussien, en date du 15 Juillet 1790, il s'ensuit naturellement que les soussignés Ministres plénipotentiaires ne sont, ni ne sauroient être munis d'aucune instruction sur cet objet. Cependant, comme ils sont parfaitement assurés, que S. M. A. confor-

mément à son amour pour la justice et la pureté de ses intentions, observera et remplira religieusement les engagemens une fois contractés, les soussignés croyent pouvoir, sans être munis d'aucune direction spéciale à ce sujet, satisfaire le voeu de S. Mté. Prussienne, en se permettant d'accepter la garantie du Status quo strict, questionné dans les déclarations réciproques, sous la reserve expresse néaumoins, qu'ainsi que cette garantie donne les sûretés les plus complètes à S. Mté Prussienne, il plaise aux Puissances maritimes, de se charger de même de la garantie des déclarations Prussiennes en faveur et pour la plus grande sûreté de S. Mté Apost. L'article de la conclusion d'une paix définitive entre S. Mté le Roi de Hongrie et de Bohême et la Porte Ottomanne sous la garantie de S. Mté Prussienne et de ses hauts Alliés est également nouveau; il n'en fut pas question dans la Note du Ministère Prussien du 15 Juillet, et les soussignés Ministres plénipotentiaires n'ont par conséquent point d'instruction à cet égard. Cela étant, et attendu, que le dit article n'a aucune liaison essentielle avec l'objet dont il s'agit uniquement dans ce moment ci (savoir de terminer sans délai nos négociations sur l'acceptation du Status quo, et d'en assurer préalablement l'effet), il ne leur reste qu'à renvoyer le point en question à la voye d'un accord amical entre Sa Mté. Apost. et les trois hautes cours alliées, d'autant plus, qu'on aura pour cet effet toujours plus qu'il ne faut de tems d'ici à l'époque de l'ouverture effective des négociations de paix.

Quant à la déclaration du Ministère de Sa Mté Prussienne concernant les Pays-Bas, les soussignés plénipotentiaires en l'acceptant sub spe rati, se mettent en devoir d'observer suivant leurs instructions les plus précises, que Sa M. A. est disposée à accorder à Ses sujets Belgiques une amnestie, générale, ainsi qu'à leur faire quelques autres concessions, qui n'altéreroient pas essentiellement la constitution telle, qu'elle a été lors du commencement du règne passé, mais le tout dans le cas seulement, qu'ils répondent avec docilité aux soins des 3 hautes cours alliées, et qu'ils rentrent de bon gré sous la domination de leur légitime Souverain; qu'au contraire ces dispositions favorables de Sa Mté. à leur égard demeureront sans aucun effet, et qu'Elle se bornera uniquement à conserver la constitution des Provinces respectives, si contre toute attente, ils la mettoient dans la nécessité indispensable de les forcer à l'obéissance, moyennant les troupes que Sa Mté fera mettre en marche, à fin de donner plus d'efficacité aux mesures conciliatrices, que les 3 cours alliées voudront bien se prêter à l'exécution sans perte de tems et

de prévenir par là même l'emploi de la force, que la bonté de S. Mté n'envisage qu'avec regret.

Reichenbach le 27 Juillet 1790.

Henri XIV., Prince Renss de Plauen, Ministre plénipotentiaire de S. Mté le Roi de Hongrie et de Bohème, auprès de Sa Mté Prussienne.

Ant. Baron de Spielmann.

Messieurs les Ministres Plénipotentiaires de S. Mté le Roi de Hongrie et de Bohème ayant voulu faire quelques observations et modifications sur la contre-déclaration que le Soussigné Ministre Plénipotentiaire de Sa Mté le Roi de Prusse leur a délivré aujourd'hui, il se croit obligé de déclarer à son tour

1mo Que le roi son Maître ne sauroit aucunement admettre la distinction, que Mrs. les plénipotentiaires de la Cour de Vienne ont voulu faire ad 1mum à l'égard dn passage, qui regarde les acquisitions à faire de la Porte en faveur de la cour de Vienne, et que Sa Mté insiste sur le sens littéral de sa déclaration.

2do Le Soussigné insiste au nom du Roi son maitre que la paix définitive entre S. Mté le Roi de Hongrie et la Porte Ottomanne ne puisse se faire que sous la médiation et la garantie du Roi et de ses Alliés.

3tio Le Soussigné demande au nom du Roi son maître que l'échange de la ratification des déclarations et contre-déclarations, signées aujourdhui se passe ici à Reichenbach en 8 ou 10 jours au plus tard, et dans cette intervalle on se concertera sur le tems, et le terme, dans lequel se fera la dislocation respective des armées.

Reichenbach le 27 Juillet 1790.

Herzberg.

Beilage V.

(Von Schweden in Constantinopel überreichtes Memoire.)

Les Soussignés, le Ministre de Suède et le Baron de Brentano ont l'honneur de faire part à la Sublime Porte, que S. M. le Roi, leur Maître, tout en conservant les liens précieux de Son Royaume avec l'Empire Ottoman, en joignant les intérêts de la sublime Porte et ceux de son peuple, et voulant sauver la Suède et maintenir l'Empire Ottoman dans toute sa force, s'est vu forcé de faire sa paix avec la Russie le 14 Août dernier, le Courier qui en a apporté la nouvelle est arrivé aujourdhui à 3 heures après midi. La sublime Porte verra avec satisfaction, que le Roi, guidé par les mêmes principes et par les mêmes sentimens, qui l'ont porté à déclarer la guerre aux Ennemis de la sublime Porte, lorsque l'Europe entière avoit conspiré contre elle, le Roi voulant se conserver à la sublime Porte, sachant qu'il est le seul Allié et le seul ami qu'elle eût, lui en a donné encore les moyens, en ménageant essentiellement les intérêts de l'Empire Ottoman, dans les conférences, qui ont eu lieu à l'occasion de cette paix. Le Roi d'Espagne s'étoit interposé depuis quelques mois en faveur des propositions faites à S. M. le Roi, par la Cour de Russie; les offres les plus avantageux furent faits au Roi, pour une nouvelle frontière de la Suède. S. M. Roi mit pour conditions préliminaires:

1° que la paix de la Russie avec la Suède et la Porte fut signée en même tems,

2° que la Crimée fut restituée à l'Empire Ottoman.

L'Impératrice de Russie témoigna le plus vif désir pour le premier point, mais en même tems elle représenta, combien les Puissances et surtout la Cour de Berlin, qui depuis quelque tems s'étoit mêlée des intérêts de l'Empire Ottoman rendoit cette paix difficile, et que par cette raison, elle avoit chargé le Prince Potemkin, d'ouvrir une négociation particulière avec la sublime Porte. Le Roi ne voulant entendre aucune proposition séparée, le Ministre Russe donna le 13 Aout sa déclaration formelle au Plénipotentiaire Suédois, qui fut insérée d'un commun accord dans le Protocole que S. M. l'Impératrice signeroit également sa paix avec la sublime Porte

aux 3 conditions suivantes, qui servoient de base au traité à conclure avec elle:

1° que la Russie restitueroit à la Porte toutes les conquêtes faites dans la présente guerre;

2° que la Crimée seroit remise dans l'état d'indépendance, où elle étoit par le traité de Kainardgy;

3° qu'Oczakoff et Bender seroient rasécs.

Le Roi avoit eu le malheur de perdre dans le courant de cette campagne 9 vaisseaux de ligne; l'audace de ses opérations devant Pétersbourg fut déconcertée par les élémens; le Roi de Prusse s'étoit chargé vis à vis de la Cour de Vienne de sa paix particulière avec la sublime Porte; tous les secours solennellement promis à S. Mté manquoient à la fois; la Suède après une dépense extraordinaire de 70 millions de piastres n'ayant plus que 14 vaisseaux de ligne, le Roi, malgré toutes les circonstances accablantes voulut rejetter encore la paix, qui lui étoit offerte, et que sa nation demandoit. Les ministres Suédois et Russes s'étoient séparés. Le Roi insista, qu'on insérat les deux articles suivans.

1° que le Roi seroit seul médiateur entre la sublime Porte et la Russie,

2° que la Crimée fût restituée purement et simplement.

L'Impératrice de Russie par 3 couriers consécutifs rejeta l'insertion de ces 2 articles, et refusa absolument le second; son Ministre assura aux Plénipotentiaires Suédois, que Sa Souveraine ne pouvoit pas se refuser à la médiation du Roi du moment que la paix entre la Russie et la Suède seroit signée; que pour l'article de la Crimée, le Roi ne pouvoit d'autant moins se refuser à l'offre de l'indépendance de cette Péninsule de la part de l'Impératrice qu'au commencement de cette guerre le roi l'avoit proposée de lui même; que S. M. l'Impératrice n'avoit encore jamais manqué à sa parole, et qu'elle ne souffriroit pas, qu'elle fut liée par un article, qui seroit inséré dans le traité, et qui dans tous les cas seroit moins obligatoire, que l'inclination qu'elle venoit de manifester d'acheter sa paix avec la sublime Porte par l'abandon de la Crimée. Le roi vaincu par ces déclarations insérées dans les actes public de la négociation, connoissant le voeu de l'Impératrice pour la paix, et se fiant surtout aux ouvertures, qui lui furent faites sous main par les principaux Ministres de l'Impératrice, le Comte Ostermann et Besborotko, ne sentant que trop l'épuiscment de la Suède, et l'impossibilité de continuer la guerre, malgré des victoires trop chèrement achetées,

le Roi ordonna, que la paix fût signée et le Roi ne s'occupa enfin que de deux objets:

1° que la Russie ne pût plus s'ingerer dans le Gouvernement Suédois.

2° qu'elle assurât une paix heureuse pour la Porte, telle qu'elle étoit l'objet de la présente guerre; la paix d'Abo en 1742 et qui avoit été détruite dans ses effets, l'alliance conclue en 1739 fut entièrement omise dans le traité, ce qui donne une nouvelle consistance au traité d'alliance, qui subsiste encore entre la sublime Porte et la Suède.

Les soussignés exposent ici fidèlement le procédé du Roi leur Maître, envers la sublime Porte, et ils demandent d'avoir l'honneur de s'expliquer encore plus particulièrement dans une conférence avec S. E. le Reis-Effendi, des motifs, qui ont ôté au Roi les armes des mains, qu'il avoit pris aussi glorieusement pour lui, qu'utilement pour l'Empire Ottoman.

Extrait d'une lettre du Prince Potemkin à l'Ambassadeur Prince de Gallitzin, en date de Bender du 4 Xbre 1790.

Le $^{13}/_{24}$ 9bre une division de la flotille entreprit une expédition contre Isacz et remporta sur l'ennemi une victoire complète, après un combat vif et opiniâtre, qui dura depuis 7 heures du matin jusques à 2 heures du soir. Pendant que nos bâtimens remontèrent le fleuve, malgré la rapidité du courant, pour se diriger vers Isacz, l'ennemi ouvrit une forte canonade tant des batteries de terre, que de la flotille composée de 30 lançons, d'une Satia, etdu Kirlangitsch de feu Hassan Bascha. Non obstant cela, les nôtres s'approchèrent en bon ordre, et ne commencèrent leur feu qu'au moment où ils furent arrivés à la petite portée du canon, qui décida l'affaire promptement. 21 lançons furent brûlés, et écoulés bas, le reste des bâtimens fut pris, et l'ennemi chercha son salut dans la fuite, après avoir abandonné ses bâtimens, les batteries du rivage, et la forteresse même, dont Nôs troupes de débarquement s'emparèrent aussitôt.

Cette place ayant été le Magasin général de toute l'armée ennemie, vous jugerez, mon Prince, de là à la grande quantité de munitions de guerre, et de provisions de toute espèce, qu'on y a trouvée.

Sans compter l'artillerie des bâtimens, il y avoit sur les remparts de la ville 33 pièces de fonte, et un mortier portant 12 pouces. 8 pavillons, parmi lesquels celui du Seraskier sont restés entre les mains des vainqueurs. Nous avons bien des grâces à rendre au Ciel, que cette importante victoire ait été remportée sans effusion de sang de notre part.

Auf diesen Versuch einer dänischen Vermittlung scheint sich der Passus in der Preußischen Note vom $^{9}/_{20}$ Juli 1791 bei Martens F. V. p. 60 (1. Ausgabe) zu beziehen.

Le Dannemarc a satisfait à ses Engagemens. Nous avons transmis à Pétersbourg les souhaits actnels des Cours Alliées, appuyés de tons les Arguments les plus propres à prouver un Rapprochement général, qui est le Terme des Voeux désintéressés du Roi. C'est tout ce qui étoit possible dans nn moment, on Nous n'étions pas encore autorisés des Idées ou des Compositions conciliatoires, mais senlement d'appnyer des Thèses déjà connues, en partie débattues, et où des Réponses déclinéatoires avoient déja parn fermer les voyes de la Discussion. Cependant Sa Majesté L'Impératrice ne l'a pas regardé comme tel. Elle a saisi avec Empressement la Perspective d'nn moyen de s'entendre, qui n'avoit pas été employé encore et comme Elle a porté la plus grande Attention au Développement des Motifs des Démarches des Cours Alliées Elle espère que Celles-ci ne Lui refuseront anssi pas, quand Elle s'explique sans Détour sur ceux qui Lui ont fait décliner jusqu'à présent la Base du Status quo absolu.

Il séroit snperflu de répéter des Arguments, qui ont déjà été allégués par Ses Ministres, et qui portent principalement sur les Droits à exiger un Dédommagement des Pertes occasionées par une Attaque injuste, sur la Modération déjà évidemment pronvée par la Déclaration de ne vouloir garder de ses conquêtes, que celle qui peut assurer la Durée et la Stabilité de la Paix, et qui n'offre d'ailleurs aucun aggrandissement réel à la Russie. Mais Sa Majesté Impériale n'a pas hésité de développer encore vis-à-vis de Nous des Arguments plus détaillés, et il est de Notre Devoir de les transmettre avec cette Fidélité et avec cette Force, que Nous devons à Sa Confiance et au Zèle avec lequel Nous avons fait valoir vis-à-vis d'Elle même tous les Arguments des Cours Alliées. La Russie convient qn'Elle se trouve dans une situation pénible; qu'Elle est la Victime d'une Attaque injuste; qu'Elle a dû faire les plus grands Efforts ponr la repousser; mais Elle assure, que ce ne sont point Ses

Ennemis qu'Elle redoute, qu'Elle est bien plns affligée d'avoir à lutter contre des Puissances, qu'Elle a toujours regardé comme Ses Amies naturelles, à qui Elle a souvent donné des preuves dn plus grand Attachement, et à qui Elle a plus d'une fois facilité des paix glorieuses. Loin d'avoir voulu Leur disputer les Avantages naturels de Leurs Succès: qu'Elle souffroit de voir alléguer vers Elle l'Equité prétendue d'une Base factice qui devroit être la Punition de l'Agresseur, et qui devenoit non seulement la plns grande Injustice quand on y soumettoit une Puissance attaquée, mais excluoit encore toute Impartialité puisqu'Elle étoit tout en faveur d'une seule. Que le Status quo absolu n'avoit jamais été adopté pour Elles mêmes par aucune des Puissances qni le faisoit valoir à présent; qne Leur propre Grandeur reposoit sur des Traités, qui n'auroient pas pu exister, si elle avoit eu lieu et qui cesseroit d'ailleurs d'être juste, si elle n'étoit adoptée généralement et par un Accord commun en tems de Paix: Que rien n'étoit aussi moins naturel, que de vouloir forcer une Puissance à ne jamais prétendre un Dédommagement à ceux qui l'attaquent. Que ce seroit encourager l'Audace et l'Injustice, et augmenter les Guerres au lieu de les prévenir, en diminuant les Dangers attachés à des Plans violents. Sa Majesté Impériale ne veut disputer, ni sur les termes, ni sur des Idées abstraites, mais Elle en appelle anx Coeurs des Sonverains dont Elle désire l'Amitié, s'il existe un Status quo plus équitable qne celui qu'Elle propose, de rendre nombre de Provinces entières, pour ne garder qu'une seule Place et un District inculte, uniquement pour se procurer une Frontière plus sûre, et si jamais une Puissance constamment victorieuse a donné des Preuves aussi fortes et plus décisives d'une Modération parfaite? Elle insiste encore sur des Considérations très importantes. Elle ne veut pas être confondue avec ces Souverains ambitieux, dont on doit arrêter les Progrès trop menaçants. Elle ne prétend donc, de garder qu'nne partie qui ne Lui est utile que pour la Sûreté et qui est un point imperceptible ponr Son Empire et pour celui des Turcs. Elle ne menace cenx-ci de Destruction: Elle Leur rend presque tout. Elle Leur rend ce qu'ils ne savent plus défendre ni conserver. Elle ne peut aussi pas craindre que les Puissances Alliées pourroient envisager Leur Dignité comme compromisse par la Substitution du Status quo limité. Elle se souvient que l'Angleterre Elle même fit la première Mention du premier; et d'ailleurs il ne peut exister de Puissance compromise que celle de Russie-même qui n'a point cessée de persuader l'Univers que c'est par Sa Modération qu'Elle renonce à tous les Avantages de la Guerre la plus heureuse. On l'attribue toujours à la Nécessité

de céder aux Instances menaçantes d'une Interposition Etrangère. La Russie désire vivement l'Amitié des Puissances Alliées; Elle la recherchera sincèrement, dès qu'Elle ne craindra plus de trouver chez Elles l'apparence de vouloir être plutôt les Arbitres que les Pacificateurs de l'Europe. Elle s'explique solennellement là dessus, ainsi que sur Son Désir unique de ne vouloir que finir la Guerre et s'assurer la Paix la plus stable. Il lui coûte déjà beaucoup à devoir rénoncer aux bons Offices des Cours Alliées, pour parvenir à la Paix, et d'être réduite à Se la procurer Elle-même aux Dépens du Sang de Ses Peuples. C'est aussi vis-à-vis de Ceux-ci que S. M. I. a des Devoirs à remplir. Il faut qu'Elle leur prouve qu'il n'a pas été versé inutilement: qu'il l'a été du moins pour avoir une Paix sinon glorieuse, du moins honorable, et Elle réclame encore une fois le Jugement impartial des Cours Alliées, si elle le seroit si tout l'avantage étoit de la Nation attaquante mais repoussée et battue. On sent aussi à Pétersbourg les Difficultés naturelles qui s'opposeront aux Cours Alliées, à garantir dans tous les Cas futurs une Modération des Turcs égale à celle de la Russie et de la Difficulté d'en trouver les Moyens. A la Fin S. M. I. se dit assurée qu'Elle trouvera les Cours qu'Elle regarde comme Ses Amis, aussi disposées à la Modération qu'Elle l'est Elle-même, et qu'on le Lui demande; c'est la seule Rivalité à laquelle Son Coeur s'ouvrira. Il sera inaccessible à celle de la Force et de la Puissance.

Copenhague le 8ème de Mars 1791.

(signé) A. P. Bernstorff.

Note.

Sa Majesté m'ordonne d'ajouter à l'Exposé ci-joint des Arguments et Motifs de la Russie, les Considérations suivantes. Elle est sûre que les Cours Augustes dont Elle ambitionne si particulièrement l'Amitié, les pèseront dans Leur Sagesse. Elle est également persuadé, qu'Elles s'arrêteront au point de vue dans lequel on le Leur présente, et Sa Confiance n'a point de bornes. Sa Majesté auroit vivement désiré, que L'Impératrice eut adopté le Status quo absolu. Elle souhaite actuellement que Son Refus ne soit pas une Barrière décisive à l'Ouvrage salutaire de la Paix. Le Désir d'avancer celle-ci, c'est la Considération supérieure; elle absorbe toutes les autres. Le moment décisif est arrivé. Il faut se rapprocher où s'éloigner pour jamais. Il n'appartient pas au Dannemarc de peser les Argu-

ments réciproques, bien moins encore de les juger. Elle s'arrête aux Motifs qui ont amené cette Crise actuelle. Elle respecte avec Impartialité le Désir de procurer une Paix Générale; et la Crainte de l'Impératrice de déroger à Son Indépendance, et surtout de perdre l'Amour et la Confiance de Sa Nation, qui doit Lui être plus chère que Sa gloire. Sa Majesté le sent fortement qu'il seroit inutile et déplacé à demander ou à proposer que L'une ou L'Autre des Puissances opposées fit la première Démarche pour Se rapprocher. C'est Elle qui s'en chargera: Elle ménagera à cet Egard parfaitement la juste Délicatesse des Parties. Celle-ci ne sera jamais compromise — jamais offensée. C'est dans le Sein de l'Amitié que chaque Idée reposera, jusqu'à ce qu'elle aura eu le Succès désiré. Sa Majesté donne et engage à cet Egard, ce qu'Elle a de plus cher, Sa Parole et Son Honneur. Il est évident que L'Interposition des Cours Alliées a eu déjà le plus grand effet. Elle a obtenu la Paix du Côté de L'Empereur. Elle a sauvé les Possessions des Turcs en Europe. Elle a mis des bornes aux prétentions de la Russie, attachée à Ses Succès. La Porte a donné déjà les plus grands motifs d une Reconnoissance éternelle pour Ses Génies Tutélaires. Elle Leur doit tout, et Elle n'a certainement pas le Droit d'exiger d'avantage, et de vouloir que Ses Amis brisent tous les Liens avec la Russie, pour n'en former qu'avec Elle aux Dépens de Tous les Autres. Il est également évident qu'Oczakow dans la Possession des Turcs et fortifié est plus dangereux à la Russie, qu'il n'est utile à la Porte Ottomane. La Base de tous les Procédés, de toutes les Démarches qui ont lieu jusqu'à présent est le Désir que la Paix soit établie d'une manière qui a laissé subsister une Balance dans ces Parties de l'Europe et qu'elle soit affermie par la Suite. Il appartient à ce Plan d'écarter tout ce qui pourroit faciliter aux Uns et aux Autres de recommencer la Guerre, au moment que des Forces épuisées seroient réparées. Il faut, s'il est possible qu'il existe une nouvelle Frontière qui ne contienne rien qui soit propre à devenir un Instrument favorable à des Plans offensifs. Il paroît donc à Sa Majesté, qu'il est possible de proposer aux Cours Alliées, le Status quo limité, auquel l'Impératrice paroît avoir consenti d'avance.

Si la Russie garde Oczakow et son Territoire jusqu'au Dniester, pourvu que les Fortifications soyent absolument rasées, peut-être sous la condition de ne les jamais relever, peut-être d'y ajouter celle de ne point établir des Colonies Militaires dans tout ce Pays: peut-être d'y établir un Désert parfait: ce sont autant de Possibilités tirées de la Nature de la chose, qui peuvent fonder une Négociation et des Termes moyens. On pourroit en trouver encore dans

des Preuves d'une Amitié renouée par des Conventions Indépendantes du Théâtre de la Guerre agréables aux Cours Alliées, qui serviroient de Gage d'un Système amical dans toutes ces Parties Toutes les Possibilités sont au choix des Puissances Intéressées; aucune n'a encore autorisé Sa Majesté d'en faire valoir quelqu'une près de l'autre; mais Elle le fera, si Elle en est chargée avec ce Zèle passionnée pour la Paix, qui la rendra très pressante non seulement vis-à-vis de Celles à qui Elle s'adresse dans ces Lignes, mais également à Pétersbourg. L'Importance du Moment doit plaider pour la Chaleur des Expressions, et Sa Majesté conjure Ses Augustes Amis et Alliés de préférer à toute autre Gloire celle de donner la Paix à l'Univers, de l'assurer à la Porte; d'écarter tous les Doutes sur Leur véritable Système et d'acquérir des Titres glorieux à l'Amitié et à la Reconnoissance de la Russie. Elle hésite d'autant moins à tenir ce langage qu'Elle ne connoît aucun Traité qui gène les Souverains, à qui Elle s'adresse, sur le choix de Leurs moyens — toutes Leurs Alliances sont défensives, Leur but est de favoriser la Tranquillité Générale et toute l'Europe applaudira tant qu'il sera maintenu. Le Dannemarc n'en a pas d'autre que d'y concourir, et il le fera avec l'Empressement et le Zèle que la meilleure des Causes mérite.

Du Département des Affaires Etrangères.

Copenhague ce 8ème de Mars 1791.

(signé) A. P. Bernstorff.